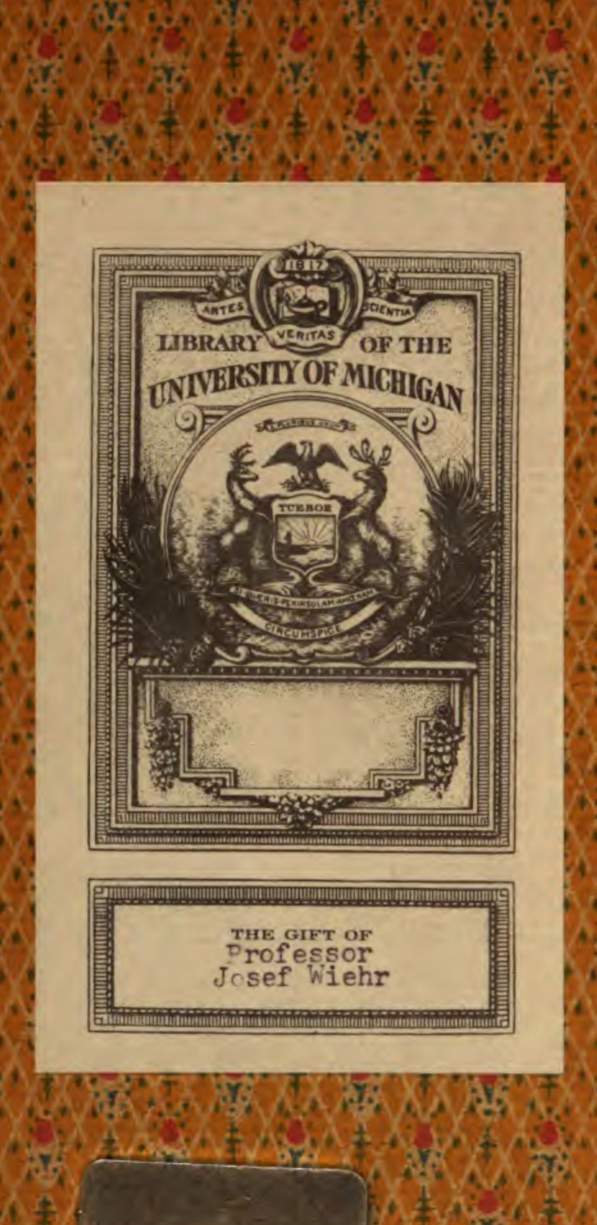




(5-) Kun

13/5.12


GSK

Vom selben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Die Koenigschmieds. Roman
Hermann Hitz. Roman

DER AMERIKA-JOHANN

EIN BAUERNROMAN AUS SCHWEDEN

VON

FELIX MOESCHLIN

LEIPZIG 1912
VERLAG VON GIDEON KARL SARASIN

Holzfreies deutsches Alfa-Dickdruckpapier von Ferd. Flinsch, G. m. b. H., Berlin.
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Meiner lieben Frau

gewidmet

ERSTES KAPITEL.

An einem klaren Maiensonntag, als das dünne, schmutzige Eis in großen Fetzen langsam den See hinuntertrieb, kam er vom Kirchdorfe her nach Äppelvik gefahren. Der zweirädrige, hartfedernde Wagen rollte bald aufwärts, bald abwärts, schwenkte bald nach links, bald nach rechts, ganz wie es der armseligen Landstraße gefiel, die über jeden Hügel hinwegkletterte und vor jedem Hindernisse ausbog. Er rollte durch Wald und Wald und wieder Wald, durch einen dichten Kiefern- und Fichtenbestand, der finster und drohend an die wie zur Abwehr weit vorgestreckten Radnaben herandrängte und hoch über dem schmalen Fahrweg Astwerk und Gezweig ineinander verschlang und verwebte. Und rollte auch da und dort, doch in großen Zwischenräumen, an dürftigen Wiesen und kargen Äckern vorbei, die von mächtigen Steinwällen umgeben waren, als müßten sie gegen einen Feind verteidigt werden. Und rumpelte endlich einen steilen Rain hinauf, wo der Wald auf einmal zurücktrat und Schritt für Schritt die Aussicht größer und freier wurde. Da oben lag Äppelvik.

Vor dem ersten Hofe stand ein Knabe und gaffte sich die Augen aus dem Kopfe.

Als der Fremde seiner gewahr wurde, gab er dem Bauern neben ihm, der ihn kutschierte, ein Zeichen, daß dieser mit kurzem Ruf und straffem Zügelzug das Pferd zum Anhalten brachte.

„Lebt der Stenbacks-Per noch?“ fragte der Fremde.

„Ich weiß nicht“, antwortete der Knabe nach einer langen Pause.

„Bist du nicht aus Äppelvik?“

„Ich weiß nicht . . .“
„Besinn’ dich . . .“
„Ich weiß nicht . . .“
„Damn’d fool!“ kam es fluchend vom Wagen herunter.
„Ich weiß nicht“, tönte es weinerlich zurück.
Da machte der ungeduldige Frager eine verzweifelte Gebärde, nahm die Zügel in die Hand, trieb das Pferd an und leitete es auf einen Karrenweg, der nach links von der Landstraße abbog und gegen den See zu und gegen einen grauen Hof aus niederen, dürftigen Blockbauten führte.
In jenem Hofe saß zur gleichen Zeit ein einsamer Mann in der großen Stube und las in einem Psalmbuche. Langsam rückte sein Zeigefinger von Wort zu Wort, und flüsternd buchstabierten die Lippen, was die Augen mühsam entzifferten.
Plötzlich fuhr er auf. Der helle Klang von Hufschlägen und das Poltern von Wagenrädern lärmte in seine beschauliche Stille hinein.
Wer kam? Auf seinem Wege? Auf seinem Wege, der bei ihm ein Ende nahm?
Der Wagen hielt. Er hielt vor seiner Türe. Zwei Stimmen mischten sich, zwei fremde Stimmen. Ein Sprung zur Erde. Noch einer. Und dann eine heftige Erschütterung, wie von etwas Schwerem, das wuchtig auf den Boden gestellt wird.
Wiederum die Vermischung von zwei Männerstimmen. Dann das wohlbekannte Geräusch des Wendens, die üblichen Zurufe an das Pferd. Der Wagen fuhr davon.
Es gingen Tritte auf der Vortreppe. Es klopfte an die Haustüre.
Der Bauer hatte das Psalmbuch sinken lassen und hielt den Atem an. Er wußte nicht, was er mit dem Gehörten anfangen sollte. Und wenn geklopft wurde . . .

dann war es ja kein Bauer, der vor dem Hause abgestiegen war. Denn in Äppelvik klopfte man an keine Türe. Wollte man in ein Haus, so tat man es eben und fragte nicht lange.

Im kleinen Vorraume tönten Schritte. Jetzt klopfte es an die Stubentüre. Der Stenbacks-Per wußte nicht, was er denken sollte. Er rührte sich nicht vom Flecke.

Die Stubentür ging langsam auf. Ein Kopf schaute herein. Es war ein unheimlicher Kopf. Der Bauer erschrak erst. Aber dann faßte er sich und musterte das fremde Antlitz. Er sah tiefliegende Augen in dunklen, großen Höhlen, abgezehrte, eingefallene Wangen, die die Backenknochen stark hervortreten ließen, eine flache, unbegreifliche Stülpnase, die zwei große Nasenlöcher wies, schmale, weit zurückstehende Lippen, die mit breitem Grinsen die Zähne und das Zahnfleisch entblößten.

Der Fremde war eingetreten. Er trug einen Pelz, wie ihn der Bauer noch nie gesehen hatte. Hellbraun war er, auch rostbraun, mit feinen, dichtsitzenden, langen Haaren.

„Well," sagte der Mann im Pelze mit einer seltsamen Aussprache, „kennst du mich nicht, Per?"

„Johann?" fragte Per zweifelnd und stand auf.

Der andere nickte.

Da legte Per das Psalmbuch sorgfältig auf die Sitztruhe und ging auf den seltsamen Kerl zu. Als er eine Weile Auge in Auge mit ihm gestanden, drückte er ihm die Hand.

Eine Hand wie ein Brett, dachte Johann.

Eine Hand wie Lehm, dachte Per.

„Willkommen", sagte er. „Keiner hat daran geglaubt, daß man dich wiedersehen werde, Amerika-Johann. Mit den Menschen ist's ja nicht wie mit den Vögeln, die jeden Frühling wiederkommen."

„Heiß ich Amerika-Johann?“ fragte sein Bruder.

„He ja . . . so nannte man dich, wenn man von dir sprach. Aber es ist schon lange her, daß man von dir gesprochen hat.“

„Glaub's wohl“, antwortete der Amerika-Johann und lächelte in sich hinein, als denke er an lustige und erfreuliche Dinge.

Per schaute ihn an, und je länger er ihn anschaute, desto fremder wurde ihm der Heimgekehrte.

„Komm' und hilf mir,“ sagte da sein Bruder. Mit schnellen Schritten ging er wieder hinaus. Per folgte ihm bedächtig.

Er hüpft wie ein Vogel, dachte er.

Der Amerika-Johann stand schon vor der Haustüre und wartete.

„Seid Ihr immer noch so langsam in Old Sweden?“ rief er ungeduldig.

„Wo brennt's?“ antwortete Per ruhig und lächelte.

Aber dann sah er etwas, das ihn von einem Augenblick auf den anderen ernst und feierlich werden ließ.

An der Treppe lag eine große Kiste aus prächtigem gelbem Leder, mit goldglänzenden Beschlägen und funkelnden Schlössern über und über bedeckt, gar nicht zu vergleichen mit ihren eigenen jämmerlichen Truhen, die bloß ein paar Blumen und simple Eisenbeschläge aufzuweisen hatten.

Der Stenbacks-Per starrte das Wunder an, als sehe er den Tempel Salomonis und alle Herrlichkeit des himmlischen Jerusalem. Er staunte, als hätte sich die Erde vor ihm aufgetan und offenbare das Gold des Bergkönigs.

„Was ist das für ein Ding?“ murmelte er leise und scheu.

„Mein Koffer“, antwortete der Amerika-Johann mit seiner seltsamen Aussprache, die alles noch merkwürdiger und geheimnisvoller machte.

Der Stenbacks-Per wußte nicht, was ein Koffer war, aber das erschien ihm ganz natürlich und selbstverständlich, und er verband irgendeinen phantastischen Begriff damit, der in seinem von biblischen Vorstellungen und Bildern erfüllten Sinne am ehesten noch die ehrfurchtgebietende Bedeutung der Bundeslade annahm.

Mit Ächzen und Pusten schleppten sie die Kiste in die Stube. Sie glänzte und glitzerte im dämmerigen Scheine der kleinen Bleifenster mit tausend Lichtern.

Der Stenbacks-Per konnte nicht von ihr loskommen.

„Was hast du denn in der Kiste drin?" fragte er. Er hatte das fremde Wort gebrauchen wollen, das ihm sein Bruder gesagt hatte. Aber da es ihm schon wieder aus dem Gedächtnis gefallen war, mußte er es bei der hergebrachten Bezeichnung bewenden lassen, sprach sie aber leise und undeutlich aus, denn er begriff recht gut, daß eine so alltägliche und gemeine Benennung einem so prächtigen und außergewöhnlichen Dinge gegenüber nicht am Platze sei.

„Gold", antwortete der Amerika-Johann und grinste.

Der Bauer nickte: Natürlich. Drum war die Kiste auch so schwer gewesen. Und mußte sie nicht gerade darum so köstlich und so prächtig sein, weil sie so Köstliches enthielt? Ein König kleidete sich ja auch nicht in Loden, sondern in einen Purpurmantel, und das kostbare Blut Christi trank man nicht aus einem Birkenrindenbecher, sondern aus einem silbernen Kelch. Und wie eine buntbemalte Bauerntruhe bloß Wollenes und Leinenes beherbergte, auch etwas Baumwollenes vielleicht, so mußte diese selber schon wie Gold glänzende Kiste drum eben auch mit Gold gefüllt sein.

„Von drüben?" fragte er mit einer Stimme, die vor andächtigem Staunen nicht laut zu werden wagte.

„Ja, von drüben!" kam die Antwort.

Der Amerika-Johann zog seinen Pelz aus. Ein selt-

samer Pelz war's, aber seltsamer war doch die Kleidung, die darunter zum Vorschein kam: ein Rock aus feinem, schwarzen Tuch und lange Hosen aus demselben Stoffe. Und Schuhe, die fein und schmal und glänzend waren, mit dünnen Sohlen. Per schämte sich auf einmal, wenn er an sich selber heruntersah und an seinen Lodenrock dachte, an die Kniehosen aus Bocksleder, an die röhrenförmigén, rauhen, dickwollenen weißen Strümpfe und an die unförmlichen, klobigen Schuhe mit den brettermäßigen Sohlen aus mehrfach übereinandergelegter Birkenrinde, mit Eisen beschlagen als wie ein Pferdehuf. Oh, so viel klumpige Plumpheit, so viel ärmliche Häßlichkeit. Er fühlte auf einmal etwas wie Wut in sich aufsteigen, Wut gegen sich selber, gegen den Bruder, gegen alle Welt, gegen etwas Unbekanntes, weil der andere so reich und fein war und er so arm, so unbeholfen, so dumm.

Johann hatte sich auf die wandfeste Bank gesetzt und ließ die Augen rundum gehen. Er sah nackte, rissige Balkenwände, eine unbeholfene Malerei, die heiligen drei Könige darstellend, eine niedrige geschwärzte Decke, kleine, schmale Bleifenster, einen schadhaften, offenen Herd, wo ein eiserner Dreibeinkessel über dem Feuer stand, und zwischen dem Herd und der Südseite ein Paar zweistöckige Wandbetten mit einer dickbauchigen Standuhr in der Mitte. Er erkannte alles wieder. In den fünfzehn Jahren seiner Abwesenheit hatte sich nichts verändert. Es war ihm auf einmal, als sei er gar nicht in Amerika gewesen. Da fiel sein Blick auf den gelben Lederkoffer. Das brachte ihn in die angenehme Gegenwart zurück.

„Bist du verheiratet?“ fragte er seinen Bruder.

„Ja“, antwortete Per.

„Wo ist deine Frau?“

„Sie ist auf dem Pellashof, um beim Kochen zu helfen.“

„Brauchen die ihre Hilfe?“

„Ja, der Pellas-Jerk feiert heute Hochzeit mit Svarvar-Greta."

„Der Pellas-Jerk? Wart' mal . . ., war denn der nicht schon damals verheiratet? Und hatte er nicht einen Buben?"

„Doch, verheiratet war er, und einen Buben hatte er. Aber die Frau ist gestorben, und der Bub ist ihm davongelaufen . . . in den Wald!"

„In den Wald?"

„Ja, ein Köhler ist er, und ein Jäger ist er, und ein Faulenzer ist er, und um den Hof seines Vaters kümmert er sich keinen Deut. Es ist wohl darum, daß der Pellas-Jerk wieder heiratet."

„Gehst du nicht auch zur Hochzeit?"

„Eingeladen bin ich, und zugesagt hab' ich, aber weil du nun so plötzlich nach Hause gekommen bist, so werde ich es wohl bleiben lassen."

„Hast du Kinder?"

„Nein."

Der Amerikaner schaute verwundert auf.

„Bist du noch nicht lange verheiratet?" fragte er.

„Doch. Seitdem du wegliefst," antwortete Per leise.

„Und keine Kinder?"

„Nein."

Sie schwiegen beide.

Der Bauer starrte auf die Kiste mit Gold. Sie wälzte sich ihm aufs Herz. Wie eine Lähmung ging es durch seinen Leib und seine Glieder. Hunger, Durst, Müdigkeit, Not und Armut kannte er und hatte er ertragen, und allzu schwer hatte es ihn nicht gedünkt. Das aber, was er jetzt empfand, war schlimmer. Wenn alle anderen Nöte auch Kräfte geboren hatten, ihnen zu widerstehen, also daß oft gerade aus der schlimmsten Lage der Triumph des siegenden Willens und des starken Menschenmutes erblüht war und die Verzweiflung in Jubel ge-

wandelt hatte, so waren gegen diesen neuen Feind die Kräfte nicht geübt, weil ihnen das Gebiet, auf dem die Schlacht geschlagen werden mußte, vor ein paar Stunden noch ebenso fremd gewesen war wie einem Neugeborenen, das kalte unbarmherzige Leben. Das war es: Die Welt, die so festgenagelt und wie aus Eisenguß gewesen war, hatte sich auf einmal umgedreht und bewiesen, daß sie nicht unbedingt so sein mußte, wie sie es bis zu diesem Tage gewesen war. Er erwachte zur folgenschweren Erkenntnis, daß nicht alle Menschen arm waren, so arm, wie sie es in Äppelvik gewohnt waren, daß man nicht überall in kurzen Lederhosen, schweren Birkenrindenschuhen und dicken Lodenkitteln ging.

Aber über allen Gedanken meldete sich der Hunger. Er hob den Dreibeinkessel vom Feuer und stellte ihn mitten auf den Tisch.

„Willst du mithalten?“ fragte er den Amerika-Johann und legte einen Holzlöffel vor ihn hin.

Dieser beschaute erst den Holzlöffel, dann den rußigen Kochtopf, hielt schließlich die Nase schnüffelnd über den grauweißen Brei und sagte: „Schweinefressen.“

Per schaute ihn verwundert an. „Was meinst du?“

„Schweinefressen“, sagte der Schweden-Amerikaner nochmals, und zwar so laut, daß das Wort nicht mißverstanden werden konnte.

Der Stenbacks-Per wußte nicht, was er mit dem Worte anfangen sollte. Was wohl damit gemeint war? Seine gute Gerstenmilchsuppe etwas für die Schweine? Ja, die wären froh, wenn sie so etwas kriegten. Aber vielleicht war's dort drüben im gelobten Lande ein Schweinefressen. Schon möglich, daß es dort die Schweine so gut hatten wie hier die Menschen, und die Menschen ... nun, die Menschen ... die hatten es dort wohl so gut, wie hierzuland die Seligen im Himmel droben.

Sein Bruder aber stand auf, zog ein Schlüsselbund aus der Tasche und öffnete umständlich die Schlösser an seiner messingbeschlagenen Lederkiste. Neugierig schaute ihm der andere über die Schultern. Denn nun sollte ja das Gold zum Vorschein kommen! Er zwinkerte schon mit den Augen, um nicht geblendet zu werden.

Aber das wäre nicht nötig gewesen, denn was der aufgeschlagene Deckel enthüllte, war graue, schwarze, braune und auch weiße Gewöhnlichkeit in Form von Hosen, Strümpfen, Hüten, Hemden, die der Besitzer ungeduldig durcheinander warf, um aus der Tiefe eine runde, verlötete Blechbüchse heraufzufischen. Aber das war ein geringer Ersatz für das glitzernde Wunder.

Der Amerika-Johann setzte sich wieder an den Tisch und hantierte an der Blechbüchse herum.

Da sagte der Stenbacks-Per hämisch und giftig: „Na, du, und das Gold?"

„Gold? welches Gold?"

„Das Gold in der Kiste!"

„In der Kiste ist kein Gold, old boy!"

„Die Kiste sei voll Gold, hast du gesagt."

„Dann wäre sie ja so schwer, daß man sie nicht tragen könnte." Der Amerikaner lachte.

„Du bist also ein Lügenmaul", rief der Stenbacks-Per. „Am Ende hast du wohl gar nicht mehr als ich, du Windbeutel, du!" Und er streckte sich stolz und überlegen. Der offene Kistendeckel hatte die göttliche Gerechtigkeit wiederhergestellt. So teuflisch war die Welt denn doch nicht eingerichtet, daß der Gerechte Hunger leiden mußte und der Ungerechte im Überflusse schwelgen durfte. Und daß er mit dem Gerechten sich selber meinte und mit dem Ungerechten den anderen, dazu hatte er Ursache genug, und wenn das etwa in Frage gestellt werden sollte, so wollte er einem jeden, der sich darum kümmerte, den Standpunkt schon klar machen!

Sein Bruder lachte wie zu einem gelungenen Scherze, schlug dann den Rock auf der rechten Seite zurück, öffnete eine zugeknöpfte Brusttasche und holte ein paar Papiere und ein blaues Büchlein hervor. Das alles hielt er dem Bruder unter die Nase und fragte: „Kannst du lesen? Das ist mein Gold. Wenn's auch nicht glänzt, das ist my money! Und so viel hat nicht mancher in the whole country!" Bekräftigend schlug er auf den Tisch.

Der Bauer starrte auf Ziffern und Buchstaben.

Die Worte waren ihm spanische Dörfer. Die Zahlen aber waren verständlich genug, wenn er auch nicht zu einem klaren Überblicke des Vermögens kommen konnte, weil es sich nicht um eine einzelne klare Summe handelte, sondern um verschiedene Posten, deren Beziehung untereinander nicht ganz deutlich war.

„Viel Geld, nicht?" grinste der Amerika-Johann. Per schob ihm die Papiere wieder vorsichtig zu, als seien sie zerbrechlich und bedürften der äußersten Vorsicht.

„Glaubst du's nun, Per?"

Aber der schüttelte bedächtig den Kopf.

„Ja, wenn du mir das Geld wahrhaftig zeigen könntest! Aber das sind ja nur Papiere, und ebensogut wie Gülten können sie Schulden bedeuten, ich verstehe doch nichts davon."

„Und von dem da, verstehst du auch von dem nichts?" und aus seiner Brieftasche kamen zehn Hundertreichstalerscheine, einer nach dem anderen, legten sich hübsch geordnet in eine Reihe und sahen so leibhaftig und überzeugend aus, daß nichts gegen sie einzuwenden war.

„Ja, das ist was anderes," sagte der Stenbacks-Per und wurde ehrfürchtig.

„Hundertmal, wenn du willst, kann ich dir das Kunststücklein vormachen! So viel steckt in meinen Papieren. Hundertmal, stell' dir das vor!"

Als der Reichtum des Heimgekehrten auf diese Weise anschaulich gemacht worden war, wandte sich der glückliche Besitzer wieder seiner Büchse zu. Per aber hatte den Appetit für die Milchsuppe verloren und starrte sich an den tausend Reichstalern, die immerzu ruhig und wirklich dalagen, die staunenden Augen blind.

Der Amerika-Johann hatte die Blechbüchse geöffnet.

„Da, nimm dir ein Stück Fleisch," sagte er, „das ist nicht aus Old Sweden, das ist aus Amerika! Und besser als die Kindersuppe, old boy!"

Fleisch aus Amerika! Hat man schon so etwas gehört! Fleisch aus Amerika! Und stinkt nicht mal! Und ist nicht angefault! Sieht ganz wie richtiges Fleisch aus. Du gesegneter Himmel, Fleisch aus Amerika, und es schmeckt ganz gut, wahrhaftig, besser als alles, was man seines Lebtag gegessen hat. Da sitzt man und ißt Fleisch, das über Meer geschwommen ist, amerikanisches Fleisch, da oben in Äppelvik, einige Dutzend Zehnkilometermeilen hinter Stockholm, oj, oj, oj ...

Nun war das fehlende Gold in der Kiste reichlich wettgemacht, mehr als das, es war übertrumpft. Ruhm und Ansehen glänzte auf einmal wie eine Glorie um den abgemagerten, ausgemergelten Schädel des Amerika-Johann.

Der reiche Nabob nahm schmunzelnd und grinsend den mit Worten und Blicken dargebrachten Weihrauch entgegen. Es fiel ihm im geringsten nicht ein, irgendwelche abwehrenden Handbewegungen zu machen. Angeeifert vom Beifall, den die Konservenbüchse gefunden hatte, stand er auf und öffnete die Kiste mit den glänzenden Messingbeschlägen zum zweitenmal. Eine dickbauchige Flasche kam ans Licht. Er stellte sie mitten auf den Tisch, dicht neben den Dreibeinkessel. Was nun? dachte Per.

„In dieser Flasche ist kein Wasser, kein Dünnbier und auch kein Branntwein, in dieser Flasche ist Wein. Der

beste Wein, den es in Stockholm gibt, yes! Grand vin royal!“

Per war wie benommen vor Ehrfurcht und Erstaunen und hatte das Gefühl, als komme nun die feierlichste Stunde seines Lebens.

Der Pfropfen knallte, erschrocken angestaunt, als sei in der Stube eine Kanone losgegangen, und schäumend perlte der helle Wein in die tassenförmige Schale, aus der bis dahin bloß Schnaps getrunken worden war.

Per nippte erst ganz vorsichtig, als sei dem Tränklein, das so viel Aufhebens von sich machte, nicht recht zu trauen. Als ihm aber der erste Schluck gar süß und prickelnd einging, faßte er Mut und fuhr mit der angenehmen Beschäftigung fort, bis die Quelle versiegte. Und da war er auch schon bei so ungewohnter Ware ganz leise, leise in einen leichten Rausch hineingekommen, der ihm die schweren Füße leicht machte und sie von der Erde hob, an der sie sonst wie angekettet und angewachsen waren.

Doch unversehens schlug die Stimmung um. Der Stenbacks-Per kam auf einmal von der Seligkeit in die Rauflust hinein.

„Du bist aber doch ein Schuft,“ sagte er und stellte sich drohend vor seinen Bruder hin. Der so unsanft Angeredete wußte nicht recht, wie ihm war.

„Willst du mehr Wein?“ fragte er unsicher.

„Nein, sauf' ihn selber,“ kam die grobe Antwort. „Könnt' ich dir den nur wieder ins Gesicht speien, den ich schon getrunken habe. Ein Schuft bist du, das wäscht kein Wasser weg und auch kein Wein, und wenn du hundert Jahre alt würdest!“

Der Amerika-Johann verteidigte sich: „Bereut hab' ich's damals, als es zu spät war, geheult hab' ich auf dem Schiff!“

„Ja, ja ... bereuen und heulen, das kann jeder ...

aber besser machen, dableiben, statt davonzulaufen, ausessen, statt nur einzubrocken, das wäre das Rechte. Schuftig war's, unserm Vater das Geld zu stehlen. Da, in der Tischschublade lag's, das Wenige, sauer Verdiente. Aber du schämtest dich nicht. In unserem Dorf wurdest du der erste Dieb. Wenn man in eine Stube trat, dann schlossen sie die Schränke zu, denn was der eine getan hatte, das konnte auch der andere tun!"

Der Amerika-Johann unterbrach ihn. Er sah einen Weg zur Versöhnung offen. Mit großartiger Gebärde schob er dem Ankläger zwei Hundertreichstalerscheine zu: „Ich mach's wieder quitt. Mit Zins und Zinseszins und noch etwas dazu. Da nimm!"

Aber der andere stieß die Scheine weg: „Behalt den Wisch ... ich rühr' dein Geld nicht an. Wer weiß, woher's kommt. Vielleicht gibt's auch in Amerika drüben offene Tischschubladen ..."

„Oho!" machte sein Bruder drohend.

„Willst du etwas? Nur zu ... Ich hab' nichts dagegen!"

Aber obwohl der Aufgeforderte mehr als zehn Jahre jünger war, so hatte er doch allen Grund, seinen Bruder zu fürchten. Denn ging der auch etwas gebeugt und hatte Beine so dünn wie ein Stecken, so wiesen doch sein wie aus Holz geschnitztes Gesicht und die sehnigen Hände eine ungebrochene Kraft, mit der er's nicht gern aufnehmen wollte.

Doch kam ihm ein neuer Stimmungsumschlag zu Hilfe. Per setzte sich auf die Bank, legte den Kopf auf den Tisch und begann zu weinen. „Und dann kommt er wieder", jammerte er, „und ist reich ..."

Der Amerikaner stand vor ihn hin. „Schau' mich an, es ist mir auch nicht immer gut gegangen. Krank bin ich gewesen und mehr als einmal nah am Tode. Und

nun bin ich ja gekommen, um dir zu helfen. Ich weiß, wie man Geld verdienen kann! Nur Geduld, hier muß es anders werden!"

Per schaute ihn lange an. „Ja, schön bist du wirklich nicht," sagte er dann mit plötzlichem Auflachen.

Der andere lachte mit. In diesem Gelächter fanden sie sich als Brüder wieder.

„Nun will ich den Hof ansehen," sagte Johann.

„Ach, viel hat sich nicht verändert, seitdem du fort bist!"

„Ich hab' vergessen, wie er war. Denn anders ist's dort drüben. Bruder, das kann ich dir sagen."

„Glaub's wohl", antwortete Per und dachte an die zwanzigtausend — oder waren es gar dreißigtausend — Reichstaler. Hunderttausend konnte er sich gar nicht vorstellen.

„In den Stall zuerst!"

Der Stall war niedrig und wie das Wohnhaus aus zweiseitig behauenen, vor Alter grau gewordenen Baumstämmen etwas nachlässig aufgebaut und mit Schindeln eingedeckt. Durch die niedrige Türöffnung traten sie in einen ungelüfteten, halbdunkeln Raum, in dem eine Kuh, zwei Ziegen und drei Schafe in der schmutzigen, dünnen Streu standen. Der natürliche Boden bildete die Unterlage. Der Amerikaner sah alles aufmerksam an und blieb dann vor einer Steinplatte, auf der ein Häuflein Späne lag, verwundert stehen. Was das bedeute, fragte er. Ob er denn das nicht mehr wisse, antwortete Per lachend, das seien ja die Kienspäne, die abends angezündet würden, wenn es finster sei, denn Licht müsse man haben, und die Kerzen seien zu gut für den Stall. Da erinnerte sich Johann wieder an seine Jugendzeit. Er lächelte bei der Erinnerung an die feuergefährlichen Fackeln, mit denen sie unbekümmert in die Scheune gerannt waren. Ach ja, das unpraktische Gott-

vertrauen mußte in Old Sweden immer noch groß sein. Ob sie denn keine Lampe hätten, fragte er. O doch, bedeutete ihm Per mit einem gewissen Stolze und ging in die Wohnstube zurück, um das Wunderwerk zu holen. Aber als es kam, da war es für den Weitgereisten gar kein Wunderwerk, sondern ein jämmerliches, kleines Medizinfläschchen mit einem dicken Baumwollfaden in einem durchbohrten Korke als Docht. Was das für ein rußendes Flämmchen geben mußte, lieber Himmel, und das war nun etwas, worauf sie stolz waren. Oh, die genügsamen Leute. Und er erzählte dem verwundert Aufhorchenden von einer Lampe, die so hell gebe, als scheine die Sonne. Da sah Per das Medizinfläschchen mit dem dicken Baumwollfaden als Docht gar nicht mehr an.

Johann aber ließ sich die Düngerstätte zeigen und fand einen unordentlichen, ungepflegten Misthaufen, der ohne Dach auf dem bloßen, etwas geneigten Boden lag, so daß der Regen den Haufen nach Belieben durchwässern und dann mit wertvollen Stoffen beladen als brauner Saft ungehindert und unnütz davonrinnen konnte. Über so viel Verschwendung mußte er lachen, und als ihn sein Bruder fragte, warum er den Mund verziehe, sagte er, daß ihm der Anblick eines solchen schwedischen Misthaufens von Herzen wohltue, weil er das richtige Wasser auf seine Mühle sei. Diese Bildersprache aber wurde nicht verstanden, und er gab sich weiter auch keine Mühe sie verständlicher zu machen.

Vom Stall gingen sie über den Hof zur Scheune hinüber, an deren Wand die Pflüge und Eggen hingen. Johann verwunderte sich über das mittelalterliche Aussehen der Ackergeräte, sagte aber nichts, sondern gab sich ganz den Anschein, als müsse das so sein und habe kein Bauer auf der ganzen Welt bessere Werkzeuge.

Im Speicher erfuhr er, daß sie nicht eigenes Roggenmehl aufbewahrten, sondern russisches, und als er fragte, warum das der Fall sei, da der Roggen doch sicher auch in Schweden gut gedeihen würde, erhielt er die Antwort, daß die Kühe das Roggenstroh nicht so gern fräßen wie das Gerstenstroh und man darum Gerste anpflanze, was ihm eine sehr lustige und verkehrte Art zu sein schien, dem Futtermangel abzuhelfen.

Zwischen Stall und Scheune hindurch schritten sie auf den nächsten Acker hinaus.

Es war der landesübliche, arme, karge, flachgründige Boden. Um das vor vielen hundert Jahren urbar gemachte Viereck lagen die Steine, die Jahr um Jahr ausgegraben und weggeschleppt worden waren, zu großen Ringmauern und ungeschlachten Blockpyramiden aufeinandergetürmt. Sie waren grauschwarz angewittert, mit Flechten bedeckt, mit Moos in den Ritzen, von Tannen und Erlen durchwachsen, doch auch sauber und hell, wie nackt, wie Neugeborene, in ihrer eigenen Farbe, noch unberührt von Wind und Wetter.

Auf dem steinigen Acker standen die zwei ungleichen Brüder und kehrten der Aussicht auf den See und die blauen Berge dahinter den Rücken.

Sie schauten auf den Boden. Es war nicht anders, als ob man ein Steinmosaik sähe.

„Wüßte man es nicht, so würde man nicht auf den Gedanken kommen, daß dies ein Acker sei," sagte der Amerika-Johann und lachte laut heraus.

Dem Stenbacks-Per kam es auch auf einmal lächerlich vor, daß man sich mit einem solchen Boden abgeben könne. Aber er bekämpfte die Anwandlung.

„Es ist mein Boden, den ich bebaut habe. Und den mein Vater und der Vater meines Vaters bebaut haben," sagte er.

„Als ob ihn das wertvoller machte! Dein Vater

war auch mein Vater, und doch kümmere ich mich um den Boden einen Dreck!“

„Ja, du hast dich um nichts gekümmert, nicht um Haus und Hof, nicht um Sitte und Ehrlichkeit . . .“

„Und bin doch ein reicher Mann geworden!“

„Ich habe getan, was meine Pflicht ist. Gott hat es so eingerichtet.“

„Pflicht? Gott? Dumme Worte! Warum wohnst du gerade hier? Warum bebaust du gerade diesen Boden?“

„Meine Väter haben auch hier gewohnt, und auch sie haben diesen Boden bebaut.“

„Ist das ein Grund, drauf festzukleben? Du hast die Beine nicht nur zum Dastehen, sondern auch zum Weglaufen. Früher war alles fest und bestimmt, jetzt darf man wählen! Heutzutage fragt man nicht mehr danach, ob die Vorväter den Boden bebaut haben, sondern ob der Boden etwas wert sei. Man rechnet! Hörst du, man rechnet aus, wieviel man verdient, und woran man nichts verdient, das läßt man bleiben!“

Der Stenbacks-Per schüttelte den Kopf.

„Das ist eine merkwürdige Mode. Aber gut ist sie nicht, und recht ist sie auch nicht. Was der Vater begonnen, das soll der Sohn weiter führen, so haben wir es immer gehalten, wir auf dem Stenbacken und auch die anderen im Dorfe. Was würde aus der Welt werden, wenn alle so handelten, wie du sagst?“

„Die Welt geht uns nichts an. Und wenn es auf Erden fruchtbares Ackerland gibt und unfruchtbares, warum soll man gerade das unfruchtbare bebauen?“

„Gibt es bessere Äcker als hier in Äppelvik?“

„An anderen Orten würden sie solche Erde als Kies und Sand auf die Straße führen.“

„Hat man nicht überall so viele Steine wie hier?“

„Ach, du einfältiger Bruder. An anderen Orten sind die Steine so selten, daß man sie für teures Geld meilen-

weit herfahren muß, wenn man sie zum Bauen nötig hat."

„Oj, oj, oj, ist das möglich!"

„Natürlich ist das möglich und noch viel dazu. Wenn du gesehen hättest, was ich gesehen habe, du würdest zur nächsten Birke gehen und dich an einen Ast hängen. Yes!"

„Pfui, wie du sprichst."

„Ja, wahrhaftig. Es ist ja zum Heulen, wenn man dran denkt, wie ihr lebt. Wie das liebe Vieh! Wißt nichts, könnt nichts, habt nichts. Glaubst du vielleicht, daß du bauern kannst? Weit gefehlt... Stümpern kannst du, mehr nicht... Da solltest du drüben in den states zusehen! Aber die haben auch einen anderen Boden! Bloß ein dummer Schwede kann sich mit solchem Boden abgeben und tun, als ob er mit tausend Jahre alten Ketten dran geschmiedet sei!"

„Gibt es draußen wirklich Äcker ohne Steine?"

„Ich habe es dir schon einmal gesagt. Glaubst du, ich lüge? Und auch ein besseres Klima gibt's. Warm das ganze Jahr hindurch. Gefrieren tut's nie und regnen gerade nur so viel, wie nötig ist. Und wachsen tut's ganz von selbst. Das Gras wird mannshoch und das Korn, was soll ich sagen, so groß wie deine Hütte, ja, mindestens. Da verdient man Geld. Und ernten tut man zweimal im Jahre. Und zu düngen braucht man nicht. So fruchtbar ist der Boden. Kaum hat man das Korn gemäht, so fährt man mit den Pflügen durch, und dann sät man wieder. Und wie leicht der Boden zu bearbeiten ist! Ein Genuß, sage ich dir, keine Arbeit. Man tut's mehr der Gesundheit wegen, damit man ein bischen Bewegung hat. Ich möchte es dir gönnen, daß du einmal einen solchen Acker zu Gesicht bekämst! Das tät dir gut!"

Ach, der Stenbacks-Per hatte ihn schon zu Gesicht bekommen. Er sah ihn deutlich vor sich. Unerreichbar,

weit in der Ferne, aber um so verlockender: Mannshohes Gras, haushohes Korn, doppelte Ernte.

„Ja, du, einen Schuft hast du mich genannt, aber ich will es dir nicht nachtragen. Du bist mein Bruder. All right. Aber das sage ich dir: Bin ich ein Schuft, bist du ein Esel; bin ich schlecht, so bist du dumm! Und was ist schlimmer, frag' ich? Wie weit hast du es gebracht mit deinen bocksledernen Hosen und deinen zentnerschweren Schuhen? Geschunden hast du zeit deines Lebens, und schinden mußt du, bis du stirbst! Ich aber setz mich zur Ruh und das in einem Hause, wie ihr in Äppelvik noch keins gesehen habt. Auf Stühlen werde ich sitzen, die so weich sind, daß du meinst, du seiest im Himmel. In einem Bette werde ich liegen, daß der König nicht besser liegen kann. Und gut essen werde ich, daß der Pfarrer sogar sich schämen muß, mich einzuladen. O du Dummer, bald ist dein Leben aus, und was hast du dann davon gehabt? Ich aber ..." Er schnalzte mit der Zunge. „Ei ja! Viel Gutes habe ich erfahren, und viel Gutes werd' ich mir noch gönnen — oh yes!"

Der Amerika-Johann kehrte nach dem Hofe zurück. Der Stenbacks-Per aber blieb auf dem Acker. Seine Glieder waren steif. Man hatte ihm die Augen geöffnet und ihn dann hilflos, mitleidslos stehen gelassen. Er sah auf einmal nur grenzenlose Jämmerlichkeit hinter sich, nichts Besseres in der Gegenwart und nur Schlimmeres in der Zukunft.

Er war blind seines Weges gegangen. Dumm und blind! Sein Bruder hatte recht. Plackerei statt Freude, Armut statt Wohlstand, und alles aus eigener Schuld. Es hätte nicht so sein müssen. Nun wußte er es. Es war nicht Gottes Wille gewesen; denn hat nicht Gott die ganze Welt geschaffen? Wo steht geschrieben: Da, wo du geboren bist, sollst du auch bleiben? Und wenn dein Acker steinig ist, so bebaue ihn? Nirgends steht solches! Ist

nicht Abraham ausgezogen nach dem Lande Kanaan, und wanderten die Juden nicht aus dem schlimmen Ägypten in das gelobte Land? Sind jene fruchtbaren Äcker in Amerika, wo das Gras mannshoch steht und das Korn bis über die Häuser wächst, nicht für alle?

Hatte er nicht zu Gott gebetet alle Tage seines Lebens? Warum war er ihm kein barmherziger Gott gewesen? Warum hatte er ihn nicht erlöst aus der Trübsal und ihm Äcker geschenkt, die reiche Früchte trugen, so daß Armut und Hunger ihm fernblieb? Hatte er nicht gearbeitet vom Morgen bis zum Abend und oft bis spät in die Nacht hinein, wenn sie hell und weiß gewesen war wie ein vergessener Tag?

Der andere, der Dieb, der Ehrlose, war zurückgekommen, beladen mit allen Schätzen des Morgenlandes. Gottes Gnade und Hilfe war bei ihm gewesen, dem Schelmen, dem Landflüchtigen. Ihm selber aber waren bloß Steine gegeben worden, damit er sich mit ihnen plage sein Leben lang.

O wie er diese Steine haßte! An ihnen klebte sein Blut und das Blut seiner Vorfahren. An sie war alle Kraft seines Lebens und jeder Gedanke gegangen. Mit ihnen hatte er gekämpft und gestritten ohne Unterbruch. Sie hatten die Pflugschar aufgehalten und sie stumpf gemacht, hatten dem Samen das Erdreich verwehrt und ihn verdorren oder den Vögeln zum Fraße werden lassen. Sie waren immer da und überall, nie nahmen sie ein Ende und jeder Fleck im Acker, und wär er hundertmal durchgraben worden, hatte ihm jedesmal doch wieder einen Stein vor die Füße gebracht, als sei im Boden drin an Steinen ein ewiges, heimtückisches Gebären.

O, diese Steine, die so groß waren, daß ihre Größe ihn auslachte, und jene, die so klein waren, daß ihre tausendfache Geringheit seiner spottete! Verflucht sollten sie sein! Nicht nur das Leben hatten sie ihm gestohlen, sie

waren auch schuld daran, daß er der letzte war und daß sein Leben kein neues Leben gezeugt hatte. Denn einmal, als er einen Balken als Hebel untergeschoben hatte — im Herbst war's gewesen, beim jährlichen Steinausgraben — einem roten, klotzigen Blocke hatte es gegolten — und der Stein hatte sich schon gehoben, da hatte der Balken plötzlich mit einem heftigen Stoße in die Höhe geschlagen und ihn so übel getroffen, daß er aufschrie und sich wimmernd nach Hause schleppte und wochenlang in schlimmem Fieber liegen mußte. Und als er sich wieder vom Krankenbette erhoben hatte, da war er kein Mann mehr gewesen. O Scham und Schande, kein Mann mehr! Der höchsten Kraft beraubt . . .

Er trat an die Mauer heran. Er faßte die Steine, als könnte er sie züchtigen, als müßten sie seine harten Griffe spüren und seine Flüche und seine Verwünschungen hören.

Er rüttelte und schüttelte sie, daß sie ins Wackeln kamen, so große Kraft gab ihm der übermächtige Zorn.

O, daß sie auch Seelen kriegen möchten, fühlende Seelen, um zu leiden wie er. Daß sie auch Leiber kriegen möchten, um zu tragen, was er getragen hatte. Daß sie Menschen werden möchten, Bauern wie er, in steinigen Äckern. Dies Ärgste wünschte er ihnen.

Da rutschte ein Stein der Unterlage heraus, andere folgten, von oben fielen sie herab, von den Seiten drängten sie nach. Mit Poltern und Lärmen wälzten sie sich über ihn her, der sie verfluchte, nahmen ihn unter sich und drückten ihn nieder, drückten und drückten mit ihrem gräßlichen Gewichte, preßten, zermalmten, zerbrachen, gleichgültig, was es traf.

Der Stenbacks-Per hatte nicht viel Menschenähnliches mehr. Er glich einer armen Kröte, die unter den unbarmherzigen Tritt eines klotzigen Schuhes gekommen ist, so verstümmelt und widerwärtig sah er aus.

Aber das Leben war noch nicht tot in ihm. Das Be-

wußtsein flackerte noch irgendwo in seinem Gehirne mit spärlichen Flammen. Schmerzen spürte er nicht, er spürte überhaupt den Leib nicht mehr. Er wußte nicht, was aus Armen und Beinen geworden war. Sie waren ihm abhanden gekommen.

Er hatte doch einmal nimmermüde Füße und Beine gehabt, die ihn unverdrossen durchs Leben getragen. O, wie süß es gewesen war, zu gehen. Noch einmal gehen zu können. Nur einmal, so ein Glück. Aber er hatte ja keine Füße und keine Beine mehr.

Und hatte er nicht starke Arme gehabt, gelenkige, nervige Arme, auf denen bei der Arbeit die Adern wie dicke Schnüre aus den Muskeln gesprungen waren? O, welch ein Glück es gewesen war, Steine zu heben, die eigene Stärke zu fühlen, die Ackererde Zoll um Zoll dem widerspenstigen Steinboden abzuringen. Weh ihm, daß er seine starken, nervigen Arme nicht mehr hatte, auf denen bei der Anstrengung die Adern wie dicke Schnüre aus den Muskeln gesprungen waren.

Auf einmal fuhren von allen Seiten, aus allen Gliedern, die plötzlich wieder fühlbar wurden, aus allen Teilen seines gräßlich zugerichteten Leibes unerhörte Schmerzen wie tausend Pfeile auf sein Bewußtsein ein. In diesem Augenblicke erfaßte er seine Lage. In blitzartigem, grellem Aufleuchten zeigten sich Unglück und sicherer Untergang. Doch auch tiefe Erkenntnis wurde ihm offenbar, eine Erkenntnis, vor der die Worte des Amerika-Johanns zu unbedeutenden Erbärmlichkeiten zusammenschrumpften. Nicht das sei das Schlimme, sagte sie, harte Arbeit tun zu müssen, sondern das: nicht mehr arbeiten zu können! Gierig nahm er sie in sich auf und dachte noch, schon halb verklärt: Wir müssen sterben, auf daß wir zur Weisheit geboren werden. Dann schlief er ein.

Über ihm ruhten die Steine, das Denkmal seiner Lebensarbeit, nun sein Grabdenkmal.

ZWEITES KAPITEL.

Äppelvik liegt hoch über dem See. Am höchsten aber liegt der Pellashof. Die anderen Häuser und Hütten, die Scheunen und Ställe, alle sind grau. Der Pellashof aber ist rot. Man sieht schon von weitem, wo das Ansehen und die Tüchtigkeit wohnt.

Der Pellas-Jerk steht in den besten Jahren. Er hat kaum ein paar Schritte über die Vierzig hinausgetan. Er ist kerngesund. Er ist so stark wie nur einer. Nicht einmal der Schmied ist stärker. Und er ist gescheiter als alle anderen. Er weiß mehr als alle anderen. Kurz und gut, er weiß alles.

Er kennt die Wetterregeln, auch die geringsten. Er kennt die Lostage, die so vieles voraussagen. Er kennt auch die verrufenen Tage, an denen man sich in Acht nehmen muß, weil sie so gefährlich sind, und deren es im Jahre wohl an die dreiunddreißig gibt. Er versteht sich auf Aderlaß, ob es nun Zahnschmerzen, Ohrensausen, Augenentzündung, Bauchweh, Wassersucht, Krämpfe oder ein anderes Übel zu heilen gilt. Er kann in jeder Stunde den Planeten nennen, der sie regiert, und er ist auch nicht verlegen, wenn man ihn fragt, was in der oder jener Planetenstunde gut zu schaffen oder zu lassen sei. Auch von den vier Jahreszeiten hat er reiche Wissenschaft: vom warmen, nassen Frühling, wo das Blut wächst; vom kalten, trockenen Herbst, wo eine Feuchtigkeit gedeiht, die man Melancholie nennt; vom Sommer, der dem Feuer gleicht, und wo die Cholera, das ist schwarzes, verbrauchtes Blut, an Menge zunimmt; vom kalten Winter, wo sich eine Feuchtigkeit im Menschen ansammelt. Auch in der Kenntnis der Zeichen, die in den verschie-

denen Monaten herrschen, ist er wohlbewandert. Was gibt es, das er nicht weiß? Hat ihm schon jemals einer eine Frage gestellt, die er nicht zu beantworten wußte?

Und ein solcher Mann soll keine Kinder haben? Das kann nicht Gottes Meinung sein.

Aber der Pellas-Jerk hat ja einen Sohn ...

Nein, der Pellas-Jerk hat keinen Sohn ...

Wer nur im Walde lebt, wer nur Kohlen brennt, wer nur mit der Jagdflinte hantiert und die meiste Zeit faulenzt, der ist kein Sohn.

Denn ein Sohn ist ein Erbe, ein Fortdauern, ein Weiterwachsen im gleichen Boden, eine Steigerung und Vermehrung des Väterlichen, eine Verjüngung des Alternden, ein Ewigmachen des Vergänglichen, eine Hoffnung an trüben Tagen, ein Trost auf dem Krankenlager, eine stärkende Gewißheit im letzten Augenblicke.

Das alles ist der Skog-Anders nicht. Er ist ein Sprosse, eine verfehlte Frucht, aber ein Sohn ist er nicht.

Darum muß der Pellas-Jerk wieder heiraten. Alle Bauern sagen es. Er selber sagt es auch, seitdem Anders mit siebzehn Jahren in den Wald gelaufen ist. Was soll ein Hof ohne Kinder anfangen? Ein Bauer kann sich zur Not ohne Pferd behelfen. Er kann einen Ochsen vor den Pflug spannen, wenn es sein muß auch eine Kuh. Aber ohne Kinder geht es kaum. Dann hört der Hof mit dem Wachsen auf. Kein neuer Boden wird urbar gemacht. Die Kräfte reichen kaum hin, um das Bestehende aufrecht zu erhalten. Ein Hof ohne Kinder ist wie ein alter Baum, dem kein Saft mehr zufließt. Langsam, unmerklich beginnt er zu verfallen. Von innen heraus beginnt er zu verfaulen. Noch steht die Hülle stattlich, ehrfurchtgebietend. Aber eines Tages kommt ein leichter Wind und legt den mächtigen Stamm auf die Seite. So ist ein Hof ohne Kinder.

„Ich muß wieder heiraten“, sagt der Pellas-Jerk zu

sich selber. Mehr als ein Mädchen gibt's, das ihn gerne nimmt. Er braucht nur anzuklopfen. Er ist nicht einer von denen, die die Türe verschlossen finden. Er braucht nur zu wollen ... und der rote Hof hat eine Herrin ... bald eine Mutter ...

Doch der Pellas-Jerk besinnt sich. Ein anderer würde sich nicht lange besinnen. Aber der Pellas-Jerk ist eben der Pellas-Jerk. Er nimmt die Sache tiefer, als es üblich ist. Das ist ein Segen. Die anderen sind oft neidisch auf ihn. Aber es ist auch ein Fluch. Nein, die anderen beneiden ihn nicht, wenn sie das so recht bedenken.

Er darf sich nicht zum zweiten Male verheiraten. Es wäre eine Sünde, ein Verbrechen.

Warum denn nicht, Pellas-Jerk, deine erste Frau ist ja tot?

Tot ist sie, ich habe sie mit eigenen Händen in den Sarg gebettet, fürwahr, mit diesen meinen eigenen Händen habe ich die Erde auf sie hinuntergeworfen. Auf dem Kirchhofe liegt sie, in der Ecke gegen den See zu, ein eisernes Kreuz steht auf dem Grabe, und eine Inschrift hab ich ihr gegeben, die heißt: „Hier ruht meine einzige Hoffnung und meine einzige Freude!"

Nun denn ...

Hab' ich nicht schreiben lassen: „Meine einzige Hoffnung, meine einzige Freude"? Soll ich meine eigenen Worte Lügen strafen? Nein, das kann ich nicht.

Und der Pellas-Jerk denkt an seinen Hochzeitstag.

Da ist der Pfarrer feierlich vor ihm gestanden und hat zu ihm gesagt: „Ich frage dich, Pellas-Jerk Anderson, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und im Beisein der hier in Gott versammelten Gemeinde: Willst du diese Person, Karin Eriksdotter zu deiner Ehefrau nehmen und sie lieben in Not und Lust?" — „Ja", hat er geantwortet, und er hat den Ring genommen und zu seiner Braut gesagt: „Ich Pellas-Jerk Anderson nehme dich, Karin Eriks-

dotter zu meiner Ehefrau, um dich in Not und Lust zu lieben; zum Wahrzeichen geb ich dir diesen Ring." Und er hat ihr den Ring an den Finger gesteckt, und der Pfarrer hat gesagt: „Da nun also diese beiden vorgestellten Personen einander zu heiraten begehren und solches hier öffentlich vor Gott und der christlichen Versammlung als Zeugen beim jüngsten Gericht bekennen und auch einander Wahrzeichen und Ring gegeben haben: Darum vereinige ich sie als ein Diener Christi im Bund und im Gebote der Ehe, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen."

Pellas-Jerk denkt auch an den Hochzeitssegen, der an der Wand hängt und auf dem zu lesen ist: „Glückwunsch über zwei junge Personen, Jerk Anderson und Karin Eriksdotter, deren Hochzeitstag also sich zugetragen hat in Äppelvik am siebenten Januar 1851.

Herr des Himmels, o schenke den beiden
Glück und Freude immerdar
Und vor Nöten und vor Leiden
Gnädiglich sie stets bewahr.
Möge die Treue bei ihnen gedeihen,
Gib ihnen liebliche Blumen dazu,
Schenk zuletzt auch noch den Zweien
Ewige Freude und ewige Ruh.

Denk an das Gericht und an den Tod und an die unendliche Ewigkeit der ewigen Ewigkeit dahinter, die keinen Schluß hat und kein Ende."

Da sagt der Pellas-Jerk zu sich selber: So war Gelöbnis und Versprechen! Und also ist die wahre Liebe, daß sie beim Grabe nicht Halt macht. Und also ist das Versprechen der Treue, daß es auch gilt für jenes Leben. Und also ist die Fessel des Ringes, daß sie bindet auf ewig und immerdar. So ist es!

Und darum wird er sich nicht zum zweitenmal verheiraten.

Aber Svarvar-Greta ist nicht uneben. Sie steht gut, sie geht gut. Sie ist schlank, sie ist groß. Sie ist flink, sie ist kräftig. Sie ist froh, sie ist fleißig. Sie ist ein guter Boden, der nur auf den Sämann wartet. Wenn der Pellas-Jerk vorübergeht, schaut sie ihm lange nach. Sie hat ein Gefühl in den Füßen, als müsse sie ihm nachlaufen. Aber sie hält sich am Zaune fest.

Dem Pellas-Jerk ist's, als müsse er stehen bleiben, wenn er sie sieht, aber er zwingt sich zum Weitergehen. Er ist unbarmherziger gegen sich selber, als gegen ein Pferd, das nicht vom Fleck will. Er gibt sich heimlich die Peitsche. Kein Mensch merkt es. Er gibt sich die Peitsche, daß es schmerzt.

Svarvar-Greta schläft in der Kammer neben der großen Stube, wo ihre Eltern und ihre Geschwister schlafen. Ach ja, die Kammer ist schon recht, kein Mensch würde sie stören.

Svarvar-Greta klöppelt Spitzen. So fleißig ist sie früher nicht gewesen. Wenn die Mutter fragt, was sie mit der Spitze anfangen wolle, so antwortet sie nicht. Sie senkt den Kopf und klöppelt weiter. Und an einem Samstagmorgen näht sie die lange breite Spitze an ihr Bettlaken. Und am Abend breitet sie das reine weiße Tuch hübsch sorgfältig über ihre Schlafstätte. Die Mutter sieht es. Aber sie sagt nichts. Sie weiß, was das zu bedeuten hat. Sie ist auch einmal jung gewesen. Von Herzen wünscht sie ihrer Tochter alles Gute.

Der Vater kommt spät abends nach Hause. Die Haustür steht weit offen. Warum steht die Haustür offen? Er fragt seine Frau. Sie weiß es nicht. Er fragt Greta und die wird rot und sagt, sie müsse es aus Vergeßlichkeit getan haben. Die Mutter gibt ihrem Mann einen Rippenstoß. Da gehen ihm die Augen auf. Mag die Haustüre offen stehen. Er wird sich nicht mehr darum kümmern. Er kann sich noch ganz gut an die Zeit erinnern, wo er sich

auch über eine offene Haustüre gefreut hat. Und zur Greta sagt er: „Du kannst ja die Haustüre schließen, wenn du in deine Kammer gehst . . ." Von da an äußert der Vater kein Wort mehr, wenn er die Haustüre offen findet. Herrgott nochmal, man muß wohl oder übel die Türe aufmachen, wenn die kleinen Fenster vernagelt sind.

Mit der Zeit merkt er dies und jenes. Er hat die Augen nicht vergebens im Kopf. Er sieht, daß Greta dem Pellas-Jerk nachschaut. Er hört, wie sie den jungen Burschen schroffe Antworten gibt und ihnen den Rücken wendet, wenn sie mit Blicken und halben Worten anbändeln wollen.

Daß sie gerade den will, denkt er. Und es tut ihm leid um sie, denn er weiß, daß der Pellas-Jerk sich nicht zum zweiten Male verheiraten will. Aber er ist doch auch stolz darauf, daß seine Tochter gerade den Tüchtigsten, den Besten erwählt hat. Sie ist nicht dumm, denkt er, und wer weiß, ob sie ihn nicht am Ende kriegt . . . Merkwürdigeres hat man erlebt . . .

Der Pellas-Jerk arbeitet bis tief in die Nacht hinein in seiner Schmiede, die einige hundert Schritte vom Hofe steht. Er hämmert eine Kette zurecht. Er weiß nichts Besseres zu tun in der Samstagsnacht. Das einsame Bett lockt ihn nicht. Plötzlich sieht er durch das Fenster einen hellen Schein. Der Vollmond, denkt er. Aber der Schein ist gelb. Er hört ein Prasseln und Knattern. Holla, das Dach brennt. Fliegende Funken haben es angezündet. Er läuft hinaus. Er will einen Eimer voll Wasser auf das niedere Dach schütten. Aber der Eimer ist leer. Er will die brennenden Bretter und Latten herunterreißen. Aber er hat keinen Haken. Wie der Wind läuft er nach dem Hofe. Es ist am besten, die beiden Knechte zu wecken, denkt er. Aber die Knechte sind nicht zu finden. Es ist ja Samstag Nacht. Da flucht er, was er sonst nie tut. Die Schmiede brennt lichterloh. Er sieht es von der

Knechtekammer aus. Gottlob, daß sie so weit weg liegt. Und windstill ist es auch. Aber eins, zwei, drei kann es zu blasen anfangen. Wer weiß. Und dann steht er machtlos da. Er muß Hilfe herbeischaffen. Soll er zum Dunder-Fredrik hinunterlaufen, oder zum Lill-Daniel oder zum Svarvar-Gustav? Zu allen dreien ist es gleich weit. Er entscheidet sich für den Svarvar-Gustav. Der ist ein starker und mutiger Mann. Lill-Daniel ist ein Trinker. Dunder-Fredrik ein Schwätzer.

In Svarvar-Gustavs Hof ist alles still. Ich werde tüchtig an die Türe poltern müssen, denkt der Pellas-Jerk. Aber die Haustüre ist offen. Er macht sich keine langen Gedanken darüber. Er ist bloß froh, daß er keine Zeit zu verlieren braucht. Seine Hand sucht tastend nach der Stubentüre. Er bekommt einen Griff zu fassen. Er stößt eine Tür auf. Er tritt in eine Stube. „Halloh", ruft er leise, um die Schlafenden nicht allzujäh aufzuschrecken. „Halloh", ruft er zum zweitenmal. „Wer ist in der Stube?" fragt eine weibliche Stimme. „Ich bin's, der Pellas-Jerk, meine Schmiede brennt", antwortet er. Er hört einen halb unterdrückten Schrei, der nach Freude und Jubel klingt. Und ehe er sich's versieht, hat er zwei Arme um den Hals. „Meine Schmiede brennt", sagt er nochmals, wie um sich Kraft zu geben. „Laß sie brennen", tönt es in sein Ohr ... Er läßt sie brennen.

Er weiß nicht, wieviel Zeit vergangen ist. Nun steht er in der Stube nebenan und ruft: „Gustav, Gustav!" „Was ist denn los?" „Meine Schmiede brennt." „Bläst der Wind?" „Nein." „Nun dann ist's nicht so gefährlich." „Es wär mir lieb, wenn du mit mir hinaufkämst." „Und deine beiden Knechte?" „Ich weiß nicht, wo sie sind ..." „Gut denn, ich komme!" sagt der Svarvar-Gustav und schiebt sich aus dem Bette.

Sie schreiten vom Hofe her zur Schmiede hinüber. Aber die Schmiede brennt nicht mehr lichterloh. Sie ist

bloß ein rauchender Trümmerhaufen, mit ein paar roten Glutaugen da und dort.

Der Svarvar-Gustav schüttelt den Kopf. „Das muß schnell gegangen sein ... Kein Mensch kann begreifen, daß das so schnell gegangen ist ... Deine Schmiede muß gebrannt haben wie Zunder ... Zwischen deinem Hinunterlaufen und unserem Heraufsteigen soll das Feuer so tüchtig gewüstet haben? Das glaubt kein Mensch! Du mußt dich unterwegs irgendwo verspätet haben ...“

Der Pellas-Jerk antwortet nicht.

Gustav nickt für sich selber. Sollte das Merkwürdige geschehen sein? Aber er fragt nicht mehr. Die Zeit wird ungefragt die Antwort geben.

Und die Zeit gibt die Antwort. Aus dem Munde Gretas kommt sie und wird dem Pellas-Jerk zugeflüstert, in einer Samstagnacht.

Er ist wie erlöst. Mit dem Grübeln ist's zu Ende. Nun muß er heiraten.

Gut denn! Er reckt sich, als gelte es einen Kampf.

* * *

Und nun hielt Pellas-Jerk Hochzeit mit Svarvar-Gustavs Greta! Wer gehen konnte, war eingeladen.

Aufreizend leuchtete das Rot, träumerisch und schüchtern lugte das Blau, das Gelb schimmerte wie Freude und Trauer zugleich, das Grün lachte froh, und stattlich und gewichtig, feierlich und prächtig stand das Schwarz dazwischen und gab allen Farben erst das rechte Leben. Das Weiß aber, rein und blendend wie frisch gefallener Schnee, war das Allerschönste und flog durch die Farben in vielen hellen Flecken, wie schnelle Vögel, die nicht zu haschen sind. So mischten die Hochzeitsgäste die fröhliche Buntheit ihrer Festestracht.

Alles war, wie es sein sollte, genau nach altem Brauch und guter Sitte. Nichts war vergessen, nichts außer Acht

gelassen, die großen Dinge nicht, und auch die Kleinigkeiten nicht.

Das Wetter war so schön, daß es kein Mensch hätte besser machen können, wenn ihm dazu die Macht gegeben worden wäre. Und die Hochzeitstannenbäume standen hoch und stattlich vor dem Hoftore. Und der Bräutigam hatte seiner Braut in roter, saffianlederner Scheide Nadelhaus, Messer und Gabel geschenkt und eben unter großem Jubel dem Messer die Spitze abgebissen.

Ja, alles war, wie es sein sollte, nur daß der fremde Spielmann noch nicht gekommen war.

Aber der Pellas-Jerk konnte nichts dafür.

Ihr eigener Spielmann rührte keine Geige mehr an. Vor drei Jahren war plötzlich der Geist der Reue über ihn gekommen, und er war hingegangen und hatte seine Geige verbrannt. Das hatte bedeutet, daß er von diesem Tage an aller irdischen Lust entsage. Denn die Offenbarung war ihm zuteil geworden, Sünde war sein Leben gewesen und seine Geige der Lockruf zur Fleischeslust. Er dachte nur noch an Buße und Einkehr und preßte die Fäuste an die Ohren, wenn er den fröhlichen, taktfesten Lärm des Tanzes vernahm. So einer war der Spel-Daniel.

Der Hochzeiter aber hatte Botschaft über den See geschickt. Und das zurückkehrende Boot hatte ihm Zusage und Versprechen gebracht.

Doch der Spielmann ließ auf sich warten.

Man saß schon auf den bunten, zweirädrigen, mit Webereien ausgeputzten Wagen.

Da saß die Braut in ihrem Kleid aus schwarzem Bombasin und wagte sich kaum zu rühren, so geschmückt, übersät und behängt war sie mit Papierblumen, Glasperlenbändern, Spitzen, dünn ausgewalzten Messingstreifen und bunten Seidenbändern mit eingewebten Gold- und Silberfäden. Es drückte die Brautkrone aus schwerem vergoldetem Messing. Unter den losen Locken drang der

Schweiß hervor. Es war kein Spaß, Braut zu sein. Aber das Ungemach mußte mit in den Kauf genommen werden, der wichtige Tag war die Mühe wohl wert. Die vier vorgeschriebenen wollenen Röcke unter dem Kleide aus schwarzem Bombasin heizten tüchtig ein. In Gottes Namen, das war wie die Liebe, die auch heiß macht. Laß das Herz brennen, heute muß es brennen. Und sie fühlte nach, ob das Stück Brot, das sie als Talisman in den Busen gesteckt hatte, nicht hinuntergerutscht sei, und trat mit den Füßen fest auf, um die Silbermünzen in den Strümpfen zu spüren. Denn auch die gehörten zu einer rechten Hochzeit, so gut wie Pfarrer und kirchliche Weihe, vielleicht noch mehr.

Da saß der Bräutigam in seinen besten, bestickten Elenhauthosen, die so tief hingen, daß sich zwischen ihnen und der Weste das Hemd hervorbauschte. Das Hemd durfte sich sehen lassen, Greta hatte es für das Fest genäht. Und er spreizte die Beine und spannte die Waden, damit jedermann auch die Strümpfe sehen konnte, die „Sehnsüchtler“, wie sie hießen, weil sie von der Braut mit so viel Sehnsucht und Verlangen gestrickt und bestickt worden waren. Niemand hatte schönere Strümpfe gesehen.

Wo nur der Spielmann blieb?

Da saßen auch die Brautjungfern, fix und fertig, steif und aufgedonnert, in roten Röcken, grünen Jacken und weißen Halstüchern. Sie sahen müde und übernächtig aus, und daran war der Kopfputz schuld. Denn da es in Åppelvik bloß ein altes Weiblein gab, das Haare und Bänder und Glasperlenketten so kunstreich ineinander flechten konnte, wie es alter Brautjungfernbrauch vorschrieb, hatten sie sich schon am Samstag abend schmücken lassen müssen und sich dann aus Angst, den kostbaren Aufbau wieder zu zerstören, nicht ins Bett legen dürfen, sondern hatten die Nacht auf einem Stuhle sitzend verbracht.

Und die Vorreiter saßen auf ihren lebhaften, kleinen Rossen, die aus Norwegen stammten, hatten bunte gewebte Bettdecken unter ihren Sätteln, dem Tage zu Ehren, und verglichen im Geheimen den Staat ihrer Tiere. Schwänze und Mähnen waren geflochten und mit Bändern durchwirkt, und von den Ecken der Gelegenheitsschabracken hingen große rote Quasten.

Der Spielmann kam immer noch nicht. Man wurde ungeduldig. Denn im Kirchdorfe, eine Meile weit weg, begann der Pfarrer wohl schon auf die Hochzeit zu rüsten.

„Willst du auch mit zur Kirche fahren?“ rief Einer. Es galt dem Spel-Daniel, der unter den Gästen auftauchte.

Der Angerufene nickte. Ein Überrest seines alten Berufsstolzes war plötzlich auferstanden. Heute hatte er nicht im Sinn, die Fäuste an die Ohren zu drücken, wenn gegeigt wurde. Er wollte hören, ob der andere mehr könne als er. Denn zu seiner Zeit hatte es ihm keiner gleich getan.

Ein Boot bog um den waldigen Vorsprung, der gegen Süden die Seebucht begrenzte.

„Dort ist er“, rief Hol-Matts, der die schärfsten Augen hatte.

Erst jetzt kam die rechte Hochzeitsfreude in Gang, man jauchzte und lachte, Späße flogen hin und her, derbe Anspielungen kreuzten sich mit ebenso derben Abfertigungen. Auch der Spel-Daniel erhielt sein vollgerütteltes Maß. Aber er gab keine Antwort.

Das Boot fuhr auf den Strand. Ein Mann stapfte langsam gegen das Dorf herauf.

Als er in Hörweite war, rief man ihn an. „Schnell, eile dich“, schrie der ungeduldige Hochzeiter und fuchtelte mit der Peitsche.

Der Mann blieb stehen und hielt seine linke Hand hoch, die in etwas Weißes gewickelt war. Dann schritt er im gleichen Takte weiter.

„Was soll das bedeuten?“ fragten sich die Hochzeitsgäste.

Selbst die Braut drehte den Kopf herum, obwohl es ihr Mühe machte.

Ein paar Augenblicke darauf sah man deutlich, daß diese linke Hand verbunden war. Man erschrak.

Wie soll sie da die Töne greifen können?

Die Fröhlichkeit verstummte mit einem Male.

Der Mann, der eine Geige trug, trat zum Hochzeiter hin und grüßte.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Pellas-Jerk und schaute ihn finster an.

Die anderen stiegen von den Wagen herunter und stellten sich im Kreise um die Zwei herum.

Auch die Braut und die Brautjungfern wären gerne heruntergestiegen, um recht aus der Nähe zu hören, was geschehen sei. Aber sie mußten sitzen bleiben, denn ohne Hilfe konnten sie ihren Platz nicht verlassen. Und niemand dachte daran, ihnen herunterzuhelfen. Alle wollten bloß wissen, warum der Spielman überm See die heute so notwendige linke Hand verbunden hatte.

„Ja, siehst du,“ sagte der Geiger, „das ist eine dumme Geschichte. Ich hab' mich gestern beim Holzspalten mit der Axt in die Hand gehauen.“

„Zum Teufel noch einmal“, schimpfte der Pellas- Jerk, „was brauchtest du dich mit der Axt in die Hand zu hauen?“

„Drum kann ich dir leider heute nicht aufspielen“, fuhr der andere fort und schaute dem Zornigen ruhig ins Gesicht.

„Scheint's machst du dir nicht viel daraus“, fuhr der Bräutigam fort und schaute auf die Seite. „Sich mit der Axt in die Hand zu hauen! Ein schöner Kerl!“

Auch die anderen Männer und Burschen fanden es verächtlich, daß man sich beim Holzspalten in die Hand

hauen könne. Das tat höchstens ein Knabe und auch dann nur ein Mal, aber kein Mann.

Ja, wenn ihm im Walde ein Unglück zugestoßen wäre! Beim Baumfällen kann dies und jenes geschehen. Aber beim Holzspalten! Wahrhaftig, ein schöner Kerl!

Die Braut weinte. Und auch die Brautjungfern weinten. Eine Hochzeit ohne Geigenspiel, das war ja so gut wie keine Hochzeit.

„Ja, seht ihr", fuhr der Geiger unbeirrt fort und wandte sich an alle, die sich um ihn gesammelt hatten, „gestern abend spaltete ich Holz. Und da dachte ich nur immer daran, was es für eine Ehre und Freude sei, daß ich heute auf einer so großen Hochzeit spielen dürfe. Und ich war stolz darauf und bildete mir was ein und dachte, daß es eigentlich gut sei, daß der Spel-Daniel seine Geige verbrannt habe und ein Bibelleser geworden sei, sonst würde ja er die Hochzeit anführen und mir die Ehre nicht widerfahren sein. Und wie ich dies dachte, da machte die Axt einen plötzlichen Satz und sprang vom Holz auf die Hand, die es hielt, und das Blut schoß nur so in die Höhe. Ich hätte ganz gut verbluten können."

Der Spielmann machte eine Pause. Der Pellas-Jerk sah nicht mehr zornig drein, und die Weibsleut' hatten aufgehört zu weinen.

„Ja, so war's und so kam's und so ist's," fuhr der Spielmann fort, „und jetzt sind die Finger steif. Aber es ist mir recht geschehen, warum hab' ich mich selber überhoben, und lieber will ich in dieser Welt gestraft werden, als in der anderen, ja, das will ich . . . Aber ich bin noch nicht fertig. Als ich mich in die Hand gehauen hatte, da dacht' ich . . . nein, zuerst dachte ich nicht daran, sondern wollte zu Hause bleiben und sagen lassen, ich sei krank. Aber dann dacht ich: Nein, du ruderst über den See und sagst alles und nimmst deine Geige mit, vielleicht daß du den Spel-Daniel dazu bringen kannst, daß

er auf deiner Geige spielt, wenn er auch seine eigene verbrannt hat."

Die Zuhörer hatten auf einmal eine große Freude an dem Spielmanne. Ergriffen von dem einen Wunder schauten sie nach dem Spel-Daniel hinüber und erwarteten ein zweites.

Der Mann von der anderen Seeseite ging auf ihn zu und hielt ihm die Geige hin. Spel-Daniel aber stand still da und hatte glänzende Augen und tat, als sähe er nicht, was man ihm in die Hände drücken wollte.

„Es ist eine gute Geige", sagte der andere eifrig und eindringlich.

Doch Spel-Daniel antwortete feierlich und ernst: „Merkt ihr denn nicht, ihr Verblendeten, daß Gott gegen Spiel und Tanz ist? Muß er noch deutlicher sprechen? Hat er nicht seine Hand verdorben, die sündigen wollte? Nicht für seinen Stolz und seinen Hochmut hat er ihn bestraft, sondern für sein frevlerisches Unterfangen!"

Der Spielmann überm See ließ von ihm ab und trat zurück. Er fühlte sich verwirrt und unsicher. War das die Meinung Gottes gewesen?

Über den anderen lag eine Weile lang tiefe Stille. Hatte Gott gesprochen? Die einen ergriff es mit zitternder Ahnung, die anderen aber schüttelten die Frage von sich ab, wie der Vogel den Regen ...

Aber gefahren mußte werden. Der Pfarrer konnte nicht warten.

Bald rollten die Wagen den steilen Rain hinunter in den dichten, dunklen Tannenwald hinein.

Der Bräutigam sah finster drein. Es galt als ein schlimmes Zeichen, wenn zu einer Hochzeit keine Geige sang.

Trüb war die Stimmung auch in allen den anderen Wagen. Wenn einer einen Scherz machen wollte, so brachte er ihn nur bis hinter die Lippen. Weiter nicht.

Der Spel-Daniel aber schaute verzückt vor sich hin. Fünfzig Jahre war er alt und noch nie hatte er Gott geschaut. Heute aber war ihm das gesegnete Wunder geschehen.

Als sie durch Björken fuhren, das Dorf, das halbwegs zwischen Äppelvik und der Kirche liegt, verwunderten sich die neugierig gaffenden Leute über den stillen Hochzeitszug und sagten zueinander: „Ein Blinder muß glauben, daß man mit einer Leiche vorüberfährt."

* * *

Im Hochzeitshofe war Gekoch und Gelauf und übermäßig geschäftiges Wesen. Weit über alle Felder hin roch es nach Speck und Erbsen und gelaugtem Fisch.

„Was ist das für ein schwarzer Kerl?" rief da eine von den Bauernfrauen, die im Brauhause hantierten. Man lief ans Fenster, man lief unter die Türe.

Mitten auf dem grünen Hofplatze stand der Amerika-Johann.

Es begann nach Angebranntem und Übergelaufenem zu riechen. Die Weiber mußten wieder an ihre Töpfe und Kessel, so gern sie auch den merkwürdigen Mann in schwarzen Kleidern recht unermüdlich und ausdauernd angegafft hätten.

Der Amerika-Johann kam unter die Türe: „Ist die Stenbacks-Frau da drinnen?" fragte er.

Aber die Weiber starrten ihn nur erschrocken an. Herrgott, wie häßlich er war. Es wurde einem ordentlich angst.

Er fluchte etwas und ging zum Wohnhaus hinüber. Dieses verdammte, dumme Bauernpack!

In der Stube drinnen wiederholte er seine Frage. Ein verwundertes Antlitz wandte sich ihm zu.

„Suchst du mich?" kam die Gegenfrage. Die Bäuerin hatte klare, ruhige Augen und eine hohe Stirn, von der

das Haar glatt unter die weiße Haube zurückgestrichen war.

„Ich bin der Bruder des Stenbacks-Per“, sagte er.

„Ja so! Der Bruder aus Amerika?“

„Ja!“

Sie musterte ihn stillschweigend und gleichgültig.

Dem Amerika-Johann wurde das Anschauen unbequem. Ihr Blick blieb nicht an seinen feinen Kleidern haften, auch nicht an der Häßlichkeit seines Antlitzes. Er ging geradewegs in ihn hinein.

„Ich bin aus Amerika zurückgekommen“, sagte er, um etwas zu sagen.

„Das seh ich“, antwortete sie trocken.

Er wurde verwirrt. Auf einen solchen Empfang war er nicht vorbereitet. Ihre Gleichgültigkeit reizte ihn.

„Ich bin reich geworden“, sagte er laut und straffte sich.

„Reich im Säckel und arm im Herzen“, antwortete sie in gleichmütigem Tone.

Meinte sie etwas damit? War das eine Anspielung?

„Hast du mit Per gesprochen?“ fragte sie.

„Ja“, antwortete er.

„Dann ist er wohl nicht nach dem Kirchhof gefahren?‘

„Ich weiß es nicht.“

„Bist du einsam?“

„Ja.“

„Und Per?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dann ist er also doch mit der Hochzeit weggefahren?“

„Wahrscheinlich. Wir gingen zusammen auf den nächsten Acker hinaus. Seitdem hab’ ich ihn nicht mehr angetroffen. Ich hab’ mich im Dorfe umgeschaut . . .“

„Er wird an der Hochzeit sein . . .“

Sie nahm eine große Schüssel auf den Arm, ging durch den Vorraum in die Gaststube hinüber und ließ ihn stehen.

Der Amerika-Johann schaute ihr verdutzt nach.

Zwei Brautreiter sprengten in den Hof. Sie meldeten die baldige Ankunft des Hochzeitspaares.

Man traktierte sie mit Branntwein, den man ihnen in großen Schalen aufs Pferd hinaufreichte.

Der Amerika-Johann trat neugierig auf den Treppenvorbau hinaus.

Die Brautreiter hätten eigentlich wieder zurückgaloppieren sollen. So verlangte es die Sitte. Als sie aber den schwarzen Fremden sahen, ließen sie es bleiben.

Der Amerika-Johann hielt sich an einem der geschnitzten und bemalten Pfosten des Treppenvorbaus und lachte aus vollem Halse. Er lachte über die roten Zipfelmützen, die Bettdeckenschabracken und die roten Quasten.

Die Brautreiter starrten ihn an und wurden nicht einmal böse, daß er sie so mitten ins Gesicht hinein auslachte, so verwundert waren sie.

Da fuhr auch schon der Hochzeitszug in den Hof. Ein Wirrwarr von Wagen und Pferden und schwatzenden und gestikulierenden Menschen. Der Geiger war vergessen Beim Gesang in der Kirche war man wieder froh geworden. Nun hatten sie in Björken hören und sehen können, daß ein Hochzeitszug vorüberjubelte.

Aber lauter als aller fröhliche Lärm klang ein schallendes Gelächter. Es füllte den ganzen Hof. Es schwang sich über die Dächer hinweg, so stark war es. Es schwang sich in den Himmel hinauf, so unaufhaltsam, so ohne Unterbruch quoll und rauschte es in die Welt hinein.

Der fröhliche Lärm verstummte. Als ob in einem Augenblicke alles Leben erstarre, so war es. Wer den Arm ausgestreckt hatte, vergaß, ihn zu senken. Wer den Fuß erhoben hatte, ließ ihn in der Luft. Selbst der schwatzhafte Dunder-Fredrik brach mitten in einem Satze ab. Das hatte noch keiner erlebt.

Der Amerika-Johann aber lachte weiter. Er konnte sich

nicht helfen. Und wenn die Todesstrafe drauf gesetzt worden wäre, er hätte sich nicht helfen können. Seit Jahr und Tag hatte er nicht mehr so viel unbewußte, unbeabsichtigte Lustigkeit gesehen. Goddam, der würdige Herr Bräutigam mit dem unanständig heraushängenden Hemd und den altmodisch offenherzig eingerichteten Hosen. Und die Braut, bekränzt und ausstaffiert wie ein Medizinmann bei den Indianern. Und die Brautjungfern erst mit ihren Vogelnestern auf den Köpfen. Und die ganze dumme, glotzende Sippschaft ...

Die Hochzeitsleute starrten ihn an. Der Bräutigam vergaß die Braut, die Braut den Bräutigam. Der Spielmann überm See dachte nicht mehr an seine verbundene Hand und der Spel-Daniel nicht mehr an den lieben Gott.

Sie alle hatten bloß den seltsamen Fremden im Sinn.

Aus dem ersten Wagen stieg ein junger, bleicher Mann in schwarzem Langrocke und ging ins Haus. Es war der Pfarrer Carlénius.

Das brachte Leben in die Gesellschaft.

Der Bräutigam besann sich auf seine Pflicht, sprang vom Sitz herunter, warf die Zügel einem Knechte zu und ging zur Braut, um sie herunterzuheben.

Kaum hatte sie festen Boden unter den Füßen, so lief sie ins Brauhaus, denn es war ihr plötzlich wieder eingefallen, daß sie in den Ofen gucken müsse. Das brachte dem Hofe Glück.

Auch die Gäste hatten sich so weit gesammelt, daß sie sich zutrinken konnten.

Die Brautjungfern gingen hinters Haus und stärkten sich mit einer besonders für sie zubereiteten Leckerei, einem Gebäck aus Blut, Wasser und Mehl, das in Stücke zerschnitten und in Schweinefett gesotten worden war.

Auch die Brautreiter erhielten ihren Teil in kleinen, hölzernen Trögen.

Man stand herum und wartete.

Drinnen in der großen Hinterstube, wo die Feste gefeiert wurden, stand der Pfarrer an dem langen mit Speis und Trank überladenen Gasttische und wartete.

Der Amerika-Johann trat auf die Bauern zu, die am Bräutigam klebten wie die Bienen an einem Stück Zucker. „Ich bin der Bruder des Stenbacks-Per", sagte er.

Aber er mußte es dreimal sagen.

Das erste Mal verstanden ihn die Bauern nicht, das zweite Mal begriffen sie ihn, wenn auch mit Mühe, aber erst beim dritten Mal waren sie so weit, daß sie antworten konnten.

„Ja so!" sagten sie. Das war nicht viel. Desto mehr aber sagten sie mit Mienen und Blicken.

Potztausend, der Amerika-Johann! Er mußte reich geworden sein. Oj, oj, oj!

Auch die Weiber im Brauhause drin hatten die merkwürdige Kundschaft aufgefangen und gaben sie eifrig weiter.

Alles starrte auf den Amerika-Johann. Aus allen Türen und Fenstern staunte die Neugier mit offenem Munde und hängenden Kiefern.

Selbst die Pferde schienen sich zu verwundern.

Und schaute nicht der uralte blaue Äppelviker Himmel verblüfft von oben herunter?

Die ganze Welt war wie aus dem Häuschen, so schien es den Bauern.

Nur der junge Pfarrer war teilnahmslos. Er war erst vor einem Jahre ins Kirchdorf gekommen. Für ihn bedeutete ein Mann in langen Hosen nichts besonderes. Und von einem Amerika-Johann wußte er nichts.

Er stand an der langen Tafel und wartete auf die Hochzeitsgesellschaft. Mit Unbehagen dachte er daran, daß er sich heute an den fetten Speisen sicher den Magen verderben werde.

Im Hofe draußen sagte niemand ein Wort. Die Bauern schämten sich, daß sie sich von ihrem Erstaunen hatten überwältigen lassen und machten ein gleichgültiges Gesicht. Hatten sie nicht allen Grund, stolz zu sein? Hatten sie nicht ihr Leben lang ihre Pflicht getan? War nicht ihr Dorf ein stattliches Dorf? Und war der Heimgekehrte nicht ein Dieb und ein feiger Flüchtling, der sich vor der gottgewollten Müh und Plag gefürchtet hatte?

„Heute ist schönes Wetter", brach der Amerika-Johann schließlich das Stillschweigen.

„Ja, heute ist schönes Wetter", ging es in die Runde. Aber ein jeder hatte ganz Anderes im Sinne.

Wieder Stillschweigen.

Endlich erschien die Braut unter der Haustür und winkte. Sie war rot vor Eifer und Küchenwärme.

„Ich denke, wir gehen hinein", sagte der Bräutigam langsam, ohne den Amerika-Johann anzusehen.

Keiner rührte sich.

„Svarvar-Gustav soll den Anfang machen", sagte einer.

Aber der Svarvar-Gustav war auf einmal verschwunden.

Endlich fand man ihn hinter der Scheune, wo er eine alte Egge betrachtete. Er wollte sich nicht vordrängen, beileibe nicht.

Mit Müh und Not brachte man ihn dazu, daß er ins Haus hineinging. Ein Mörder kann vor dem Schaffott nicht mehr Umstände machen.

Widerwillig, wie gezwungen folgten die andern, nach Ansehn, Alter und Verwandtschaftsgrad peinlich geordnet.

Schließlich stand nur noch der Amerika-Johann draußen. Niemand hatte ihn aufgefordert, sich an die Hochzeitstafel zu setzen.

Die Braut aber wußte, was sich schickte, und trat wieder unter die Türe.

„Er kann auch hereinkommen, wenn er will", sagte sie.

„Mit Vergnügen", sagte der Amerikaner verbindlich und schritt hinter ihr drein.

Als die Braut neben dem Bräutigam stand, hielt der Pastor eine kleine Rede. Er sprach langsam und ohne merkbare Anteilnahme.

Dann gab er den Segen. Aber niemand fühlte sich gesegnet. Es floß keine Kraft und keine Heiligkeit aus seinem Munde.

Aber die Bauern waren es so gewöhnt, schon vom frühern Pfarrer her.

Sie beglückwünschten das Brautpaar mit starken, gutgemeinten Sprüchen.

Der Dunder-Fredrik gab eine gesalzene, zweideutige Anspielung zum Besten, wie sie schon seit hundert Jahren bei jeder Hochzeit gebräuchlich war.

Bräutigam und Braut hörten sie an, ohne zu erröten.

Man setzte sich. Aber nur die Männer. Die Frauen und Mädchen gingen hinaus, um zu warten, bis die Männer gegessen hätten.

Der Amerika-Johann schaute sich um. Bloß neben dem Pfarrer war noch ein Platz frei. Er ging auf ihn zu.

„Mit Verlaub", sagte er und ließ sich auf der Bank nieder.

„Bitte", antwortete Carlénius. Er hatte eine bescheidene Stimme und blinzelte, wenn er sprach.

Johann ließ seine Blicke über den Tisch gleiten. Butter, Brot und Käse waren in großen Haufen aufgetürmt. Dazwischen standen Schüsseln mit Fisch und Fleisch, Speck, Wurst, Kartoffeln, Erbsensuppe, und in vielen Flaschen der gesegnete Branntwein.

Die Gäste bedienten sich ihrer eigenen Taschenmesser. Gabeln hatten sie keine. Statt der Teller mußte das Dünnbrot herhalten. Zur Suppe wurden reichgeschnitzte Holzlöffel herumgereicht.

„Wo ist denn der Stenbacks-Per?“ rief Pellas-Jerk.

„Ja, wo ist der Stenbaks-Per?“ ging die Frage rundum.

„Stenbacks-Britta, wo ist dein Mann?“

„Stenbacks-Britta, dein Mann ist verloren gegangen!“

Man lachte.

Die Gerufene trat unter die Türe.

„Ich hab ihn seit heute Morgen nicht mehr gesehen. Ihr seid ja solche Freßsäcke, daß man mit dem Kochen kaum nachkommt ... Aber der Amerika-Johann hat mit ihm gesprochen! ...“

Alles schaute den Amerika-Johann an.

„Ja, ich habe mit ihm gesprochen“, sagte der, „wir haben Hof und Acker angeschaut ... Dann trennten wir uns ... ich weiß nicht, wo er hingegangen ist ...“

„Er wird deine Heimkehr verdauen müssen“, rief der Dunder-Fredrik.

Schon möglich, dachten die anderen. Es war nicht leicht, über eine solche Heimkehr hinwegzukommen. Besonders für einen Bruder mochte das Verdauen seine Schwierigkeiten haben. Die währschafte, altererbte Bauernart in allen Ehren ... aber man mußte sich doch gehörig auf die Hinterbeine stellen, um nicht etwas wie Neid und Begehren zu spüren, wenn man den heimgekehrten Dieb ansah. Ja, das mußte man. Der Stenbacks-Per saß wohl zu Hause und spintisierte. Vielleicht war ihm die Lust vergangen, an die Hochzeit zu kommen. Nun ja, das war seine Sache. Jeder hilft sich selbst am besten.

Die Tischgesellschaft wandte sich wieder dem Speck und den Erbsen zu. Sie goß den Branntwein aus den bunten Flaschen in die silbernen Schalen. Sie ließ sich Speis und Trank gut schmecken. Man feierte nicht alle Tage Hochzeit. Der Stenbacks-Per war ein Dummerian, daß er die schöne Gelegenheit verpaßte! Amerika-Johann hin, Amerika-Johann her!

Der Pfarrer, der wie geistesabwesend über die Bauern hinweggestarrt hatte, war aufmerksam geworden. Der schwarzgekleidete Nachbar begann seine Neugier und seine Teilnahme zu wecken. Da er auch ihn untätig und wie träumend dasitzen sah, redete er ihn an.

„Soviel ich vernommen habe, kommen Sie aus Amerika zurück."

„Ja."

„Und Sie sind hier geboren und aufgewachsen?"

„Ja."

„Amerika ist wohl ein sehr interessantes Land? Man erzählt sich ja fabelhafte Dinge von den Reichtümern, die drüben zu gewinnen sind!"

„Ja, und mit Recht."

„Schweden ist ein armes Land!"

„O ja . . ."

„Unsere Kirche ist so baufällig, daß sie einer gründlichen Reparatur bedürfte. Und die Schule ist auch nicht, wie sie sein sollte. Aber man hat kein Geld. Die Leute haben zu leben, aber Geld haben sie nicht . . ." Er machte eine Pause. „Und doch möchte ich ihnen den Segen einer wahren Bildung von Herzen gönnen . . . aber solang wir keine bessere Schule haben . . . Sie werden auch begreifen," fuhr er leiser fort, „es ist keine Kleinigkeit, in diese Wildnis hinaufzukommen . . . gewissermaßen ans Ende der Welt . . . direkt von Uppsala her . . . Gottlob hab ich meine botanischen Interessen . . ."

Der Amerika-Johann nickte verständnisvoll mit dem Kopfe.

„Geben Sie sich auch mit Pflanzen ab?" fragte der Pfarrer.

„O ja."

„Ein sehr hübsches Studium. Ich bin damit beschäftigt, ein Inventarium der hiesigen Flora aufzustellen."

Der andere nickte wieder.

Die Fröhlichkeit stieg.

Der Bräutigam forderte den Pastor auf, recht tüchtig zuzugreifen.

Carlénius dankte mit einem sauersüßen Lächeln. Er wußte zum Voraus, daß er diese Hochzeit mit einem längeren Unwohlsein zu bezahlen hatte. Aber er hatte sich darein ergeben. Es gehörte nun einmal zu seinem Berufe.

Man erhob sich und ging in die andere Stube, um den Weibern Platz zu machen.

Ein alter Mann klopfte dem Amerika-Johann auf die Achsel. „Kennst du mich noch?“ fragte er mit knarrendem Baß.

Der Angeredete schüttelte den Kopf.

„Ich bin ja der Modig, dein alter Schulmeister.“

Da ging dem Amerika-Johann ein Licht auf.

Modig war Einer aus dem vorigen Jahrhundert, der als junger Soldat mit Jean Baptiste Bernadotte anno dreizehn bis nach Leipzig gekommen war und im Jahre darauf auch den Zug nach Norwegen mitgemacht hatte. Und der nach seiner Heimkunft Schulmeister geworden war und bei jeder Gelegenheit von der weiten Welt erzählt hatte und oft zu sagen pflegte, er mache sich nichts daraus, daß er arm sei und nur ein verfallenes Hüttlein sein eigen nenne, denn er habe in der weiten Welt draußen so viel erlebt und gesehen, daß er innerlich viel reicher sei als der Reichste im Dorfe.

Johann lächelte bei der Erinnerung.

„Ja, alter Vater, jetzt bin ich noch weiter herum gekommen als Ihr“, sagte er übermütig.

Der Alte verzog das Gesicht: „Ich hab’s gehört, ich hab’s gehört, aber deswegen hab ich doch gesehen, was ich gesehen habe. Und in einem Kriege bist du nicht gewesen.“

„Nein, das bin ich nicht“, kam die tröstende Antwort.

„Siehst du, siehst du . . .“ stotterte der Alte, „ich

hab' also doch am meisten erlebt und bin reicher als der Reichste im Dorfe."

„Ihr seid alle gleich arm", spottete der Amerika-Johann.

Modig grinste: „Gleich arm, ganz richtig, gleich arm. Hast du gehört, Näs-Olle ... und du Hol-Matts ... gleich arm, he he ..." Und er hinkte mit seiner Weisheit von einem zum andern. Aber niemand achtete auf sein Geplapper.

Der Pfarrer stand am Fenster und hörte mit einem gequälten Gesichtsausdrucke auf ein altes Weib, das sich über ein anderes altes Weib beklagte, weil es ihm die Kühe verhext habe. Er sah so jung und hilflos aus.

Die Bauern tranken das Dünnbier kübelweise und wurden immer fröhlicher.

Der Amerika-Johann langweilte sich.

Aus der Hinterstube kamen die Frauen und Mädchen, die nun auch gegessen hatten, und stellten sich unter die Türe.

Die Frauen waren hochgewachsen und stattlich, trotz der strengen Arbeit, die ihnen im Haus und Stall aufgebürdet war, und trotz der vielen Kinder, die sie alljährlich als etwas Gottgewolltes mit Ergebung, Gleichmut und Standhaftigkeit zur Welt brachten, um am zweiten oder dritten Tage darauf wieder aufzustehen, als sei nichts geschehen, und mit dem Kinde an der Brust die Arbeit zu tun wie vorher.

In der Gaststube wurde für die Männer die Kornmilchsuppe aufgetragen.

Man stand langsam auf, um an das Abendessen zu gehen. Nicht als ob man Hunger gehabt hätte, aber es war nun einmal so Brauch. Lieber den Magen zersprengt, als eine Schüssel unausgelöffelt gelassen.

„Ach, das viele Essen", sagte der Pfarrer zu sich selber und machte sich mit Märtyrermut auf den Weg. Er durfte

noch nicht nach Hause fahren, sonst verdarb er es mit dem Pellas-Jerk auf immer und ewig.

Der Dunder-Fredrik drängte sich von einem zum anderen und machte seine Späße. In der Festfreude und Trinkerseligkeit wagte er sich sogar an den Amerika-Johann.

„Na, du, kommst du aus dem Schornstein, daß du so schwarz bist?“ rief er überlaut, denn er war stolz auf seinen Witz. Und was ist ein Witz, der nicht gehört wird?

Nun hatten die Bauern ein empfängliches Gemüt und lachten wiehernd.

Der Amerika-Johann ballte die Faust.

Aber dann besann er sich, nahm einen Zehnreichstalerschein aus der Tasche und hielt ihn dem Spötter unter die Nase.

„Das kriegst du, wenn du heute abend das Maul nicht mehr aufmachst!“ sagte er verbissen.

Der Spaßmacher starrte ihn ungläubig an.

Der gewichtige Schein erregte Aufsehen, die Frauen unter der Türe stellten sich auf die Zehenspitzen.

Bares Geld war ein seltener Vogel in Äppelvik. Zeit, die hatte man in Hülle und Fülle, Arbeit, die rechnete man beinahe für nichts, aber Geld, das war unerschwinglich.

Man bezahlte mit Arbeit und Erzeugnissen der Heimarbeit und mit Getreide.

„Was will er ihm geben?“ fragte man.

„Zehn Reichstaler . . .“

„Bloß, damit er den Mund hält?“

„Ja.“

„Greif zu . . . so viel kriegst du nicht bald wieder.“

Der Mann mit dem losen Mundwerk, der auf einmal ganz totenernst geworden war, griff langsam und zögernd nach dem Gelde. Erst, als er es in der Hand fühlte, glaubte er daran.

Die anderen umdrängten ihn. Alle wollten den Schein sehen. Vielleicht war er gefälscht.

Nein, er war nicht gefälscht.

Man schaute mit scheuen Blicken auf den Amerika-Johann, der einsam an der Wand stand.

Der setzte eine gleichgültige Miene auf. Er spürte seine Macht. Es galt, die Gelegenheit zu benützen.

„So reich wie ich könnt ihr alle werden", sagte er

Mit diesem Satze hatte er einen tüchtigen Stein in das stille Wasser geworfen ...

Die Bauern sahen sich an. Womit? Auf welche Weise?

Der Amerika-Johann gab auch schon die Antwort:

„Der Wald, that's money, der Wald ist Geld! Mit dem Walde könnt ihr reich werden."

Man schüttelte ungläubig den Kopf.

Der Wald? Der Wald?

Na ja, ein bißchen Geld steckte in ihm, gewiß. Aber eigentlich mehr durch die Gelegenheit zum Arbeitsverdienst, als durch seinen Wert an und für sich. Denn wenn sie einen richtigen Stamm gefällt hatten — zum mindesten einen mit zehn Zoll Durchmesser am Zopfende — dann konnten sie ihn drei Meilen weit in eine Sägerei fahren und kriegten so viel dafür, daß wenigstens die Arbeit notdürftig bezahlt war. Aber der Bedarf der Sägemühle war gering, denn sie ging mit Wasserkraft, war nur eine kurze Zeit des Jahres in Betrieb und hatte Wälder, die näher waren, um ihren Bedarf zu decken. Viel Aussicht auf Verdienst und Gewinn war also nicht.

Der Wald wäre Geld? Hm, das war geflunkert! Man hätte doch etwas davon merken sollen! Wohl holte man das Bauholz, das man brauchte — es war nicht viel — und jedes Jahr schlug man das nötige Brennholz. Der Wald war so groß, daß man es ihm nicht anmerkte. Aber deswegen zu sagen, der Wald sei Geld? Nein, das war zu weit gegangen. Denn was hatte man für einen Nutzen

vom Walde, der weit weg war, bei den Sennhütten und noch weiter, so weit, daß mancher überhaupt nie in dem ihm zugeteilten Waldstriche gewesen war und keine Ahnung hatte, wie es dort aussah? Er war bloß im Wege, der Sennhüttenwald, denn es fanden sich dort oben gar viele hundertjährige Bäume, die umgefallen waren und nun mit ihrem Gewirr von unförmlichen Stämmen und undurchdringlichem Astwerk zu weiten Umwegen nötigten. Was sollte man mit jenem Walde anfangen? Bäume zu fällen und wegzufahren, ging nicht an. Dazu war die Entfernung zu groß. Nein, nein, der Amerika-Johann war ein Plauderer. Nicht zu verwundern war das, und nicht anders zu erwarten von so einem!

„Ich werde euch den Wald abkaufen!" sagte da der Amerika-Johann.

Abkaufen? das war was anderes. Das gab Geld, natürlich mußte das Geld geben. Aber was er sich wohl denken mochte? Was hatte er mit dem Walde im Sinn? Wie wollte er auf seine Kosten kommen und auf einen entsprechenden Gewinn? Was war das für eine Ausrechnung! Wo doch die Entfernung des Sennhüttenwaldes so groß war! Nicht zu begreifen! Aber was tat's, wenn man ihn nicht begriff. Mochte er zusehen, daß er keinen dummen Streich machte. Die Hauptsache war, daß er bezahlte. Aber wieviel? Ob man wohl ein paar hundert Reichstaler kriegen konnte? Denk, wenn man ein paar hundert Reichstaler kriegen könnte für diesen unnützen Wald ... ohne weitere Arbeit. Dann könnte man sich wohl auch auf irgendeine Weise feine Kleider und feine Schuhe verschaffen ... und vielleicht ... vielleicht konnte man dann auch nach Amerika fahren, wo es so leicht sein mußte, ein reicher Mann zu werden.

„Ihr müßt auch bedenken, daß ihr mit dem Fällen des Waldes Geld verdienen könnt!" sagte der Amerika-Johann.

Wahrhaftig, er hatte recht. An das hatte man noch gar nicht gedacht. Dann war es vielleicht gar nicht mehr so wichtig, ob der Sommer feucht war oder trocken. Dann war die Landwirtschaft Nebensache. Mochte sie viel einbringen oder wenig, man hatte seinen sicheren Winterverdienst. Der Amerika-Johann war scheint's doch kein Plauderer. Nein, wahrhaftig, der Amerika-Johann war ein Hauptkerl!

Man wurde auf einmal gut Freund mit ihm. Man begann, sich um seine Gesellschaft zu reißen. Als er sich wieder am Tische niederließ, taten die anderen desgleichen. Auch der Pastor begann zu trinken. Er dachte nicht mehr an seinen empfindlichen Magen. Selbst Modig, der alte Soldat, machte sich an den neuen Propheten heran, obwohl er keinen Wald zu verkaufen hatte. Und die Weiber standen hinter den Stühlen und Bänken und lauschten und wurden nicht müde vom vielen Stehen.

Der Amerika-Johann rechnete den Äppelvikern aus, wie reich sie werden könnten.

Die Bauern sperrten Mund und Nase auf.

Das Angebot, das er ihnen machte, war in Tat und Wahrheit unverschämt niedrig. Der Preis, der ihnen für die Tonne Land vorgeschlagen wurde, war ein Spottpreis. Aber das ahnten die Äppelviker nicht. Sie wußten nichts von dem Werte, der ihrem Walde auf dem Weltmarkte zukam. Sie hielten sich bloß an die gewaltige, nach vielen Tausenden zählende Summe, die ihnen der Wald in seiner Gesamtheit einbringen sollte. Sie dachten nicht daran, daß es die unübersehbare Größe ihres Waldes war, die durch die vieltausendmalige Vervielfachung des Spottpreises für die Tonne Land das Wunder ihres zukünftigen, schon so sicheren Reichtums zustande brachte. Sie konnten sich gar nicht vorstellen, was sie mit dem vielen Gelde anfangen sollten.

Der Pfarrer sah schon eine neue Kirche vor sich. Auch ein neues Schulhaus.

Der alte Modig begann plötzlich darüber zu weinen, daß er keinen Wald sein eigen nannte. Seine schöne, selbstsichere Lebensweisheit fiel in sich zusammen wie eine verfaulte Holzbude.

Auch der Bräutigam hatte nur Auge und Ohr für den Amerika-Johann.

Seine junge Frau zog ihn am Rockärmel. Sie fand, daß für heute genug geredet worden sei und daß man am eigenen Hochzeitstage denn doch auch noch etwas anderes verlangen dürfe.

Aber Pellas-Jerk achtete nicht darauf.

Nun hätte Stenbacks-Britta Zeit gehabt, nach ihrem Manne zu sehen. Aber was in der Stube gesprochen wurde, war allzu seltsam, um es an den Ohren vorbeigehen zu lassen. Sie blieb bei den anderen stehen.

Der Spel-Daniel saß in einer Ecke und starrte vor sich hin.

„Heute werden sie nicht tanzen und sündigen,“ dachte er, „denn sie haben ja nichts anderes im Sinne als die Weisheit des Amerikaners.“ Und er freute sich darüber, daß alle so ruhig beisammen waren und keiner von ihnen Gott durch eine verbotene Handlung beleidigte, wie es sonst oft zu geschehen pflegte, wo die Geige klang und das Blut in rascherem Takte ging.

Nach und nach aber wich die Freude und eine große Unruh schlich ihm ins Herz.

Er hörte, wie alle Menschen nur vom Gelde und Geldverdienen zu reden anfingen. Selbst der Pfarrer war nicht besser.

Er wurde betrübt und immer betrübter, denn das hatte man früher nie getan.

Wohl hatte man getanzt und manche Lust gebüßt. Aber nie hatte man dem goldenen Kalbe geopfert und war ein Knecht des Teufels geworden.

Damals war noch Gott mit ihnen gewesen. Mit diesen da aber war nur der böse Geist.

Er erschrak bis tief in die Seele hinein, daß die Welt so schlimm geworden war. Die Menschen von früher kamen ihm vor wie unschuldige Engelein.

Und er sagte zu sich selber: „Wahrhaftig, geringere Sünde ist es, zu tanzen und fröhlich zu sein und ein Mädchen um die Hüften zu fassen, als alle Gedanken an das Geld zu hängen."

Auf einmal lächelte er, erleuchtet von tröstender Weisheit, suchte den fremden Spielmann und fragte ihn:

„Wo ist deine Geige, lieber Bruder?"

Der Angeredete mußte eine Weile nachdenken, denn er hatte den Kopf voller anderer Dinge.

„Im Speicher," sagte er dann und wandte sich wieder von ihm ab.

Der Spel-Daniel stand auf und ging hinaus.

Als er die Geige gefunden hatte, nahm er sie liebevoll unter den Arm und kehrte in das Haus zurück.

In der Gaststube war kein Mensch.

Die Kerzenleuchter brannten umsonst. Man hatte vergessen, sie zu löschen.

Der Spel-Daniel stellte die Geige sorgfältig in eine Ecke. Dann hob er die Schüsseln mit der kaltgewordenen Kornmilchsuppe vom Tische und trug sie in den Hof hinaus. Auch die vielen Flaschen mit Branntwein schaffte er weg. Desgleichen Brot und Butter und Käse. Selbst die Stühle und Bänke schleppte er hinaus. Die anderen merkten nichts davon. Sie hörten auf den reichen Johann.

Als der Spel-Daniel auch noch den langen, schweren Tisch dicht an die Wand geschoben hatte, setzte er die Geige an die linke Brustseite und ließ den Bogen über die Saiten gehen, leise, leise. Denn die Gelenke waren steif und der Bogen kratzte. Es war am besten, wenn niemand hörte, wie schlecht er geigte.

Aber er bat Gott um Hilfe.

Da machte sich ein alter Walzer hervor, tänzelte und hüpfte und ließ sich feierlich gleiten, wie es seine Art war. Und der Walzer wuchs und wuchs; er, der zuerst bloß ein kleines, zaghaftes Kindlein gewesen war, das kaum gehen konnte, bekam Blut in den Leib und lustiges Leben, bis er zwischen den Wänden der Hinterstube nicht mehr Platz hatte und den Kopf an die Decke stieß und in den Vorraum hinausdrängte und in die andere Stube hineintanzte.

Da horchten die Bauern auf.

„Wer geigt?“ fragten sie einander.

„Der Spel-Daniel!“ antwortete der Geiger überm See.

„Fängt der wieder zu spielen an?“ lachte man, „nun ist es zu spät, wir haben eine andere Musik, der wir lauschen.“ Und sie schauten auf den Amerika-Johann.

Der Spel-Daniel aber war voller Hoffnung.

Er hatte eine Polka angestimmt, eine Polka mit Jauchzen und Jubel, seine Füße stampften den Takt dazu.

Die Polka hatte einen flinken Anlauf, einen sprudelnden Fall über die halbe Tonleiter hinunter.

„Die wird sie alle mitreißen,“ sagte er zu sich selber, „und sie werden tanzen und tanzen, bis sie nicht mehr können. Und mancher Bursch wird mit seiner Tänzerin hinausflüchten, wenn es ihnen drinnen zu heiß geworden ist. Und nicht nur der Pellas-Jerk wird Hochzeit feiern. Aber tanzt und liebt und küßt ... immer noch besser, als wenn ihr eure Seelen dem Gelde gebt!“

Er merkte gar nicht, daß er einsam im Saale stand, so sehr war er in seinen Gedanken drin.

Der Spielmann überm See klopfte ihn auf die Schultern.

„Hör mit dem Geigen auf. Es hilft doch nichts. Der Amerika-Johann schreibt eben die Namen auf und wieviel jeder hat und wo jeder Waldanteil liegt. Er tut, als

hätte er keine Zeit zu verlieren. Und keiner will übersprungen werden. Und die Weiber passen auf, daß die Männer nichts vergessen."

Der Spel-Daniel ließ die Geige sinken. „Ich versteh Gott nicht mehr. Hat er nicht zu mir gesagt, ich solle geigen, und doch tanzen sie nicht?"

„Ach, du mit deinem Gotte! Das eine Mal sagt er dies, das andere Mal das. Hör du lieber auf die Vernunft!"

Der Spel-Daniel trat unter die Tür der großen Stube. Die Bauern bildeten einen dichten Knäuel um den Amerika-Johann herum. Nur Färg-Petter, der Bildermaler, stand abseits.

Der Geiger trat an den Maler heran. „Der Teufel hat sie alle im Sacke," klagte er.

„Vielleicht," gab der andere zurück, „aber du lieber Himmel, nicht alle Menschen haben es so leicht wie ich, dem Versucher zu widerstehen ... ich habe keinen Wald." Er lächelte.

Der Amerika-Johann brach auf. Was an Männern und Weibern in der Stube war, folgte ihm. Bis an das Hoftor gab man ihm das Geleit. So viel Ehre erwies man nicht einmal dem Pfarrer. Der mußte sich selber auf seinen Wagen helfen.

An dieser Hochzeit brauchte man kein Stroh in die Stuben zu legen, damit die Gäste ihren Rausch gleich an Ort und Stelle ausschlafen konnten. Da war nicht wilder Tanz die ganze Nacht hindurch. Da war der Bräutigam nicht genötigt, sich frühmorgens von seinem freudenreichen Lager zu erheben, um in der Gaststube den durstigen Burschen Branntwein einzuschenken. Wer einen gelinden Rausch hatte, der war bei der Rede des Amerika-Johann wieder nüchtern geworden. So nüchtern waren die Äppelviker noch nie von einer Hochzeit nach Hause gefahren. Auch nicht so trunken. So trunken von Zukunftsverheißungen und großen Hoffnungen.

Für einen aber war die Nacht nur Finsternis und Verzweiflung. Er wußte keinen anderen Ausweg, als auf seiner Krücke ins Holzhaus zu hinken. Dort hängte er sich mit vieler Mühe auf.

Das war der alte Modig, der fünfundsiebzigjährige Soldat, der immer gesagt hatte, es mache ihm nichts aus, daß er arm sei, denn innerlich sei er reicher als der Reichste im Dorfe.

So sehr betrübte es ihn auf einmal, daß er keinen Wald sein eigen nannte.

DRITTES KAPITEL.

Gott segne dich, mein lieber Wald!

Der Skog-Anders war vor seine Hüte getreten und freute sich des neuen Tages.

„Nun werd' ich bald Brüder und Schwestern haben," sagte er zu sich selber, „recht so. Jedem das Seine. Meinem Vater das Haus voll Kinder. Den Kindern Hof und Ackerland. Mir der Wald! Mögen alle so glücklich werden wie ich!"

Zwischen den hohen Kiefern kam ein Mann näher und näher. Seine schweren Schuhe raschelten im Moose. Der Skog-Anders wandte sich blitzschnell um.

„Du Färg-Petter?" rief er.

„Ja, wie du siehst!" gab der andere zurück.

Sie saßen in der niederen Köhlerhütte drin auf grünem Tannenreis.

„Daß du dich so weit in den Wald hineinwagst," sagte der Skog-Anders, „das ist doch sonst nicht Äppelviker Art."

„Ich muß wohl. Im Dorfe bist du selten anzutreffen!"

„Du siehst ernst aus!"

„Ich habe allen Grund dazu."

„Hast du eine schlimme Nachricht?"

„Wie man will . . ."

„Ist Maja etwas zugestoßen?"

„Maja?"

„Ja, Kaj-Maja!"

„Nicht daß ich wüßte."

„Gottlob . . ."

„Du hast also, scheint's, doch nicht bloß den Wald gern . . ."

Der Skog-Anders machte eine verlegene Gebärde.

„Ihr Vater hat einen schönen Hof," fuhr der Färg-Petter fort, „aber sie hat zwei Brüder. Da sind die Aussichten nicht so groß, daß du den Hof übernehmen kannst."

„Ich habe es auch gar nicht im Sinn!"

„Nun ja, es wäre nicht so dumm, wenn du eine derartige Ausrechnung im Sinne hättest ... denn mit dem Walde ist es so eine Sache ..."

„Wieso, warum? Der Wald steht ja fester als alles andere ..."

„Vorläufig, ja, aber wer weiß ... Man kann den Wald verkaufen!"

„Zu einem Verkaufe braucht's einen Käufer!"

„Und wenn der nun auf einmal da wäre?"

„Papperlapapp! Man kann ein Haus kaufen. Man kann ein Ackerstück kaufen. Aber den Wald kaufen? Das hat ja keinen Sinn. Was soll einer damit anfangen? Die Äppelviker besitzen ihn, weil er ihnen als Erbe zugefallen ist. Aber wenn er nicht ihr Eigentum wäre, wenn er dem König gehörte oder was weiß ich, glaubst du, sie würden einen Finger rühren, um ihn zu erwerben? Fiel ihnen im Traume nicht ein."

„Ich versteh' mich nicht darauf. Aber Tatsache ist Tatsache. Es ist einer gekommen, der den Wald kaufen will."

„Wer?"

„Der Amerika-Johann!"

„Was ist das für ein Kerl?"

„Der Bruder des Stenbacks-Per, der aus Amerika zurückgekommen ist."

„Und der will den Wald kaufen?"

„Ja!"

„Und die Äppelviker wollen verkaufen?"

„Ja!"

„Sie dürfen nicht ..."

„Du wirst es ihnen nicht verbieten können."

„Sie haben kein Recht auf den Wald."

„Jedenfalls haben sie es schwarz auf weiß und abgestempelt, daß der Wald ihnen gehört, einem jeden sein Teil."

„Und mögen sie hundert Papiere haben, das gilt alles nichts. Sie haben den Wald nicht gesät, er ist von selber gewachsen. Sie helfen ihm nicht, alles muß er selber tun. Sie wässern ihn nicht, wenn er dürstet; das muß der Himmel tun. Sie entsumpfen ihn nicht, wenn er vom Moor aufgeschluckt wird. Sie geben ihm keinen Dünger, wenn er auf dem bloßen Felsen steht, daß man nicht begreift, daß er überhaupt zu wachsen vermag. Und die Raupen könnten ihn fressen, sie würden keinen Finger rühren. So sind sie! Und doch sagen sie, der Wald gehöre ihnen, und sie könnten mit ihm tun, was sie wollten. Aber sie sollen sich in acht nehmen!"

Der Skog-Anders sprang so heftig auf, daß er mit dem Kopf an die niedere Decke stieß.

„Ich wollte dir bloß sagen, was geschehen ist," fuhr der Färg-Petter fort, „damit sie nicht eines Tages kommen und die Kiefern umhauen, ohne daß du etwas davon ahnst!"

Anders wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Daß man eine Kiefer fällt," sagte er, „oder zwei oder drei, oder zehn oder zwanzig, um Holz für den Winter zu haben, oder um bauen zu können, das ist ganz in der Ornung. Das merkt der Wald nicht. Der Wald ist reich. Der Wald ist nicht geizig ... Aber daß man alles niedermachen will ... das geb' ich nicht zu ..."

Er stellte sich vor Färg-Petter hin.

„Gehst du wieder ins Dorf hinunter?" fragte er verbissen.

„Ja!" antwortete der.

„Ich komme mit. Ich werde diesem Käufer, diesem ... wie heißt er?"

„Amerika-Johann!"

„Ich werde diesem Amerika-Johann den Hals umdrehen!"

Der Färg-Petter starrte ihn erschrocken an.

Dann aber sagte er bedächtig: „Wer weiß, vielleicht wäre es das Beste!"

* * *

Stenbacks-Britta suchte ihren Mann.

Sie ging im dämmerigen Morgenscheine von Acker zu Acker, von Wiese zu Wiese, durch Dickicht und Buschwerk, durch Birkengehege und über holpriges Weidland mit lautrauschenden Schmelzwasserbächen.

Sie hätte ebensogut stehen bleiben und die Luft küssen können. Vielleicht, daß noch etwas von seinem Atem in ihr hauchte und bebte.

Auf die Erde hätte sie sich werfen müssen, um ihrem Mann nahe zu sein, auf die Erde, der er soviel Kraft und Blut gegeben. Wahrhaftig, in dem lebendigen Grase, das aufwuchs, war etwas von seiner eigenen Lebendigkeit, die noch fortschuf und fortdauerte, da er selber nur noch ein Wort war, kein menschliches Wesen.

Und die Müdigkeit saß wie eine schwere Last auf ihren Schultern und drückte sie nieder. Es war, als wollte ihr die Müdigkeit helfen, ihren Mann zu finden.

Wer anders hätte ihr helfen wollen, den schrecklichen Fund zu tun?

Vielleicht war es Gottes Wille, daß sie so lange herumirren mußte. Vielleicht sollten alle ihre Kräfte erst gebrochen werden, auf daß ihr zum Verzweifeln keine Kraft mehr blieb.

Endlich, endlich fand sie seine Füße, die klumpigen Schuhe.

Aber seine Beine, seine Arme, sein Antlitz?

Sie warf sich über die Steine, als seien es Wölfe, die

ihren Mann angefallen hätten. Sie kämpfte mit ihnen, als könne sie dem Begrabenen das Leben retten. Sie ließ nicht nach, sie gab es nicht auf, bis sie nicht Stein um Stein weggerissen, weggerollt, weggewälzt und der Stenbacks-Per still und bleich und blutig und beschmutzt vor ihr lag.

Aber sie sah nicht, wie übel er zugerichtet war. Es kam ihr kaum zum Bewußtsein, daß er nicht mehr lebte. Blind und betäubt vor Anstrengung und Übermüdung ruhte sie eine Weile aus und sah selber drein wie eine Tote, so erloschen waren ihre Augen und so starr und unbeweglich die scharfgezeichneten Züge ihres Antlitzes.

Doch noch einmal raffte sie sich auf. Sie mußte ihren Mann nach dem Hofe tragen. Nach dem Hofe, wo Dach und Nahrung und Wärme war. Nach dem Hofe, wo man aß, wo man schlief, wo man geboren wurde, wo man starb. Alle diese Vorstellungen waren in ihr, wenn auch undeutlich und verschwommen, und formten sich zu einem mächtigen Drange. Wie das Kind zur Mutter, wie das Schiff zum Hafen, so trieb es sie zum Hofe. Dort war Hilfe und Erlösung. Dort würde alles wieder gut werden.

Und sie hob den Leichnam auf und drückte ihn fest an die Brust. So stolperte und wankte sie gegen das graue Häuserviereck zu.

Sie ging wie im Dunkeln, trotzdem es heiterheller Tag war. Aber das war ein Weg, den sie auch im Dunkeln fand.

Bloß daß er heute so unbegreiflich lang war. Nahm er denn nie ein Ende?

• •
•

Wie jede Bewegung in der Ruhe nachzittert, wie der Meerfahrer auch noch auf dem Lande das Auf und Ab der Wellen zu spüren vermeint, und wie der Schnitter,

der stundenlang die Sense geschwungen, auch auf der Stubenbank noch die Muskeln spielen fühlt in rhythmischen Zuckungen: so waren auch die Bauern von Äppelvik im Schlafe nicht von dem verheißenden Abendwunder losgekommen und mit nachtwandlerischem Geiste über die tollsten Hoffnungen und Folgerungen als wie über sichere Brücken gelaufen.

Aber als sie erwachten und vom harten Bette aus in die niederen Stuben sahen, auf die ausgetretenen Dielen unter ihnen und die kleinen Bleifenster gegenüber, da fiel es ihnen schwer, an die Veränderung zu glauben und etwas anderes von der Zukunft zu erwarten als das, was gewesen war, so lange sie zurückdenken konnten.

Vielleicht war der Amerika-Johann auf irgendeine Weise verduftet und in den blauen Himmel verflogen, es würde sie gar nicht wundernehmen.

Einer nach dem anderen erhob sich, kleidete sich an und marschierte langsam nach dem Stenbackshof. Ob der Amerika-Johann wirklich und leibhaftig in der Stube saß? Und ob er den Wald noch immer kaufen wollte?

Ja, der Amerika-Johann saß wirklich und leibhaftig in der Stube, und auch mit dem Angebote auf den Wald hatte es seine Richtigkeit.

Schön, da konnte man sich ja Zeit lassen. Man war nicht gezwungen, den Wald zu verkaufen. Beileibe nicht. Die Landwirtschaft warf genug ab. Man hatte zu leben, so oder so.

Die Bauern vermieden es, vom Walde zu sprechen. Das sähe ja ganz danach aus, als ob sie die größte Eile hätten, den Wald los zu werden. Warum nicht gar. Sie waren bloß gekommen, um dem Amerika-Johann guten Tag zu sagen. Aus purer Freundschaft!

Und wie war's denn in Amerika?

Johann ging auf ihren Ton ein. Er erzählte dies und das. Er sang dem fernen Land hinter dem Wasser ein

tüchtiges Loblied. Man mußte sich bloß wundern, daß er überhaupt wieder nach Hause gekommen war.

„Warum bist du denn nicht drüben geblieben?" fragte der Lill-Daniel, der gern mit seiner Schlauheit groß tat, denn mit seinem Hofe konnte er keinen Staat machen.

„Aus Heimweh!" antwortete Johann.

Die Bauern schauten einander an und lächelten. Hm, ja, Heimweh, wer's glauben wollte!

„Aus Heimweh nach unserem Wald, kann ich mir denken", fuhr der Lill-Daniel fort.

Jetzt lachten die Bauern so laut, daß es beinahe das Dach vom Hause hob. Ja, der Lill-Daniel ... ein fauler Kerl war er ... aber dumm war er nicht, das mußte ihm der Neid lassen.

Und sie waren stolz darauf, daß sie einen im Dorfe hatten, wie den Lill-Daniel.

„Kann schon sein," antwortete Johann und lachte mit.

Das machte die Bauern stutzig. Sie wurden auf einmal wieder ernst wie an einem offenen Grabe und dachten so angestrengt nach, daß ihre Gesichter länger wurden.

Hielt man sie zum Narren? Wenn er wirklich etwas mit dem Walde im Sinne hatte, würde er es da so offen eingestehen? Das ging ja gegen alle Grundsätze der Geschäftsweisheit, die ihnen bekannt waren. Ein verdammter Kerl, dieser Johann!

Sie knöpften sich zu und bewachten sorgfältig Wort und Blick.

„Wo bleibt denn der Per? Und wo ist Britta?" fragte da der Pellas-Jerk.

Johann berichtete, daß sein Bruder seit gestern verschwunden sei. In der Nacht habe sich Britta auf die Suche gemacht. Seitdem sei sie noch nicht zurückgekommen. Er selber habe sich leider zu müde gefühlt, um ihr helfen zu können.

Der Pellas-Jerk stand auf. „Aber wir sind nicht zu müde," sagte er. „Wenn ein Bruder zu müde ist, um den eigenen Bruder zu suchen, so müssen wohl die anderen helfen!"

Man nickte zustimmend und erhob sich.

„Wo hast du ihn zuletzt gesehen?" fragte der Pellas-Jerk den Amerika-Johann.

„Auf dem Acker da draußen, nicht weit von hier, ich hab's ja schon gestern abend gesagt."

Seine Antwort klang gereizt. Er merkte die feindselige Stimmung.

Der Back-Jonas kam eilends herein. „Du lieber Himmel, wißt ihr's schon? Er hat sich aufgehängt ...!"

Man starrte ihn an. Hörte man recht?

„In seinem Alter", fuhr der Back-Jonas fort, „eine kleine Weile bloß ... und er wäre von selber gestorben ..."

„Per?" stotterte der Amerika-Johann.

„Per? ... Nein, der Modig!" antwortete Jonas.

„Der Modig? Der fünfundsiebzigjährige Modig? Was ist den angekommen?"

„Was weiß ich ... Er fuhr auf meinem Wagen nach Haus. Wohl jammerte er unterwegs, daß er keinen Wald habe ... aber ich nahm das nicht ernst ... Und nun kommt heute morgen mein Mädchen, das ihm die Milch in sein Häuschen hinüberbringt, und hat das Herz in der Halsgrube und von Atem war sozusagen keine Rede mehr ... und stottert und stammelt ... und schließlich versteh ich soviel wie Holzhaus ... und sie weist mit der Hand hinüber ... und sagt nur immer Holzhaus ... und schließlich geh' ich in Modigs Holzhaus ... und an dem Nagel, an dem sonst die Säge hängt, da hängt er selber ... so tot, wie ein Mensch nur sein kann ... eine verrückte Idee ... es kann ja sein, daß er gestern abend zuviel getrunken hat und sich im Rausch mit der Säge verwech-

selt hat . . . aber ich glaube doch nicht . . . denn er mit seiner Krücke hat es nicht so leicht gehabt, . . . und das sag ich: ich hab oft gehört und gesehen, daß es einem Menschen viel Müh' macht, ins Leben hereinzukommen . . . viele bringen es ja nicht zuwege und sind schon tot, noch ehe sie geboren sind . . . daß sich jedoch einer soviel Mühe gibt, um aus dem Leben hinauszukommen, das hab' ich noch nie gehört . . . aber er ist immer ein eigensinniger Kerl gewesen."

Die Bauern schwiegen. Sie hatten Per vergessen. Sie dachten bloß an den alten Soldaten, der sich selber Leben und Seligkeit geraubt.

Der Wald, der Wald! Brachte er Fluch statt Segen? War das eine Warnung?

„Ein verrückter Kerl", sagte der Amerika-Johann wegwerfend.

Die Bauern schauten ihn an, kalt, prüfend, anklagend. „Du bist eigentlich schuld daran," sagte dieser Blick, „ja du, warum hast du vom Walde gesprochen!"

Dem Amerika-Johann wurde es ungemütlich.

„Ihr braucht euch nicht aufzuhängen," scherzte er in gezwungenem Tone, „ihr habt ja Wald genug."

„Es ist vielleicht besser, wenn wir den Wald nicht verkaufen", sagte der Pellas-Jerk.

Der verdammte Kerl, dachte der Amerika-Johann wütend, ich hätte ihm gern hundert Reichstaler gegeben, wenn er in seinem Holzhause bloß die Säge aufgehängt hätte, statt sich selber!

Die Macht, die er über die Bauern besessen, wurde ihm wieder aus den Händen gewunden. Er fühlte, wie sie sich mehr und mehr vor ihm zurückzogen. Es fehlte nur noch, daß auch sein Bruder . . .

Durch die offene Tür kam Britta mit ihrer Bürde. Sie ging auf das Bett zu. Wer im Wege war, den drängte sie auf die Seite. Sie wich nicht aus. Sie rief keinem zu,

ihr Platz zu machen. Es war, als merke sie nicht, daß die Stube voller Volk sei. Sie strebte nur geradeaus, bis sie beim Bette stand. Da legte sie ihren Mann auf die bunte Decke. Als das getan war, ließ sie sich auf der Sitztruhe nieder.

Die Bauern sahen blöde und dumm aus vor Schrecken. Der Amerika-Johann war in sich zusammengesunken. Auch ihn hatte das Entsetzen gepackt. Aber mitten im Entsetzen drin ballte er die Fäuste.

Der Pellas-Jerk ermannte sich. Er trat auf Britta zu. „Britta", rief er, aber sie antwortete nicht.

Er beugte sich zu ihr nieder.

Ein warmer Hauch traf sein Antlitz. Er hörte Atemzüge. „Sie schläft", sagte er.

Dann schaute er auf die schwere Bürde, die sie ins Bett gelegt hatte. Er mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um den Kopf nicht wegzuwenden von so viel widerwärtiger Verstümmelung. „Er ist tot," stieß er mühsam hervor, „es muß der Per sein . . . aber ich kann es nicht beschwören . . . Was meinst du, Schmied? Komm und schau . . ."

Der Schmied, der aussah wie ein Raubmörder, kam widerwillig näher. Aber kaum hatte er einen forschenden Blick auf den Toten geworfen, so wandte er sich um, machte mit dem Munde ein paar schnappende Bewegungen, gleich einem Fische, der auf dem Trockenen liegt, und ging schnell hinaus.

Die Bauern drängten sich aneinander und starrten auf den Amerika-Johann. War er der Mörder?

Doch der Tote war stumm, und Britta schlief.

Das Grauen war so groß in ihnen, daß sie am liebsten geflohen wären. Aber der Pellas-Jerk stand noch immer am Bette. Darum blieben auch sie stehen.

„Er sieht aus wie der Tod", sagte Lill-Daniel.

Wahrhaftig, der Amerika-Johann sah aus wie der Tod.

Auf einmal sahen sie es klar und schreckhaft deutlich. Vielleicht war es der Tod selber . . .

Das Grauen fraß allen Mut und alle Kraft.

„Gustav," rief da der Pellas-Jerk, „hilf mir, wir wollen Britta zu mir hinauftragen. Hier ist kein Ort für sie!"

Die Stube leerte sich. Jerk und Gustav trugen die Schlafende. Hinter ihnen drein drängten die Bauern. Keiner wollte der letzte sein.

Nur der Amerika-Johann blieb zurück. Er starrte auf das Bett und stammelte: „Es ist nicht meine Schuld . . . so hab ich's nicht gemeint, Bruder . . ."

Er setzte sich in den Greisenstuhl und versuchte, an etwas anderes zu denken. Aber er brachte den Toten nicht aus dem Sinn.

Da floh er aus der Stube. Er konnte nicht allein sein. Er mußte zu Menschen.

Wo der Karrenweg von der Landstraße abzweigte, wohnte der Hol-Matts.

Als der Amerika-Johann an die Türe klopfte, fand er sie verschlossen. Durch das Fenster sah er die Stube voller Leute, aber die Türe wurde ihm nicht aufgetan.

Mit einem Fluche ging er weiter ins Dorf hinein.

Kvist-Pelle hatte die Türe nicht verschlossen. Als aber Johann in seine Stube trat, floh Mann und Weib und Tochter mit lautem Geschrei davon.

Im nächsten Hofe erging es ihm nicht besser. Er wurde gemieden wie ein Aussätziger.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ins Kirchdorf zurückzufahren.

Er zog Stenbacks-Pers altes Pferd aus dem Stalle, spannte es vor den Wagen und peitschte es durch den Torweg hinaus.

Äppelvik atmete auf.

* * *

Als der Skog-Anders und der Bildermaler vom großen Moore her gegen das Dorf schritten, trafen sie mit Kaj-Maja zusammen.

Sie lachte über das ganze Gesicht.

„Heute ist schönes Wetter“, sagte sie.

Aber das hatte sie eigentlich gar nicht sagen wollen.

„Wie freut's mich, daß du kommst“, das hatte ihr das Herz auf die Zunge gelegt. Aber die Zunge war feige gewesen.

Skog-Anders schaute auf die Seite und murmelte: „Ja.“

Sie verstand: „Ich bin nicht deinetwegen gekommen“, und wurde verlegen.

Dann sagte sie: „Ich gehe in die Birkengehege, um nachzusehen, ob die Zäune in Ordnung sind“, soll heißen: „Liebster, komm mit!“

Aber er antwortete bloß: „Ich gehe ins Dorf“, will sagen: „Ich habe keine Lust.“

Sie schaute ihn fragend an. Er aber dachte nur an den Wald. Nur an den Wald dachte er.

Sie spürte es, daß seine Gedanken nicht bei ihr waren, und wurde traurig.

„Leb' wohl“, sagte sie. Aber das Wort klang gar nicht wie ein Abschiedsgruß. Es klang wie eine Aufforderung zum Stehenbleiben, zu liebem Gespräch.

Er aber nahm den Gruß in seiner buchstäblichen Bedeutung und sagte schnell: „Ja, leb' wohl!“

Kaj-Maja ging betrübt und niedergeschlagen weiter. Wer konnte ihn mehr lieben als sie? Warum war er denn so unfreundlich?

Auf der Dorfstraße standen der Dunder-Fredrik, Kvist-Pelle und Lill-Daniel in eifrigem Gespräche beisammen.

„Wirf den Zehnreichstalerschein weg,“ sagte eben Lill-Daniel zum Dunder-Fredrik, „sonst bringt er dir Unglück ...“

„Ja, ich glaube, ich werfe ihn weg!"

„Oder noch besser: Verbrenn ihn!"

„Ja, das ist das Beste: ich werde ihn verbrennen!"

„Das tät ich auch," sagte der Kvist-Pelle, „man kann sich ja den Tod auf den Hals laden, wenn man ein solches Geschenk in der Tasche hat. . . ."

„Wenn ich den Schein nur schon los wäre", fuhr der Dunder-Fredrik fort. Zitternd zog er ihn hervor und hielt ihn weit von sich.

„Her damit," sagte der Lill-Daniel mutig, „ich werde ihn auf meinem Herde verbrennen und genau zusehen, daß auch nicht ein Stückchen von ihm übrig bleibt."

Der Dunder-Fredrik gab ihm den Schein und atmete auf.

„Ich hab' mich gefreut, wie ich ihn gekriegt habe," sagte er, „ich freu mich aber doch mehr, daß ich ihn wieder losgeworden bin!"

Lill-Daniel aber dachte: „Wenn's auch vom Tode ist . . . Geld ist Geld. Und wenn ich Branntwein dafür kaufe, so ist das ebenso gut, als wenn ich ihn verbrennte!"

Der Skog-Anders kam auf sie zu.

„Wollt ihr wirklich den Wald verkaufen?" rief er schon von weitem.

„Den Wald?" wiederholten sie.

„Ja, den Wald!"

„Nein, nein, den verkaufen wir nicht", sagten alle drei.

Der Skog-Anders schaute den Färg-Petter fragend an.

Der machte ein verwundertes Gesicht. „Aber gestern sagtet ihr doch, daß ihr den Wald verkaufen wolltet!"

„Gestern, ja, gestern, das ist was anderes," antwortete der Lill-Daniel, „aber heute ist heute, verstehst du mich?"

Nein, der Maler verstand ihn nicht.

Der Dunder-Fredrik begann mit geheimnisvoller Miene: „Der Amerika-Johann ist der Tod, so verhält sich die Sache. Und darum wird der Wald nicht verkauft werden!"

„Der Tod?“ wiederholte der Maler erstaunt, „aber er sieht ja ganz wie ein Mensch aus? Und er hat ja selber gesagt, daß er Stenbacks-Pers Bruder ist.“

„Deswegen kann er doch der Tod sein, der leibhaftige Tod . . . das hat auch der Pellas-Jerk gesagt . . .“

„Wenn es der Pellas-Jerk gesagt hat, dann muß es wahr sein.“

Die drei nickten.

„Aberglauben“, sagte der Skog-Anders spöttisch.

Kvist-Pelle sah ihn finster an. „Ich möchte dir bloß gönnen, daß du erlebt hättest, was wir erlebt haben! Dann würdest du anders reden!“

„So glaubt, was ihr wollt! Sagt mir nur eins: Ist es sicher, daß ihr den Wald nicht verkauft?“

„Ja, das ist sicher“, antworteten die drei.

„Gott sei Dank“, sagte Anders. Und er begann an Kaj-Maja zu denken, nun, da die Angst um den Wald von ihm genommen war.

Der Dunder-Fredrik wandte sich an den Maler: „Du darfst es glauben, daß es der Tod ist. Du weißt ja, wie der Amerika-Johann aussieht. Und seit gestern sind auch schon zwei Menschen gestorben, das ist der beste Beweis!“

„Zwei?“ schrie der Maler.

„Ja, zwei! Gewöhnlich stirbt bloß einer von uns in zwei oder drei Jahren. Und dann ist's ein alter, der etwas auf der Lunge hat, besonders gegen das Frühjahr zu, oder ein kleines Kind, das den grünen Durchfall kriegt, oder ein Mann, der im See ertrinkt; denn es muß ja jedes Jahr einer im See ertrinken und trifft's keinen aus einem anderen Dorfe, so trifft's einen von uns.“

„Dummes Geschwätz!“ sagte der Skog-Anders.

„Du mußt nicht alles besser wissen wollen“, rief der Dunder-Fredrik aufgebracht.

„Meinetwegen denn“, beschwichtigte ihn Anders. Und er dachte an Kaj-Majas Haar.

„Nun aber,“ wandte sich der Dunder-Fredrik wieder an den Maler, „nun sind in ein paar Stunden zwei gestorben! Den Stenbacks-Per hat man unter einem Steinhaufen gefunden und den alten Modig an einem Nagel.“

Der Skog-Anders dachte an Kaj-Majas Augen.

„Warum ist der Stenbacks-Per unter einen Steinhaufen gekommen und der Modig an einen Nagel?“ fragte Färg-Petter.

„Ja, warum! Sag's, wer's weiß“, antwortete der Dunder-Fredrik.

Der Skog-Anders dachte an Kaj-Majas jungen Mund.

„Aber wir glauben alle, daß es mit dem Amerika-Johann zusammenhängt. Der Tod selber ist zu uns gekommen. Darum sind die zwei gestorben! Und darum lassen wir uns in keinen Handel mit ihm ein . . . denn sonst . . . wer weiß . . . sterben wir alle!“

„Aber der Wald bleibt stehen?“ fragte der Skog-Anders. Seine Gedanken waren plötzlich von der Liebsten weg in den Wald gelaufen.

„Ja, der bleibt stehen, denn was sollen wir mit ihm anfangen, unnütz wie er ist?“

„Dann ist alles gut!“ Und wieder hing er alle Gedanken an Kaj-Maja.

„Alles gut?“ wiederholte der Dunder-Fredrik, „wenn der Per tot ist und der Modig tot ist und das ganze Dorf im Grauen drin steckt wie im tiefsten Wasser?“

So sehr aber hatte Anders sein Mädchen im Sinn, daß er glänzende Augen bekam und auf einmal davonlief, ohne Abschied zu nehmen. Vielleicht, daß er Kaj-Maja noch im Birkenhaine traf. . .

„Gottlob hab' ich einen besseren Sohn“, sagte der Dunder-Fredrik und dachte mit Stolz an seinen Kalle.

„Ja, das sag' ich auch“, bekräftigte der Kvist-Pelle mit Überzeugung. Seine Tochter Anna machte in den Sams-

tagsnächten dem Kalle die Türe auf. Die Hochzeit war nicht fern.

„Kalle in Ehren, aber gegen Anders kommt er nicht auf. Ich weiß überhaupt keinen Burschen, der gegen ihn aufkommt!"

Der Maler kriegte alle drei gegen sich.

Er begann aber wieder vom Tode zu sprechen. Da vergaßen die anderen den Zwist und wurden ernst und beschauten von neuem das geheimnisvolle, grauenhafte Ereignis der letzten Stunden von allen Seiten.

Kaj-Maja ging zwischen Birken und Wacholderbüschen.

Die Zäune waren in Ordnung. Ach, wenn nur ihr Herz besser in Ordnung wäre. Du lieber Himmel, das kam wohl nie mehr in Ordnung.

Wenn die Zäune am Boden liegen, wenn der Schnee sie niedergedrückt hat, wenn die Latten morsch geworden, die Stützen verfault sind, so kommt der Vater, so kommen die Brüder. Sie richten wieder auf, sie schieben neue Latten ein, sie ersetzen die faulen Stützen mit frischen.

Aber wenn in einem Herzen alles drunter und drüber ist, was tut man da?

In Björken wußte sie ein altes Weib, das aus fünfundfünfzig Dingen eine Salbe zusammenrührte, die gegen alle möglichen Schäden und Gebrechen gut war. Nur gegen unglückliche Liebe half sie nicht.

Aber hatte sie denn Ursache, von unglücklicher Liebe zu reden? Kam Anders nicht jedesmal zu ihr, wenn er den Wald verließ, um im Dorfe eine Jagdbeute zu verkaufen oder mit einem Bauern eine Holzkohlenlieferung für die kleine Hausschmiede zu verabreden?

Warum war er denn heute so unfreundlich gewesen?

Die Birken und Wacholderbüsche schauten sie gleichgültig an.

Da sprang er über den Zaun, daß es krachte, und stand auf einmal vor ihr.

„Jetzt kannst du ihn selber fragen", sprach es in ihrem Herzen.

Sie sah ihn schmollend und etwas schulmeisternd an.

Anders verstand ihr Gesicht. „Sie ist böse auf mich", dachte er. „Aber nun kann ich sagen, warum ich so unfreundlich gewesen bin, und alles wird wieder gut werden!"

Er schaute sie fröhlich an.

„Ach, Maja, verzeih mir. Der Wald hat mir im Kopf gesteckt. Die Äppelviker wollten ihn verkaufen, hatte mir der Färg-Petter gesagt. Darum kam ich über das Moor. Du begreifst ... ich war voller Unruh ... Da empfand ich bei deinem Anblicke nicht soviel Freude wie sonst. Da sah ich nicht mit Vergnügen auf deine rote Haube. Da war mir dein buntes Mieder ganz gleichgültig, trotz all den feinen Blumen, die du darauf gestickt hast. Und auch dein weißes Hemd machte mir keine Freude und auch die farbige Schürze nicht. Und auch dein Blick und dein Mund machte mich nicht froh. Ist das nicht schrecklich? Aber dann sagte man mir, daß der Wald nicht verkauft werde ..."

„Der Wald, der Wald, immer nur der Wald! Der Wald liegt dir tausendmal mehr am Herzen als ich ... das find ich bitter ..."

„Ach, Maja, begreifst du mich denn nicht ... der Wald ... Herrgott, der Wald! Ich brauche den Wald, wie der Fisch das Wasser ... er gibt mir soviel Freude ..."

„Und ich ... geb ich dir keine Freude?"

„Ach, Maja, wenn du einmal eine Zeitlang im Walde gewohnt hättest, dann erst würdest du mich begreifen!"

„Nein, nein, ich habe keine Lust dazu ... ich hasse deinen Wald ...!"

„Wenn du ihn doch nur einmal richtig sähest, Maja, nicht nur von weitem ... Warum kommst du nie in den

Wald? Da gibt es Tausende der prächtigsten Bäume ..."
„Ich kümmere mich nicht um die Bäume!"
Er wurde rot vor Eifer.
„Da gibt es Kiefern, viel höher als der Glockenturm im Kirchdorf. Sie sind so alt, daß man es sich gar nicht denken kann. Die standen sicher schon, als noch kein Haus in Äppelvik gebaut war, so alt sehen sie aus. Man hat Ehrfurcht vor ihnen ... viel mehr als vor dem Pfarrer ... Und dann die vielen Fichten ... keine gleicht der anderen ... gerad' als ob jede etwas Besonderes sein wollte. Tausenderlei Fichten gibt es. Und alle kenne ich ... und alle kennen mich!"
„Du flunkerst ..." sagte Maja, aber es lag mehr Bewunderung als Vorwurf in ihrer Stimme.
„Weiß der Kuckuck, ich glaube es selber", antwortete er fröhlich, denn er wußte alle Töne ihrer Stimme zu deuten. „Aber es macht mir Freude, ein bißchen zu flunkern, und dir auch, merk' ich ... und eigentlich ist's bloß die nackte Wahrheit ... Hab' ich dir nicht gesagt, daß es tausenderlei Fichten gibt? Du glaubst es nicht? So hör' denn!" Er hielt den Daumen hoch. „Die eine läßt die Zweige von den Hauptästen niederhängen wie tausend Roßmähnen ... Die andere," er hielt den Zeigefinger hoch, „die steckt ihr Geäst viele Meter weit wagerecht hinaus, daß man gar nicht begreift, woher der Stamm soviel Kraft nimmt. Eine dritte", er hielt den Mittelfinger hoch, „hat ganz vergessen, die Seitenzweige zu entwickeln. Die Äste wachsen wie Schlangen. Man erschrickt, wenn man zum erstenmal eine solche Tanne im Mondschein sieht. Die vierte aber ...", jetzt war die Reihe an den Ringfinger gekommen, „die wächst wie eine Stange zum Himmel und tut, als ob sie gar keine Äste brauche, um leben zu können, so kurz und mager sind sie. Und die fünfte ..." er hielt ihr den kleinen Finger vor die Augen, „die duckt sich auf die Erde und

will gar nicht in die Höhe ... aber sie muß, verstehst du ... das ist nun einmal so, daß alle Bäume in die Höhe müssen, sobald sie aus dem Boden kommen, ebensogut, wie alle Steine in die Tiefe müssen, die sich von ihrem Platze loslösen. Aber es ist, als habe sie Angst vor dem Wachsen ... sie geht lieber in die Breite. Vielleicht tut sie auch nur so, um nicht gleich zu sein wie die anderen. Und so wird sie immer plumper und unförmlicher, und ihr Astwerk ist so dick, daß der Himmel nicht mehr hindurchschaut, und keinen Tropfen Regen spürst du, wenn du darunter sitzt ... Schon fünf verschiedene Fichten, siehst du, und wenn du willst, so fahr' ich fort, bis daß du tausend beisammen hast ... aber da müßt ich aufzählen ... bis morgen und übermorgen ... und soviel Zeit hab' ich nicht ... und du wohl auch nicht ... und darum ist's besser, du gibst mir einen Kuß ... dann geb' ich dir auch einen!"

Sie umfingen sich und küßten sich.

„Wahrhaftig," lachte er, „alle unsere Finger zusammen würden nicht hinreichen, um unsere Küsse zu zählen!"

Herrlich war's im Birkenhaine. Im Dorfe sprachen sie vom Tode. Hier aber herrschte das Leben, das glückselige, berauschende, überquellende, verschwenderische Leben.

* * *

Herrlich war's im Birkenhaine ...

Am herrlichsten aber war's doch im Walde, der ihm wieder geschenkt worden war.

Nein, er konnte nicht im Dorfe leben.

Arme Maja!

VIERTES KAPITEL.

Der Pfarrer sah die neue Kirche schon fertig vor sich. Aus roten Backsteinen war sie gebaut, in gotischem Stile, mit großen Fenstern, mit Ziegeln auf dem Dache statt halbverfaulten schwarzen Schindeln.

Aber dann mußte er hören, daß die Äppelviker den Wald nicht verkaufen wollten. Der ökonomische Aufschwung seines Sprengels rückte in weite Ferne. Die armselige weißgetünchte Kirche stand wieder sicher da. Und von einer besseren Schule konnte keine Rede sein.

Der Pfarrer war betrübt. Er hätte der Herrlichkeit Gottes so gern eine bessere Stätte bereitet. Und er hätte auch gern seinen Amtskollegen gezeigt, daß sein Kirchspiel denn doch nicht so arm war, wie es den Anschein hatte.

Ach, der Kirchenschatz bestand bloß aus einer Oblatenschachtel in getriebener Arbeit, einem vergoldeten Kommunionkelch und einer dito vergoldeten Patene. Von den zwei Meßgewändern war bloß das eine brauchbar.

Wohl war der Neubau der Kirche grundsätzlich beschlossen. Für jeden Täufling wurden fünf Öre in die Kirchenkasse entrichtet. Auch der Ertrag der zukünftigen Hundesteuer sollte ihr zufallen. Aber was half das? Im ganzen Kirchspiel fanden sich bloß acht Hunde. Und wenn auch die Zahl der Täuflinge eine recht ansehnliche war und die meisten Familien jedes Jahr das ihre taten, damit die Kirchenkasse um fünf Öre zunehme, so war das mehr nur ein Beweis des guten Willens, als eine in die Wage fallende ökonomische Unterstützung.

Carlénius hatte sich oft gewünscht, ein Geschäftsmann zu sein, um dem Volke und der Kirche neue Ein-

nahmequellen öffnen zu können. Leider aber lag seine einzige, ganz und gar unpraktische Begabung auf dem Gebiete der Pflanzensystematik.

Um so mehr bewunderte er den Amerika-Johann. In ihm ahnte er Geschäftsblick und Goldfinderglück.

Ihnen allen war der Wald vor der Nase gelegen, so gut wie die Luft, so gut wie das Wasser. Aber sie hatten nichts damit anzufangen gewußt. Sie hatten kaum bemerkt, daß der Wald da war.

Und nun kam auf einmal der Amerika-Johann und wollte dies alles, das dagewesen war, ohne daß man sein Dasein geahnt hatte, in Geld verwandeln.

Der Mann war ein Genie.

Wie oft war nicht Carlénius durch den Wald gegangen, um zu botanisieren. Aber er hatte nie etwas anderes gesehen als Spezies und Varietäten.

Der Amerika-Johann aber hatte das Gold gesehen.

Und nun leisteten die Bauern Widerstand. Aus purem Aberglauben! Es war ja augenscheinlich, daß der Amerika-Johann an dem Tode der zwei keinen Anteil hatte.

Ein Mann, der zum Pfarrer kommt und ihm eine Kommunionkanne aus galvanisiertem Neusilber schenkt, innen vergoldet, mit einem Lamm Gottes und einer Fahne auf dem Deckel und dem eingravierten Namen des Gebers... ein solcher Mann ist kein Mörder und auch kein Gespenst. Ein solcher Mann ist aller Hilfe und Unterstützung wert.

Der Pfarrer gab sich alle Mühe, die Äppelviker von ihrem Aberglauben zu heilen. Er sprach mit dem Pellas-Jerk, der doch sonst immer ein gescheiter und vernünftiger Mann war. Er sprach mit dem Svarvar-Gustav, der sich immer dreimal besann, ehe er einen Entschluß faßte. Er sprach mit dem Back-Jonas, der den Modig im Holzhause gefunden hatte. Er sprach mit dem Hol-Matts, der

dem Amerika-Johann die Türe verschlossen hatte, und mit dem Kvist-Pelle, der vor ihm davongelaufen war. Und er sprach mit Kaj-Lars und Näs-Olle und Skomar-Hans und Stor-Daniel und Lill-Daniel und Jonas-Per und Bo-Matts.

Und sie ließen ihn reden und nickten mit dem Kopf und sagten auch Ja, wenn es sich paßte. Wenn aber Carlénius mit der Aufforderung schloß, den Wald an den Amerika-Johann zu verkaufen, da stellten sie ihm ein hartnäckiges, unabänderliches Nein entgegen.

Die Bauern hatten vor dem Tode mehr Respekt als vor dem Pfarrer.

Als der Amerika-Johann von den erfolglosen Bemühungen des Pfarrers hörte, begann er zu schimpfen.

„Die Bauern sind so dumm wie Kühe, denen man den besten Klee vorwirft und die ihn doch nicht fressen, sondern lieber verhungern."

Carlénius nickte zustimmend.

„Aber ich muß den Wald haben, koste es, was es wolle!"

„Aber es gibt ja auch noch andere Wälder am See", sagte der Pfarrer.

„Natürlich ... aber durch den Äppelviker Wald rinnt ein Fluß."

„Ein Fluß?" wiederholte Carlénius verwundert. „Spielt der auch eine Rolle?"

Der Amerika-Johann ging auf keine nähere Erklärung ein. Er sprach noch einige Worte, die etwas zusammenhangslos nebeneinander standen. Dann nahm er hastigen, beinahe unfreundlichen Abschied.

Der Pfarrer dachte über die Rolle des Flusses nach. Was wohl damit gemeint war? Sein Zusammenhang mit der Durchfeuchtung des Bodens? Mit dem Grundwasserstand? Mit der Quellenführung?

Der Amerika-Johann kam nochmals herein.

„Ich muß Sie bitten, Herr Pfarrer ... kein Wort zu einem anderen ... vom Fluß ... verstehen Sie?“

„Sie können darauf zählen!“ versicherte Carlénius.

„Danke!“ und er verschwand wieder.

Wie hing das zusammen, Wald und Fluß? Der Pfarrer konnte das Geheimnis nicht erraten. Aber das erhöhte nur die Bewunderung, die er für den Amerika-Johann hegte.

Diese Kraft, dieser Willen, diese Kenntnisse ... diese geheimnisvolle Planmäßigkeit, die man bloß ahnen, doch nicht erraten konnte.

Das war ein ganzer Mann. Die Bauern aber ...

Nun ja, die Bauern waren immer so gewesen und würden wohl immer so sein: dumm, kurzsichtig, altväterisch.

* * *

Der Amerika-Johann zeigte den Äppelvikern, daß er am Leben war. Sie mußten bald merken, daß sie es mit keinem Gespenst zu tun hatten. Stenbacks-Britta spürte es zuerst.

Er kam in die Stube hinein. Britta lief zur Türe.

„Nein, du bleibst,“ sagte er grob und stellte sich vor sie hin, „wir müssen miteinander reden. Denk' meinetwegen, ich sei der Tod, denk', ich sei der Mörder deines Mannes, denk', was du willst, haß mich, fürcht' mich, verabscheu' mich, ganz wie du willst ... aber steh' still und hör', was ich dir sage.“

Sie bezwang sich und starrte ihn an.

„Dieser Hof gehört dir und mir,“ fuhr er fort, „ja dir und mir. Mein Bruder hatte ihn nicht allein geerbt. Zwischen ihm und mir ist nie geteilt worden ... Wir zwei können nicht zusammen auf dem Hofe wirtschaften“ — sie machte eine abwehrende Gebärde — „es ist besser, wenn der eine geht ... und da ich den Hof brauche, so mußt du gehen ... du hast ein kleines Häus-

chen nicht weit von Svarvar-Gustav ... dort kannst du wohnen ... und deinen Anteil am Hofe löse ich mit fünfhundert Reichstalern aus ...“

„Fünfhundert?“ stammelte sie.

„Ja, fünfhundert, mehr kann ich nicht bezahlen ... ich brauche mein Geld für andere Dinge .. aber wenn du nicht darauf eingehst, so häng’ ich dir einen Prozeß an ... wollen sehen, ob du dann mehr kriegst ... so, jetzt weißt du’s!‘

Sie brachte kein Wort heraus.

„Morgen komm’ ich wieder vorbei.“ Damit ging er.

Britta besuchte ihre Bekannten und Verwandten, um sich guten Rat zu holen.

Aber sie fand bloß Mitleid und Bedauern.

„Mit dem ist nicht gut Suppe essen,“ sagte der Kvist-Pelle, „aber daß es nicht der Tod ist, das merkt man jetzt ... nur ein Mensch kann so unverschämt sein ... fünfhundert Reichstaler ... wenn es wenigstens siebenhundert wären oder achthundert ... er muß nicht so reich sein ...“

„Gib nach, Britta, gib nach,“ sagte der Svarvar-Gustav, „wer weiß, wie es dir sonst ergeht ... ein Gespenst ist er nicht, das glaub’ ich jetzt auch ... dafür aber ein Mensch, vor dem man sich in Acht nehmen muß ... und das ist sozusagen noch schlimmer ... Nimm die fünfhundert ... viel ist es nicht ... aber er könnte dich ebensogut Knall und Fall vom Hofe vertreiben ... nein, mit dem möchte ich nichts zu tun haben ... er hat ganz sicher den Per ermordet, wenn man ihm auch nichts beweisen kann ... jetzt kommt ja die Ursache zutage ...“

„Er hat ganz sicher den Per ermordet“, wiederholten Dunder-Fredrik und Lill-Daniel. Alle stimmten darin überein.

„Es ist eine Schande, daß man einen solchen Kerl nicht unter das Beil legen kann“, knirschte der Back-Jonas.

„Wir können ihm nichts beweisen," sagte der Pellas-Jerk ruhig, „aber wir können etwas anderes: wir können ihm zeigen, was wir von ihm halten ... Wenn er es wirklich wagt, auf dem Stenbackshofe zu wohnen, dann wollen wir ihm das Leben schon sauer machen ... keine Hilfe soll ihm zuteil werden ... keine Handreichung ... und wenn er auch noch so inständig bittet und bettelt ... keinen Gruß soll er hören, kein freundliches Wort ... ausspucken werden wir, wenn wir an ihm vorübergehen ..."

Das versprachen die Bauern. Aber der Stenbacks-Britta konnte es nichts helfen. Sie mußte den Hof verlassen und in das kleine Häuschen neben dem Svarvar-Gustav übersiedeln. Was ihr Eigentum war, nahm sie mit, alle hausgesponnenen Kleider, alle Decken und Bettvorhänge, die sie gewebt hatte, alle Tücher mit den geklöppelten Spitzen ... der Amerika-Johann hinderte sie nicht daran. „Weg mit dem Mist", sagte er grinsend.

Die Bauern warteten gierig auf eine Gelegenheit, um ihm zu zeigen, wie sie ihn haßten. Aber die Gelegenheit kam nicht. Er sprach kein überflüssiges Wort. Er grüßte nicht. Er erbat keine Hilfe. Daß sie ausspuckten, wenn sie an ihm vorübergingen, schien er nicht zu merken. Nur einmal sagte er zum Lill-Daniel: „Ihr müßt's alle miteinander auf der Lunge haben, daß ihr so viel speit." Von da an bissen die Äppelviker die Zähne zusammen, wenn sie an ihm vorüber mußten. Sie wollten denn doch nicht, daß man ihnen die Schwindsucht andichte.

Seltsames mußte auf dem Stenbackshofe geschehen.

Vom Kirchdorfe her kamen Wagen mit Brettern. Fremde Kerle mit Äxten und Sägen und allerlei Schreinerwerkzeug begaben sich nach dem Hofe und gingen nicht mehr weg. Man hörte den singenden Hieb der Beiläxte,

das Splittern und Krachen der Späne, die auf- und absteigende Musik der Sägen, den dröhnenden Takt der Hammerschläge.

An stillen Tagen flog der Arbeitslärm über das ganze Dorf. Die Bauern mußten ihn hören, ob sie wollten oder nicht. Es war wie eine Verhexung, von der man sich nicht frei machen konnte.

Wieder kamen Wagen vom Kirchdorfe her. Sie brachten Türen und Fenster, die für den Amerika-Johann bestimmt waren, auch vieles andere, das man nicht einmal dem Namen nach kannte.

Die Bauern hatten sich verschworen, den Stenbackshof nicht mehr zu betreten. Der Dunder-Fredrik aber konnte den Schwur nicht halten.

Eines Abends schritt er das Dorf hinunter, und wenn man ihn fragte, „Wohin gehst du“, so antwortete er mit einer unbestimmten Geste. Als er zurückkam, war es ihm ganz recht, daß vor Svarvar-Gustavs Hof eine kleine Versammlung beisammenstand, die mit Gründen und Gegengründen beratschlagte, ob man mit dem Heuet schon beginnen oder noch zuwarten wolle.

Der Dunder-Fredrik machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„Oj, oj, oj, was ich gesehen habe . . . kein Mensch kann sich denken, was ich gesehen habe . . .“

Er ließ der Neugier Zeit zum Wachwerden und Anschwellen und weidete sich an dem Anblicke der glotzenden Frageraugen.

Dem Lill-Daniel wurde das Warten zu lang.

„Heraus mit dem Schnaps“, rief er ungeduldig. „Wir wollen nicht bloß an der Flasche riechen! Du tust ja so großartig, als ob du am Ende der Welt gewesen seist, wo man über sich in den Himmel und unter sich in die Hölle gucken kann.“

„Ja,“ antwortete der Dunder-Fredrik und zwinkerte

mit den Augen, „ich bin am Ende der Welt gewesen und hab' in die Hölle hinuntergeschaut."

„Da hast du wohl deinen Vater gesehen ..."

„Nein, dich selber hab' ich gesehen, du Schelm. Und als ich einen Teufel fragte, warum du mitten im ärgsten Feuer drin braten müßtest, da antwortete er mir: ‚Weil er dich um zehn Reichstaler betrogen hat!'"

Die Bauern lachten. Lill-Daniel sagte kein Wort mehr. Er schaute steil in die Luft hinauf, als fliege ein seltener Vogel über ihn weg.

„Nein," fuhr der Dunder-Fredrik fort, „ich bin nicht am Ende der Welt gewesen, und dorthin zieht's mich auch gar nicht, und überhaupt hat der Pfarrer einmal zu mir gesagt, man sei überall am Ende der Welt, was ich aber nicht begreife und auch nicht recht glaube, denn in der Bibel steht es nicht, und wenn es wahr wäre, dann wäre ja die Hölle im Brunnenloch und das Paradies da oben in der Luft, aber das stimmt nicht, denn das Wasser ist kalt und auf den Wolken sitzen keine Engel ..."

„Aber so sag' denn endlich, was du gesehen hast," donnerte Gustav, „sonst wird's Nacht und wir müssen ins Bett und können doch nicht schlafen, weil wir immer noch nicht wissen, was du geschaut hast ..."

„Und wenn ihr's wißt, dann könnt ihr erst recht nicht schlafen ... aber nur Geduld ... mit der Zeit kommt alles ... so sagte auch das Mädchen, das sich mit achtzig Jahren verheiratete ..."

„Du hättest Gott bei der Erschaffung der Welt helfen sollen," spöttelte der Lill-Daniel, der wieder Luft in die Lunge bekommen hatte, „dann wäre sie jetzt noch nicht fertig."

„Und wenn du dabei gewesen wärst," entgegnete der Dunder-Fredrik, „so hätte Gott überhaupt alle Lust daran verloren, den Menschen zu erschaffen ... so häßlich und klein, wie du geraten bist ..."

„Dem Kleinen geht die Kraft ins Gehirn, dem Großen in die Beine", gab der Lill-Daniel zurück.

„Und dir läuft die meiste Kraft die Gurgel hinunter."

Wieder lachten die Bauern.

„So, aufgepaßt, jetzt kommt's," sagte der Dunder-Fredrik befriedigt, „ich bin im Stenbackshof gewesen. Und alles hab' ich angeschaut, und der Amerika-Johann ist auch dort gewesen und hat mich gar nicht gefressen, sondern ist sehr freundlich gewesen und hat mir sogar etwas zu trinken gegeben — seine Arbeiter trinken es auch — und er sagt, daß man es in der ganzen Welt trinkt; eine schwarze, dunkle Brühe ist's und wird Kaffee genannt ... eigentlich gut schmeckte es nicht, aber der Amerika-Johann sagte, daß es etwas Feines sei, und man müsse sich nur etwas daran gewöhnen, dann finde man es sehr gut und könne gar nicht mehr aufhören damit ... das kann schon sein, denn wenn ich so recht nachdenke, so ist auch der Schnaps nichts Gutes, wenn man ihn zum erstenmal trinkt ... die Gewohnheit macht alles ... und schließlich wäre auch der Tod nichts Schlimmes, wenn man sich nur besser daran gewöhnen könnte ... ja, das glaub' ich, lach' nicht, Näs-Olle, das kann keiner so genau wissen ... aber der Stenbackshof ... wie der jetzt aussieht ... ihr habt keine Ahnung ... das ganze Haus ist über und über mit Brettern verschalt ... mit aufrechtstehenden Brettern, versteht ihr, mit schmalen Leisten über den Fugen ... ‚O, so fein, so fein,' sagte ich zum Amerika-Johann ... ‚Nein, das ist gar nicht fein,' sagte er, ‚ich wüßte etwas viel Feineres ... doch vorläufig kann man ja hier keine anderen Bretter kriegen,' sagte er, ‚aber wartet nur, kommt Zeit, kommt Rat,' sagte er, ... ‚dann sollt ihr etwas Feines sehen' ... Ich hab' nur den Kopf geschüttelt ... denn etwas Feineres kann ich mir nicht vorstellen ... und dann sagte ich: ‚Du lieber Himmel, so viele Nägel, so viele Nägel ...'

ihr könnt euch ja denken, daß er viele Nägel brauchte ... für alle Bretter und für alle Leisten ... aber das fand er gar nichts Besonderes ... ‚Die kauft man', sagte er und zeigte mir eine ganze Kiste voll Nägel ... ‚aber Geld kosten sie', sagte er ... das konnte ich mir denken, denn es ist keine kleine Müh', Nägel zu schmieden ... ‚Wieviel meinst du, daß diese Kiste mit Nägeln kostet?' fragte er mich ... ‚Ja', sagte ich ... ‚das kann ich nicht so schnell sagen ... aber wenn ich bedenke, daß ein Mann wohl einen halben Reichstaler am Tage verdienen kann, wenn er tüchtig arbeitet' ... ‚Wieviel?' fragte er. ‚Einen halben Reichstaler, wenn's gut geht', sagte ich ... ist das nicht die Wahrheit, Svarvar-Gustav?"

Die Bauern nickten.

„Ja, also ... da lachte er ... ‚Und bei mir hättet ihr einen ganzen Reichstaler verdienen können,' sagte er, ‚wenn ihr den Wald verkauft hättet' ... beim Abholzen, versteht ihr ... vielleicht hätten wir ihm den Wald verkaufen sollen ... ich glaub' wahrhaftig nicht, daß er den Per ermordet hat ..."

Die Bauern schüttelten den Kopf ...

„Nun ja," fuhr der Dunder-Fredrik fort, „aber das muß man ihm lassen, freundlich ist er ... und eine Tasse Kaffee hat er mir angeboten ... und wenn das schon ein bißchen verdächtig ist ... das sag' ich selber auch, ja, ja ... denn bei uns ist's ja nicht Sitte, daß man einander etwas anbietet ... nett war's doch von ihm ... und wenn alle Mörder so freundlich sind, dann möcht' man beinahe wünschen, daß alle Menschen Mörder wären ..."

„Aber wie war's mit den Nägeln?" fragte der Svarvar-Gustav ungeduldig ...

„Ja, das ist wahr ... bei denen bin ich stehen geblieben ... ich hatt's ganz vergessen ... aber ich hab' so viel gesehen, versteht ihr, daß es schwer ist, alles hübsch

in der Ordnung im Kopf zu behalten ... denn der Kopf ist schließlich auch nicht besser als eine Scheune ... man kann nicht mehr hineinstopfen, als hineingeht ... wenn sie voll ist, so ist sie voll ... und je voller sie ist, desto weniger findet man sich darin zurecht ... ein Armer hat bald aufgezählt, was in seinem Kasten liegt ... einem Reichen aber macht's Müh' und Not ..."

„Die Nägel, die Nägel," brüllten die Bauern, „zum Teufel noch einmal, erzähl' von den Nägeln ..."

„Ja, also ... die Nägel fliegen euch nicht weg ... ihr braucht keine Angst zu haben ... Ich dachte also daran, daß ein Mann einen halben Reichstaler verdienen kann, wenn er den ganzen Tag tüchtig arbeitet ... und dann versuchte ich auszurechnen, wieviel Zeit ein Mann brauche, um so viele Nägel zu schmieden, wie in der Kiste waren, und es waren viele Tausende in der Kiste ... und ich rechnete aus, daß einer mindestens drei viertel Jahr damit zu tun hätte ... ja, mindestens ... die Nägel waren zwar nur drei Zoll lang ... wenigstens jene Sorte ... er hatte auch noch andere Sorten ... ihr könnt euch überhaupt gar nicht denken, wie viele verschiedene Dinge er hatte ... und die Nägel waren auch etwas weicher, als die, die wir selber schmieden, man konnte sie ganz leicht mit dem Finger biegen ... aber stark genug waren sie ... das sah ich und das sagten auch die fremden Schreiner ... wißt ihr, wieviel Lohn die haben ...? Was meinst du ... Jonas-Per?"

„Ja, was weiß ich ..."

„Zwei Reichstaler ... und in Stockholm könne man sogar zweiundeinhalb verdienen, sagte einer zu mir ..."

„Zweiundeinhalb?" fragte der Jonas-Per zweifelnd, „und das lügst du nicht ...?"

„Ich sag' bloß, was er gesagt hat ... aber es kann ja sein, daß er gelogen hat ..."

„Die Nägel ... die Nägel ..."

„Ja, also . . . ich sagte dem Amerika-Johann, daß eine solche Kiste meiner Meinung nach ungefähr 180 Reichstaler kosten müsse, wenn ich den üblichen Preis des Eisens in Betracht ziehe . . . vielleicht noch etwas mehr . . . aber da lachte er und sagte . . . ‚Das ist zehnmal zu viel . . .' Denkt euch, zehnmal zu viel . . ."

„Achtzehn Reichstaler für die Kiste?" fragte der Svarvar-Gustav.

Der Dunder-Fredrik nickte.

„Herrgott, wenn man Geld hätte, dann könnte man sich eine solche Kiste kaufen, dann hätte man Nägel für sein ganzes Leben . . ." sagte der Svarvar-Gustav.

„Ja, eben," fuhr der Dunder-Fredrik fort, „das sagte ich auch . . . ‚Ihr seid zu dumm, euch ist nicht zu helfen', sagte er . . . Ja, dachte ich, vielleicht . . . vielleicht hätten wir den Wald verkaufen sollen . . . dann hätten wir Geld . . . Aber schließlich können wir auch ohne seine Nägel leben, dachte ich dann . . . obwohl . . . aber ich konnte es immer noch nicht so recht begreifen, daß die Nägel so billig waren . . . ‚Die sind mit einer Maschine gemacht', sagte er. Aber das glaubte ich nicht . . . ‚Du weißt nicht, was eine Maschine ist', sagte er. ‚Ist eine Mühle keine Maschine?' sagte ich . . . ‚Doch, das ist eine Maschine sozusagen', antwortete er . . . ‚Und ein Sägewerk mit einem Wasserrad?' sagte ich. ‚Ja', antwortete er, ‚auch das . . .' ‚Und . . . ein Spinnrad', sagte ich . . . ‚Nein', antwortete er, ‚eine Maschine ist bloß das . . . das . . .' da machte er eine Pause, er mußte selber darüber nachdenken, was eigentlich eine Maschine sei . . . Es nimmt mich wunder, was du herausdüfteln wirst, sagte ich zu mir selber . . . ‚Jetzt weiß ich's', rief er auf einmal, ‚eine Maschine, das ist ein Ding, das man nur in Bewegung zu setzen braucht, damit es eine bestimmte Arbeit tut.' ‚Aber dann ist ja das Spinnrad eine Maschine', sagte ich triumphierend, ‚man setzt das Trittbrett in Bewe-

gung . . . und die Spindel schnurrt herum und spinnt!, ‚Brauchst du bloß das Rad zu drehen?' fragte er. ‚Nein', antwortete ich, ‚ich muß natürlich auch mit den Fingern die gekratzte Wolle zu einem groben Faden drehen . . .' ‚Siehst du,' sagte er, ‚darum ist's keine Maschine . . . eine Maschine wär's, wenn das Spinnrad alles selber täte . . . und solche Maschinen hat man . . . zum Beispiel die Nägel da . . . die kommen als Eisenklumpen auf der einen Seite hinein und auf der anderen Seite als Nägel heraus . . . in Amerika macht man alles mit Maschinen . . .' ‚Vielleicht auch die Kinder?' sagte ich . . . ‚Wer weiß', antwortete er . . . ‚Dann tut ihr mir leid dort drüben in Amerika,' sagte ich, ‚wenn ihr jene Freude nicht mehr habt, die auch den Tierlein das Höchste ist . . .“

Die Männer leuchteten auf. Das Feuer, das sonst so heimlich und tief in ihnen glühte, schlug auf einmal mit starken Flammen zu den Augen heraus.

„Das war gut gesagt, Dunder-Fredrik“, schmunzelten die Bauern.

„Ja, jede Henne legt einmal ein Ei“, sagte der Dunder-Fredrik stolz. „Aber nun hab' ich beim Eid die größte Rede gehalten, und doch wißt ihr immer noch nicht den zehnten Teil von all dem, was ich gesehen habe. Die Nägel sind nichts im Vergleich zum anderen. “

„Ich kann mir nicht denken, daß es etwas Merkwürdigeres gibt . . .“ sagte der Jonas-Per.

„Das sagte mir jene Frau auch, als sie zum dritten Male wieder Zwillinge kriegte. Das viertemal aber kriegte sie Drillinge! . . . Also . . . außen war das Haus rundum mit Brettern verschalt . . . und innen . . . da hatte er alle Wände herausgerissen, und aus der Wohnstube und aus der Kammer und aus dem Vorraume war ein einziges großes Zimmer geworden . . . Eine hohe Tür führte in dieses Zimmer . . . man konnte kerzengerade über die Schwelle gehen, ohne den Kopf anzuschla-

gen . . . und hohe Fenster waren aus den Wänden herausgebrochen, so groß wie ein Tisch waren die Fenster und mit einem Glas . . . o, ein solches Glas . . . aus einem Stück war's von oben bis unten, ohne Blasen, ohne Runzeln, ohne Streifen . . . ja, ein solches Glas, . . . ein richtiges Wunder . . . denkt, daß Menschen so etwas machen können . . . Man glaubt, es sei Luft, so klar ist es . . . man will mit dem Kopf durch das Fensterloch hinaus — man sieht nicht, daß etwas im Wege ist — und schlägt die Stirne an die Scheibe . . . wenn man in seiner Stube hinausschaut, dann erblickt man alles ganz scharf und genau, ganz so, wie es ist! Das Gerade ist nicht krumm oder zerbrochen, das Deutliche ist nicht verschwommen, nichts hat eine andere Farbe, als eben die, die es auch in Wirklichkeit trägt . . . Die Welt ist nicht mehr in hundert Stücke zerschnitten. Sie ist ganz . . . Man sieht von der Welt nicht nur einen Schein, nein, man sieht sie selber . . . Ach, ein solches Glas . . . man merkt gar nicht, daß es Glas ist, das ist das Großartige . . ."

Die Bauern staunten ihn an.

„Ja, nicht wahr, solches Glas wünscht ihr euch auch? . . . Wenn wir den Wald verkauft hätten, dann könnten wir kaufen, was wir uns wünschen. Aber vielleicht ist's besser, durch die alten Bleifenster zu gucken . . . Es kommt ja nicht darauf an, ob wir die Welt gelb oder grün sehen, und wenn das Gerade krumm ist, so macht's auch nichts . . . Bloß einen Kochherd möchte ich gerne haben, ja, das möcht' ich!"

„Einen Kochherd?"

„Ja, so heißt der Kasten . . . Ein eiserner Kasten ist's nämlich und steht in der Küche. Denn er hat eine besondere Küche, die ins Holzhaus eingebaut ist . . . Und dieser Kasten hat oben und vorn und hinten runde Löcher . . . Vorn stopft man Holz hinein und oben darauf setzt man die Pfannen . . . drei oder vier auf einmal

. . . und kocht und brät, was man will . . . und man braucht sich nicht zu bücken, denn der Herd ist so hoch wie ein Tisch . . . Und kein Rauch kommt einem in die Augen, denn der geht hinten hinaus . . . und man hat keine Umstände mit Dreifuß und Eisengalgen . . .“

„Wenn das die Weiber hören, dann lassen sie uns keine Ruhe mehr, bis wir einen solchen Kochherd aus Eisen gekauft haben“, sagte der Svarvar-Gustav bedächtig. „Aber woher soll man das Geld nehmen?“

„Nun ja . . . der Wald . . .“

„Nein, nein!“ riefen die Bauern.

„Ich verkauf' ihn auch nicht!“ sagte der Dunder-Fredrik.

„Recht so . . .“

„Der Amerika-Johann will überhaupt keinen Wald mehr kaufen. Er wird sich auf seinen Kaufladen beschränken . . .“

„Kaufladen?“

„Ja . . . er wird auf dem Stenbackshofe einen Kaufladen einrichten . . .“

„Der kann warten, bis wir etwas von ihm kaufen. Heringe und baumwollene Tücher kriegen wir im Kirchdorfe . . .“

„Er wird nicht nur mit Heringen und Baumwollenem handeln, sondern mit Nägeln und Kochherden und vielem, vielem anderen . . .“

„Ja, die Nägel“, sagten die Bauern, und es war ihnen anzusehen, daß sie gar zu gerne eine Kiste mit den wertvollen Nägeln gehabt hätten. Aber die Erinnerung an den Tod des Stenbacks-Per war noch zu frisch.

„Mich bringen keine zehn Pferde hin,“ sagte der Svarvar-Gustav fest und bestimmt, „und wenn er auch den Schlüssel zum Himmelreich zu verkaufen hätte . . .“

Die anderen nickten, und nach einer Weile sprachen sie wieder vom Heuet. Aber es war kein rechter Eifer

mehr in ihren Gründen und Gegengründen. Die Neuigkeiten saßen breit und sicher in ihren Gehirnen und nahmen soviel Platz ein, daß für den Heuet nicht mehr viel übrig blieb. Als sie endlich auseinandergingen, wußten sie nicht recht, ob sie beschlossen hatten, die Sensen zu schleifen, oder ob sie noch etwas zuwarten wollten.

So kam es, daß am anderen Morgen die einen kräftig darauflos mähten, die anderen aber immer noch die Wetteraussichten und die Reife des Grases mit Für und Wider umständlich prüften und in unschlüssige Erwägung zogen. Die ältesten Leute konnten sich nicht daran erinnern, solches erlebt zu haben, denn stets war es gute Sitte und ungebeugtes Gebot gewesen, auf allen Gewesen an einem und demselben Tage mit dem Heuet zu beginnen. Der Pellas-Jerk machte sich bittere Vorwürfe, daß er an der Beratung nicht teilgenommen, sondern die Sennhütten besucht hatte, die hinter dem großen Moore liegen, und erst spät in der Nacht wieder nach Äppelvik gekommen war. Kraft seines Ansehens wäre es ihm sicher möglich gewesen — so sagte er vorwurfsvoll zu sich selber — die Unschlüssigkeit zu heben und die verschiedenen Willen auf einen Entschluß zu vereinigen. Nun aber war sein Dorf dem Spott und Hohn der anderen Dörfer preisgegeben.

Zehn Pferde brächten sie nicht nach dem Stenbackshofe, hatten die Bauern gesagt. Am Sonntag darauf aber zeigte es sich, daß die eigenen Beine stark genug waren, um allen Widerstand zu überwinden und Leib und Seele mit der übermächtigen Neugier nach der Stätte so vieler Wunder zu tragen.

Der Amerika-Johann war ins Kirchdorf gefahren. Die Türe war verschlossen. Durch die hohen unglaublichen Fenster aber sah man alle Dinge, von denen der Dunder-Fredrik erzählt hatte.

Der erste, der sich in den Hof hineinwagte, erschrak und schämte sich, als er dem zweiten begegnete. Als

aber nach und nach das ganze Dorf die Nasen an die Scheiben drückte, wurde in stillschweigendem Übereinkommen die Scham als etwas Überflüssiges auf die Seite geworfen. Man habe nur nachsehen wollen, ob der Dunder-Fredrik nicht gelogen habe, sagte einer zum anderen.

Nein, der Dunder-Fredrik hatte nicht gelogen ...

Von dem Tage an geschah es oft, daß die Weiber ungeduldig wurden, wenn sie im offenen Herde kochen mußten, und schimpften und klagten: „Denk, wenn wir einen eisernen Kochherd hätten ...“ Die Männer taten, als hörten sie nichts, aber sie selber waren nicht besser daran, und wenn sie durch die niederen, vielscherbigen Bleifenster hinaussahen, entfuhr es ihnen mehr als einmal: „O, die verdammten, elenden Gucklöcher ... man lebt ja wie in einem Gefängnisse ...“ Und wenn sie in die kleine Hausschmiede mußten, um ein paar Nägel zurechtzuhämmern, sahen sie nur immer die Kiste mit den vielen tausend Nägeln vor sich, die für ein ganzes Leben ausreichen würden, und taten die Arbeit, die ihnen früher nie eine Last gewesen war, eher ein Spiel und eine Freude, verdrossen und mürrisch.

Dann hieß es auf einmal, der Kaufladen sei eröffnet worden und jedem stehe es frei, hinzugehen, ganz wie es ihm beliebe.

Sie gingen nicht am ersten Tage hin, auch nicht am zweiten Tage, am dritten Tage aber war die Neugier wieder übermächtig, und so, wie der erste Schnee kommt, nicht haufenweise, nicht aufs Mal, sondern langsam und gemächlich, Flocke um Flocke, so kamen die Bauern von Äppelvik, zögernd und ruckweise durch die einladend geöffnete Türe des Kaufladens ...

Die ganze Stube war voller Dinge. Man sah es ihnen an, daß sie funkelnagelneu waren. Auf Schäften und Tischen lagen und standen sie. Auch auf dem Fußboden. Einige hingen an der Decke. Andere wieder waren in

Schubladen versteckt, die herausgezogen werden konnten. Und alle Dinge hatten irgendwo ein Zettelchen hängen, auf dem zu lesen war, was sie kosteten.

„Oj, oj, oj, was ist denn das?"

„Das sind Blusen und Schürzen, wie man sie in Stockholm trägt", antwortete der Amerika-Johann bereitwillig. Man hörte die Erklärung aufmerksam an. Aber man schaute auf die Seite.

„Und das sind leichte Sommerröcke ... und das sind Hüte ..."

Hüte? Ging denn nicht alle Welt in roten und weißen Hauben? Gab es Frauen, die in Hüten gingen, wie die Männer?

„Und hier sind lange Hosen aus allerfeinstem Stoff für Herren? ..."

Herren? War die Zeit gekommen, daß die Bauern es den Herren gleichtun konnten?

„Und hier sind feine Schuhe, der König hat keine besseren."

Man glaubte es. So glänzend und dünn war das Leder. So schmal die Spitze. So leicht und biegsam die Sohle. Oj, oj, oj, daß nun auch ein simpler Bauer wie der König daherkommen konnte — an den Füßen wenigstens.

„Und hier sind wollene Hemden und Kragen ... und Krawatten ..."

Ach ja, viele feine Dinge lagen da ... man bekam richtig Lust, sie zu kaufen, je länger man sie anschaute. Es wäre vielleicht besser gewesen, zu Hause zu bleiben, man hatte ja kein Geld ... aber das Anschauen kostete nichts ... und es war schon ein Genuß, bloß dran zu denken ... daß man in solchen langen schwarzen Hosen einhergehen könnte ... wie ein Herrenmann ... in solchen Schuhen ... wie ein König ... in einer solchen Bluse ... wie eine Stockholmerin ...

Das ganze Dorf kam in den Kaufladen. Nur vier kamen nicht.

Der Pellas-Jerk war zu stolz auf Selbstgeschaffenes und Ererbtes.

Britta war zu tief in Zorn und Trauer.

Der Spel-Daniel war zu fromm.

Und der Färg-Petter haßte den Amerika-Johann, weil er die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande auf den Misthaufen geworfen hatte. Und weil er zum Dunder-Fredrik gesagt hatte: „Mist und Mist gehören zusammen." Und weil er Tapeten verkaufte, die seine Bilder überflüssig machten.

Diese Tapeten! Langes, langes Papier auf Rollen, die gar kein Ende nehmen wollten. Mit Figuren und Blumen und richtigen Landschaften in vielerlei Farben. Und nicht gemalt — malen konnte schließlich auch ein Bauer, wenn er sich Mühe gab, der Färg-Petter bewies es — sondern gedruckt. So was ging über Färg-Petters Kraft.

Wie fein, wie unglaublich fein! Es gab Äppelviker, die darüber weinten, daß ihre seligen Väter und Mütter soviel Pracht und Herrlichkeit nicht mehr erlebt hatten. Kein Mensch konnte wissen, ob der Himmel, in dem sie jetzt wohnten, ebenso schön war.

Es gab aber auch Äppelviker, welche die Abgestorbenen beneideten. Jenen war erspart geblieben, so viele prächtige Dinge zu sehen . . . und sie doch nicht besitzen zu dürfen . . .

Denn die Äppelviker hatten kein Geld!

Sie sehnten sich danach, aus ihren groben Kleidern herauszuschlüpfen und Herren zu werden, Schmetterlingen gleich, die aus der Puppe kriechen möchten.

Aber sie hatten kein Geld!

Der unbestimmte, ahnungsvolle Trieb nach Höherem peinigte sie. Vordem war alles recht und gut gewesen, wie von Ewigkeit her, wie für Ewigkeit bestimmt.

Nun sahen sie auf einmal, daß alles anders sein könne. Und anders war besser!

Sie hatten bloß kein Geld — — —

Aber war nicht der Wald ihr Eigentum? ... Der Wald mußte ihnen helfen! Wozu war er sonst da?

Man schlug auf den Busch. Man ließ den Amerika-Johann ahnen und merken, daß man gar nicht mehr so abgeneigt sei ... er werde schon wissen ...

Aber der Amerika-Johann verzog keine Miene. Er tat, als könne er nicht schwedisch. Er sprach vom Wetter, obwohl man ihm deutlich zu verstehen gab, daß man den Wald meine ...

Endlich schien ihm ein Licht aufzugehen.

Wald? ... kaufen?

Man nickte energisch.

Nein ... dafür habe er alle Lust verloren.

Man sei nicht teuer ...

Das vermöge seinen Entschluß nicht zu ändern.

Man werde sehr billig sein.

Ja, ja ... er kenne das ... Bauernmanier ... man verspreche alles ... wenn's aber drauf und dran käme ... wo dann der vorjährige Schnee sei?

Nein, diesmal nicht ... man sei dumm gewesen ... zugestanden ... aber man sei gescheit geworden ..

So ging die Rede eine Weile hin und her. Die Bauern wurden immer eifriger.

Der Amerika-Johann ließ sich allmählich erweichen. Er hätte ja kein Herz haben müssen.

Nein, der Amerika-Johann war ein guter Kerl ...

Er ließ sich endlich dazu herbei, den Bauern für fünfzehntausend Reichstaler ihren Wald abzukaufen: den Dorfwald, den Außenwald und den Sennhüttenwald ...

Nur der Pellas-Jerk behielt seinen Wald. Er wollte nichts mit dem verdächtigen Bruder des Stenbacks-Per zu tun haben.

Die anderen unterzeichneten einen Vertrag, in dem geschrieben stand, daß sie dem Amerika-Johann für die Dauer von fünfzig Jahren das Recht verkauften, ihren Wald abzuholzen — zum Preise von drei Reichstalern für die Tonne Land.

Eine Tonne Land war ungefähr hundertmal so groß wie ein Hausplatz.

Unter „Wald“ verstanden sie die Gesamtheit der schlagreifen Bäume, Stämme, die mindestens zehn Ellen lang waren und am Zopfende mindestens zehn Zoll im Durchmesser hatten.

Der Amerika-Johann bezahlte den Kaufpreis in barem Geld.

Ein Taumel packte die Leute. Von einem Tag auf den anderen kam das Neue obenauf. Das Alte kriegte den Fußtritt der Verachtung und wanderte ins Feuer oder auf den Schutthaufen, wenn's gut ging in den Stall oder auf den Boden.

Aber es war nicht leicht, sich in den neuen Kleidern zurechtzufinden. Wenn die Bauern in den Spiegel sahen, fanden sie einen Menschen, den sie kaum wiedererkannten. Die grobe, schmutzige Bauernarbeit wollte gar nicht mehr zu den sauberen, feinen Herrenhosen passen.

Sie verloren das feste Zugreifen und das sichere Fußfassen. Ihr Gang veränderte sich. Die Füße waren ja plötzlich so leicht, in den Knien fehlte der feste Halt. Es dünkte sie, der Boden unter ihnen sei ins Schwanken gekommen.

Aber sie taumelten glückselig und übermütig in die neue Welt hinein.

„Du bist dumm“, sagte der Kvist-Pelle prahlend zum Pellas-Jerk. „Warum hast du deinen Wald nicht verkauft? Jetzt hab' ich mehr Geld als du ... neunhundert Reichstaler ... die stecken in meiner Stube hinter einem Deckenbalken, und wenn ich Geld nötig habe, so brauche ich bloß die Hand auszustrecken und zuzugreifen ...

siehst du, so", er machte eine Bewegung in die Luft hinauf, „das Geld reicht für mein ganzes Leben."

Der Pellas-Jerk ließ ihn reden.

Kvist-Pelles Geld reichte nicht für sein ganzes Leben. Denn als er zwei Tage darauf hinter den Deckenbalken griff, bekam seine Hand bloß Staub und Spinngewebe zu fassen. Die Mäuse mußten die Reichstalerscheine gefressen haben. Vielleicht war an ihrem Verschwinden auch der eine der vier Söhne schuld, der gleichzeitig verduftete, und zwei Monate darauf aus Amerika ein paar herzliche Grüße schickte ...

In der Freude seines Herzens hatte sich der Näs-Olle eine Petroleumlampe gekauft.

„Du bist dumm, Pellas-Jerk, wenn du dir nicht auch eine zutust ... Petroleum ist etwas Großartiges ..."

Der Pellas-Jerk ließ ihn reden.

Der Näs-Olle hatte eine Kuh, die über und über mit Läusen bedeckt war. Er war nicht der einzige in Äppelvik, der eine solche Kuh hatte. Er war aber der einzige, der auf den Gedanken kam, daß die starkriechende, neumodische Leuchtflüssigkeit dem Übel abhelfen könnte. Er strich die Kuh mit Petroleum ein. Seine Frau aber ging mit einem Kerzenlicht in den Stall, um nachzusehen, ob die Arbeit genau und gewissenhaft ausgeführt worden sei. Dabei kam sie dem Tier zu nahe. Die Kuh fing Feuer. Bald waren alle Läuse verbrannt. Die Kuh aber auch und der Stall dazu ...

Der Lill-Daniel hatte für seinen Wald fünfhundert Reichstaler gekriegt. Um sich den Wert und die Bedeutung dieser Summe recht anschaulich zu machen, rechnete er sie in die entsprechende Branntweinmenge um. Da erst wußte er, wie reich er war.

„Du bist dumm, Pellas-Jerk, hättest du getan wie ich, so könntest du jetzt auch nach dem Kirchdorf fahren und dir ein ganzes Faß mit Branntwein kaufen ..."

Der Pellas-Jerk ließ ihn reden.

Der Lill-Daniel fuhr wirklich nach dem Kirchdorfe. Er kaufte ein Faß mit Branntwein, lud es vorsichtig auf den Wagen und fuhr damit davon; aber nach Hause kam er nie, weil er tot am Wege liegen blieb ...

„Ich brauche ihnen nicht zu predigen," sagte Pellas-Jerk zu sich selber, „Gott selber predigt."

* * *

Der Wald rings um Äppelvik, der tiefe, dunkle, bärenbeißige Wald, vor welchem Dorf und Ackerland und auch der drei Meilen lange See zu nichts zusammenschrumpften, tat, was seine Art war, und ahnte nichts von dem Gerede, das über ihn in allen Köpfen ging. Er wuchs in die Höhe und strebte in die Tiefe und in die Breite, wie er es seit Hunderten von Jahren getan hatte, schuf Holz und Humus und wußte nichts anderes, als daß dies so fortgehen werde, bis Fäulnis und Sturm Stamm um Stamm zu Falle brächten.

Der Färg-Petter war zweimal übers Moor gegangen, um dem Skog-Anders die neue Kunde zu bringen. Aber er hatte die Hütte leer gefunden.

Der Skog-Anders war auf der Elenjagd. Frische Fährten hatten ihn weit nach Osten geführt.

Endlich kam er wieder ins Dorf. Es war ihm froh zu Mute. Im Ledersack trug er eine Elenhaut. Die wollte er gegen Schuhe und wollene Strümpfe und Salz und Mehl umtauschen.

Als er den Hof des Dunder-Fredrik erreichte, ging er hinein. Vielleicht, daß hier eine Elenhaut gebraucht wurde...

„Der Skog-Anders, der Skog-Anders! Kommst du auch aus dem Walde heraus, wie der Wolf im Winter ... Kommst du, um zu tanzen?"

„Ich hab' eine frische Elenhaut im Ledersack", antwortete der Jäger, „willst du sie kaufen?"

„Eine Elenhaut, was soll ich mit der anfangen?“

Der Skog-Anders schaute ihn verdutzt an. „He,“ sagte er dann, „so viel ich weiß, kann man verschiedenes damit anfangen ... Elenhaut ist ja das beste Leder ... vielleicht brauchst du ein Paar neue feine Hosen ... oder ein Paar neue Kirchenhandschuhe für deine Frau ... oder ein neues Salztäschlein für deine Tochter ...“

„Du mußt lange im Walde gewesen sein ...“, antwortete der Dunder-Fredrik langsam.

„Ja ... wo anders?“

„Man merkt es ... Hör’ nun genau auf das, was ich dir sage: Ich fürchte, du wirst im ganzen Dorf keinen Abnehmer für deine Elenhaut finden.“

„Das wäre merkwürdig ...“

„Nein, das ist nicht merkwürdig ... laß mich nur ausreden. Wir haben nämlich einen Kaufladen bekommen ... sieh dir meine Schuhe an. Solche feinen Schuhe kann man im Laden kaufen ...“

Der Skog-Anders bückte sich: „Aber mit denen kannst du durch keinen Sumpf gehen,“ sagte er dann lachend, „und ziehst du sie im Winter an, so werden dir die Füße abfrieren! Was ist denn das für ein Kerl, der solche Dinge verkauft?“

„Der Amerika-Johann.“

„Der Tod? ... Der Tod und solche Schuhe, das paßt zusammen ...“

„Warum nicht gar ... der Amerika-Johann ist ein feiner Mann ... es ist ein rechtes Glück, daß er ins Dorf gekommen ist ...“

„Und die zwei, die seinetwegen gestorben sind?“

„Ach, das war bloß Geschwätz ... man sagt ja vieles ... die Zunge ist schnell ... und was einmal draußen ist, das kann man nicht wieder hinunterschlucken ... die Worte sind wie Vögel, die einem davonfliegen ...“

„Dann muß das ganze Dorf voll von deinen Vögeln sein ...“

„Du lieber Himmel, ein jeder nach seiner Art ... so wie einen Gott geschaffen hat, muß man sein ... man kann es dem Fisch nicht als Tugend anrechnen, daß er stumm ist ... Aber jedenfalls ist der Amerika-Johann nicht der Tod, sondern das Leben, das wahrhaftige Leben ... denn unser Dorf war tot ... es lag wie im Schlafe ... aber nun ist es zum Leben erwacht ...“

Anders schaute wieder die Schuhe an. „Woher hattest du denn das Geld, um die Schuhe zu kaufen?“

„Wir haben den Wald verkauft, das gab Geld genug.“

„Den Wald? Ihr sagtet doch, daß ihr den Wald nicht verkaufen würdet ...“

„Ja, das sagten wir ... nun aber haben wir den Wald verkauft ... aber nur die Bäume, verstehst du, die tüchtigen Bäume ... und nach fünfzig Jahren übernehmen wir den Wald wieder — drei Reichstaler haben wir für die Tonne Land bekommen ... ist das nicht viel?“

„Und wenn ihr tausend Reichstaler bekommen hättet, eine Sünde ist's doch, ein Verbrechen ... Habt ihr den Vertrag unterschrieben?“

„Ja, gottlob, auch das Geld haben wir bekommen ...“

„Haben alle ihren Wald verkauft?“

„Nein, einer nicht, dein Vater!“

„Gottlob, das ist ein Mann ... wenn alle so wären, wie er ...“

„Er wird den Wald wohl auch noch verkaufen ... man sagt, daß er bloß mehr haben wolle als die anderen ... darum warte er noch ... er ist ein Schlaukopf ... aber der Amerika-Johann ist noch schlauer ...“

„Ich werde mit meinem Vater reden“, sagte Anders entschlossen.

„Glaubst du, er hört dich an?“ sagte der Dunder-Fredrik zweifelnd.

„Das ist meine Sache,“ antwortete der Skog-Anders und ging.

Als er am Hofe des Jonas-Per vorüber kam, hörte er laute Rufe und sah viel Volk, das vor dem Hause versammelt war.

Er lauschte.

„Wer bietet? Ein Pferdegeschirr? Will niemand bieten? Ein starkes, gutes Pferdegeschirr ... wie neu ...“

„Eine Auktion ...“ dachte er und schritt schnell weiter.

Der Bo-Matts saß auf der Vortreppe und las in einem bedruckten Blatte, das viel größer war als eine Psalmbuchseite. Als er Anders erblickte, rief er ihn an.

„Hast du schon so was gesehen?“ und er hielt das Blatt hoch.

Anders blieb stehen ... „Nicht, daß ich wüßte“, antwortete er.

„Das ist eine Zeitung ... Komm her und schau.“

„Eine Zeitung? Was ist das?“ Er trat näher.

„Weißt du das nicht?“ Der Mann schaute ihn geringschätzig an. Er hatte ganz vergessen, daß er es vor drei Wochen auch nicht gewußt hatte. Dann ließ er sich dazu herab, die neue Einrichtung zu erklären.

„Siehst du, wenn du dieses Blatt liest — es kommt zweimal in der Woche in den Kaufladen — dann weißt du, was auf der ganzen Welt geschieht.“

„Was du nicht sagst!“

„Ja, sieh nur her.“ Anders beugte sich über die Zeitung. „Hier: Die Nachrichten über Frankreichs Lage lauten ungünstig .... Die Deutschen und die Franzosen kriegen nämlich miteinander.“

„Und das weiß man schon?“

„Ja, warum denn nicht? Das ist keine Kunst. Und hier: Da steht sogar was aus Afrika: Aus Kairo kommt die Meldung ...“

„Was ist Kairo?“

„Eine Stadt ... kommt die Meldung, daß in der Wüste Sahara ....“

„Wüste Sahara?“

„Ja, du hörst's ja! . . . Daß in der Wüste Sahara eine Karawane . . ."

„Karawane?"

„Ja . . . Lese ich nicht deutlich genug? Eine Karawane, bestehend aus berberischen Kaufleuten . . ."

„Berberischen?"

„Was denn sonst? . . . Kaufleuten und zweihundert Kamelen . . ."

„Kamelen? Was ist das?"

„Weißt du das nicht?"

„Nein!"

„So was! . . . In einer Windhose ihren Untergang gefunden."

„Windhose?"

„Weißt du das auch nicht? Ja, du in deinem Walde . . . Kauf dir eine Zeitung . . ."

„Aber die Windhose?"

„Na, Wind, was ist denn das Besonderes? Du weißt ja, was Wind ist. Und Hose? Du wirst doch zum Teufel noch einmal wissen, was eine Hose ist! Na also, was fragst du denn?"

Anders schwieg.

„Ist es nicht lustig, die Zeitung zu lesen?"

Anders machte eine unbestimmte Gebärde. Er dachte wieder an den Wald . . . Du lieber Gott, sie wollten ja den Wald umhauen.

„Und denk' dir, im Atlantischen Ozean ist ein Schiff verbrannt! Ist das nicht großartig? . . . Ich meine, daß wir das wissen . . . Ja, Bildung, ich sage Bildung, der Amerika-Johann hat recht, Bildung gehört zum Leben . . 375 Personen sind umgekommen . . . Stell' dir das vor . . ."

Der Mann sah entgeistert drein.

Anders hatte keine Lust, an die 375 Ertrunkenen zu denken. Er wollte an nichts anderes denken, als an den Wald. Aber der Bo-Matts ließ ihn noch nicht los.

„Warst du auch auf der Auktion?“

„Nein, ich habe bloß im Vorübergehen gehört, daß ein Pferdegeschirr zu verkaufen ist...“

„Nicht nur ein Pferdegeschirr, ein ganzer Hof, die Häuser, die Fahrhabe...“

„Warum verkauft er alles, was er hat?“

„Er will nach Stockholm, wo ein Schreiner zweieinhalb Reichstaler Taglohn kriegt! Und der Jonas-Per versteht sich ja aufs Schreinern...“

Dem Skog-Anders fiel seine Elenhaut wieder ein.

„Hast du keine Lust, eine Elenhaut zu kaufen?“ fragte er.

„Nein, ich brauche keine Elenhaut mehr, in acht oder zehn Tagen fahr' ich nach Amerika. Auch die Brüder der Kaj-Maja wollen mitfahren ... ganz recht ... nach ein paar Jahren ... du wirst sehen ... da komm ich wieder heim und bin so reich, daß ich gar nicht weiß, was ich mit dem Gelde anfangen soll. Hier ist ja nichts zu machen. Den Wald habe ich verkauft, und was das übrige betrifft, es sind ja bloß Steine im Acker ... mit dem Gelde aber, das ich für den Wald gekriegt habe, kann ich drüben viel fruchtbares Land kaufen. Hier muß man das ganze Jahr hindurch schinden und schaffen, und besser wird's nie. Die Winter werden nicht kürzer, die Ernten nicht größer und die Müh' nicht geringer. Man kommt knapp am Verhungern vorbei, wenn man sich auf den Boden verläßt, und manchmal nicht mal das. Es ist keine drei Jahre her, daß wir unser Brot aus Kiefernrinde backen mußten. Da ist es schon besser, die Arbeit auf einen Boden zu verwenden, der eine dreimal so große Ernte gibt...“

Dem Skog-Anders war es plötzlich, als sehe er den Amerika-Johann vor seinem Vater stehen und auf ihn einreden. Eilends lief er weiter.

„Willst du nicht auch dein Glück probieren?“ rief

ihm der Bo-Matts nach. Es tat ihm leid um alle Leute, die nicht, wie er und die Kaj-Lars Söhne, in das gelobte Land auswandern wollten.

Anders ging mit raschen Schritten in den roten Hof hinein. Kindheitserinnerungen wurden lebendig und füllten seinen Sinn wie Frühlingswasser, die alle Tiefen überschwemmen. Aber er jagte sie hinweg. „Dein Hof, dein Hof", rief es in ihm. Aber er machte sich taub.

Der Pellas-Jerk saß hinter dem Tische und dachte an das Kind, das ihm bald geschenkt werden würde.

„In zwei Monaten schreit es und will nichts anderes, als essen und schlafen", sagte er zu sich selber. „Ach ja, lange wird es dauern, bis er mir helfen kann."

„Aber wenn ich so recht darüber nachdenke," fuhr er nach einer Weile fort, „so wächst ein Kind viel geschwinder, als man denkt. In zehn Monaten kann es schon gehen. Und in zwanzig Monaten ist er ein richtiger kleiner Kerl! Dann wird er überall im Wege stehen. Bei allem will er helfen. Holt man Wasser, so plätschert er mit den Händen im vollen Eimer. Zündet man Feuer an, so trägt er Holzscheite herbei und schreit, wenn man ihn nicht tun läßt, was er will. Füttert man das Pferd, so muß man in Berechnung ziehen, daß auch er einen Arm voll Heu in die Krippe legt. Spaltet man Holz, so muß man aufpassen, daß er nicht voller Eifer in die Axt hineinläuft. Ja, ein Bub, der achtzehn Monate alt ist, ist schon ein richtiger kleiner Kerl!"

Der Skog-Anders trat in die Stube.

Dem Pellas-Jerk gab es einen heftigen Stoß. „Ach nein," sagte er zu sich selber, „ein achtzehn Monate altes Bübchen ist ja kaum der Anfang zu einem Menschen ... der Anders aber ist ein prächtiger Bursche geworden ... Der kann pflügen und dreschen und einen Baum fällen ... ich hab' ganz vergessen, daß ich einen Sohn habe, der so stark und groß ist."

Er erhob sich. Als er stand, da merkte er, daß seine Knie zitterten.

Vater und Sohn schauten sich an.

„Einen besseren Burschen hab' ich nie gesehen", dachte Jerk stolz.

„Er hat nicht seinesgleichen", dachte Anders freudig.

„Kommst du zurück?" fragte der Pellas-Jerk langsam, „es hat lange gedauert . . ."

„Ich komme, um wegen des Waldes mit Euch zu reden," antwortete der Skog-Anders leise. Er wußte, daß er mit diesen Worten seinem Vater eine große Enttäuschung bereitete.

„Wegen des Waldes? . . . nicht wegen des Hofes?"

„Ich möchte Euch bitten, den Wald nicht zu verkaufen . . ."

„Das fällt mir gar nicht ein", sagte der Pellas-Jerk zu sich selber.

„Ich kann nicht leben ohne den Wald!" fuhr Anders fort.

„Er kann nicht leben ohne ihn", wiederholte der Pellas-Jerk für sich selber.

„Ihr dürft den Wald nicht umhauen lassen."

„Wer hätte die Macht, mich daran zu hindern?" sagte der Pellas-Jerk zu sich selber.

„Brennt die Kirche nieder, man kann sie wieder aufbauen . . . laßt das Korn verhageln, man kann neues säen . . . aber wenn der Wald zerstört wird . . . dann ist er für immer zerstört . . ."

„Es wundert mich, ob er nicht auf den Hof zurückkehren würde, wenn es keinen Wald mehr gäbe", sagte der Pellas-Jerk zu sich selber.

Der Skog-Anders, der das Schweigen des Vaters für einen stillen entschlossenen Widerstand nahm, ereiferte sich.

„Ihr seid stolz darauf, wenn Ihr ein Kornfeld geschaffen habt. Aber der Wald ist auch ein Kornfeld, nur hun-

dertmal höher, nur hundertmal reicher, nur hundertmal älter. Kein Mensch hat das Recht, über den Wald zu verfügen. Er ist aus sich selber gewachsen. Ich begreife nicht, daß die Bäume so hoch werden können, ich weiß nicht, wovon sie leben ... Denn keinen Dünger kriegen sie, bloß die Felsen haben sie unter sich. Und dennoch wachsen sie. Wo kein Gras mehr gedeiht, da erhebt sich ein Baum ... Niemand kann das begreifen."

„Wenn es keinen Wald mehr gäbe, dann würde er sicherlich auf den Hof zurückkommen", sagte der Pellas-Jerk zu sich selber. Eine große Freude durchfuhr ihn. Es mußte Gottes Wille sein, daß aller Wald an den Amerika-Johann verkauft werde.

Aber noch einmal prüfte er seinen Sohn.

„Komm auf den Hof zurück, ich werde den Wald nicht verkaufen", sagte er.

Anders schüttelte den Kopf.

„So verkauf' ich meinen Wald an den Amerika-Johann", sagte der Pellas-Jerk.

Sein Sohn brauste auf. „Ihr versündigt Euch am Walde, Ihr, wie die anderen ... Und wolltet doch immer der oberste und weiseste im Dorfe sein. Schämt Euch."

Der Pellas-Jerk wies gegen die Türe. So gebietend war die Gebärde, daß der Skog-Anders gehorchte. Mit finsterem Blick, mit gebeugtem Kopf, mit geballten Fäusten ging er hinaus.

„Möge es Gott verhüten, daß ich meinen eigenen Sohn beschimpfe und verfluche", sagte der Pellas-Jerk zu sich selber. „Er begreift nicht, daß ich sein Bestes will. Er handelt wie die Biene, die sich in meine Stube verirrt hat und hin und her schwirrt und wild und blind mit ihrem Kopf an die Fensterscheiben schlägt ... und die ich mit einem Tuche fange und hinaustrage ... und die zu stechen versucht ... sie weiß ja nicht, daß ich ihr Bestes will."

Er setzte sich wieder hinter den Tisch, aber er dachte nicht mehr an ein keimendes, verborgenes Leben, das in zwei Monaten Mensch werden sollte. Er dachte an einen starken, tollen zwanzigjährigen Burschen, der schon Erfüllung, nicht nur Verheißung war.

Der Skog-Anders schritt langsam das Dorf hinunter. Willenlos folgte er der Landstraße, wie man sich von einem Wasser treiben läßt. Er wußte nicht, was er tun sollte, um dem Walde zu helfen.

Als er an den Karrenweg kam, der von der Landstraße abbog und zum bretterverschalten Hause des Stenbackshofes führte, hob er den Kopf. Mit plötzlichem Entschlusse ging er auf den Kaufladen zu.

In der großen Stube konnte man sich kaum rühren, so sehr war sie angefüllt mit Schau- und Kauflustigen, die einander über die Schultern guckten und sich gegenseitig die Sachen aus den Händen rissen, um ja keines Anblickes verlustig zu gehen.

Anders hatte seiner Lebtag noch nie so viele verschiedene Dinge beieinander gesehen. Gern wär er hingestanden wie die anderen, um alle die neumodischen Merkwürdigkeiten zu betrachten. Aber er bezwang sich und hielt sich nicht auf, weder zur Linken, noch zur Rechten, sondern drängte sich zum Ladentische vor, wo ein magerer, häßlicher Mann geschäftig Schubladen auf- und zuzog, Pakete machte, Geld einkassierte und zwischendurch mit lauten Zurufen an den und jenen bewies, daß er die Kundschaft unter wachsamen Augen hielt.

„Seid Ihr der, der den Wald gekauft hat?“ schrie Anders über den Tisch hinüber.

„Ja“, antwortete der Amerika-Johann kurz und musterte den Fragenden, aus dem Haß und Zorn auf ihn hereinströmte, mit einem kalten gleichgültigen Blicke.

„Ihr seid ein Schuft!“ rief Anders.

„Was?“

„Ihr seid ein Schuft!“

„Es tut mir leid,“ sagte der Amerika-Johann und zuckte mit den Achseln, „aber es gibt gar viele schwedische Wörter, die ich nicht mehr verstehe, ich bin so lange in der Fremde gewesen.“

Die Bauern grinsten.

Der Skog-Anders schimpfte und wetterte. Aber was er sagte, zersplitterte an der Taubheit, die der Handelsmann mit aufrichtiger Miene zur Schau trug. Der Feind hinter dem Ladentische wa- unnahbar, unangreifbar. Was man ihm an den Kopf warf, das warf er auf den Sprechenden zurück, wie der Wald das Echo, wie das Ufer die Wellen.

Anders verstummte. Er sah sich machtlos, rechtlos, gedemütigt, zum Dulden verurteilt. Die Bauern gaben ihm keine Stütze. Sie grinsten bloß.

Aber aus dem Bewußtsein der Machtlosigkeit rang sich ein heftiger Wille zur Rache empor.

Raubte man ihm den Wald, der ihm das liebste war, so raubte er dem anderen das, was jenem wohl das liebste war, das Leben!

Er richtete sich auf. Mochten die anderen lachen. Er war seiner Macht sicher.

Und er spürte kein Grausen und keinen Widerwillen beim Gedanken an eine blutige Tat. Von diesem Augenblick an dachte er an sie als an eine Notwendigkeit, die sich nicht aus dem Wege räumen ließ. Die Lunge mußte atmen, das Herz mußte schlagen, die Rache mußte töten.

Er schaute dem Amerika-Johann scharf in die Augen und sagte langsam und eindringlich, Wort für Wort: „Wer den Wald vernichtet, der wird selber vernichtet werden.“ Dann drehte er sich um und ging, die Augen geradeaus gerichtet, durch das dichte Gedränge der gaf-

fenden Bauern hindurch und auf die einsame Straße hinaus.

Er schritt dem Walde zu. Seine Blicke flogen den Füßen voraus, seine Gedanken weilten schon unter den hohen Stämmen.

Leichte Füße holten ihn ein.

„Anders, du, warum gehst du so schnell?“ Es war Maja, die ihn fragte.

„Ich gehe so schnell, weil mich die Sehnsucht treibt“, antwortete er.

„Auch jetzt noch?“ Sie faßte seine Hand, die sich nehmen ließ, doch ihren leidenschaftlichen Druck nicht erwiderte.

„Ja“, antwortete er.

„Es war also nicht die Sehnsucht nach mir, die dich trieb?“

„Nein.“

„Ich wußte es.“ Sie ließ seine Hand wieder los. „Ich weiß, was dich treibt, ich weiß, was deine Sehnsucht ist, ach, nicht schwer ist es zu wissen — der Wald ... immer der Wald.“

„Ja, der Wald!“

„Ich stand im Kaufladen.“

„Ich sah dich nicht.“ Er wurde rot.

„Ich stand in einer Ecke und rührte mich nicht.“

„Warum stelltest du dich nicht neben mich, so daß ich nicht allein gewesen wäre?“

„Ich stand in einer Ecke, und viele Leute waren vor mir und rührten sich nicht. Ich konnte nicht vom Flecke kommen.“

„Du lachtest wohl auch, als die anderen lachten.“

„Nein, Anders, ich lachte kein einziges Mal. Wie kannst du das nur glauben? Warum hätte ich lachen sollen?“

„War ich nicht lächerlich?“

„Nein.“

„Aber warum lachten sie mich denn aus?“

„Weil ihnen der Amerika-Johann zunickte und zuzwinkerte, und weil sie sahen, daß er seine Freude daran hatte, wenn sie lachten; aber sobald er ihnen den Rücken kehrte, so lachten sie nicht mehr.“

„Lachten sie nicht mehr?“

„Und leise sagten sie zueinander: Recht hat er in vielem, was er sagte, aber verkauft ist verkauft, und das Geld ist auch schön.“

„Sagten sie das?“

„Und was deine letzten Worte anbetrifft, so lispelte einer dem anderen zu: Wenn dem Amerika-Johann im Walde ein Unglück zustoßen sollte, so darf Anders darauf zählen, daß ihn niemand verdächtigen wird.“

„Gut, gut . . .“

„Was meintest du mit den letzten Worten? Es klingt, als wolltest du ein Mörder werden . . .“

„Sag' nicht Mörder, sag' Rächer!“

„Also meinst du wirklich das, was ich fürchte?“

„Was fürchtest du?“

„Daß es deine Meinung ist, ihn zu töten.“

„Wer vernichtet, soll auch vernichtet werden.“

„O Gott, ich beschwöre dich, Anders, denk' an deine Seele.“

„Ich denke an den Wald . . .“

„Und wenn du nicht an deine Seele denkst, dann denk' an mich.“

„Ich denke an den Wald . . .“

„Der Wald ist schön“, sagte Maja langsam.

„Ach ja, wie schön ist er.“

„Bin ich nicht auch schön, Anders?“

„Wer sagt, daß du nicht schön bist?“

„Der Wald ist herrlich gewachsen“, lispelte Maja.

„Ach ja, so herrlich.“

„Bin ich nicht auch herrlich gewachsen, Anders?“

„Gewiß bist du das.“

„Der Wald wird niedergehauen werden, wenn ihm nicht Hilfe kommt“, seufzte Maja.

„Oh, ich ertrage es nicht!“

„Auch ich werde niedergehauen, wenn mir nicht Hilfe kommt.“

„Warum denkst du so traurige Dinge?“

„Anders, ich bin froh, wenn sie den Wald niederhauen.“ Sie schaute ihn mit brennenden Augen an.

„Du?“

„Denn ich bin eifersüchtig auf den Wald! Und wirst du nicht für immer zu mir kommen, wenn es keinen Wald mehr gibt?“

„Dann gibt es auch mich nicht mehr ...“

„Verzeih' ...“ sie schluchzte auf, „nein, sie dürfen die Bäume nicht fällen ... Ich will ja, daß du glücklich sein sollst, aber wenn sie die Bäume fällen, Anders, versprich mir, ertrage es ... werde kein Mörder!“

Anders schwieg.

„So hat dich der Wald also mit Leib und Seele in Besitz genommen?“ jammerte sie und kehrte sich um und ging den Weg zurück.

Er schaute ihr nach und litt ihre Schmerzen und kam in heftige Versuchung, ihr nachzulaufen. Denn war sie nicht schön? Und herrlich gewachsen? Und würde sie nicht sterben ohne Hilfe? War sie nicht sein guter Engel und würde sie ihm nicht das Heim zu einem Orte der Freuden machen?

Aber dann machte er sein Herz hart, ging dem Walde zu und schaute nicht mehr zurück.

Am gleichen Tage unterzeichnete der Pellas-Jerk jenen Vertrag, in dem geschrieben stand, daß er dem Amerika-Johann für die Dauer von fünfzig Jahren das Recht verkaufe, seinen Wald abzuholzen — zum Preise von drei Reichstalern für die Tonne Land.

FÜNFTES KAPITEL.

Der Amerika-Johann hatte alles, was er wollte, nur eine Liebste hatte er nicht.

Im Dorfe gab es Mädchen genug. Es kam vor, daß die Kornernte fehlschlug, die Menschenernte aber schlug nie fehl.

Und dem Amerika-Johann hätte auch diese und jene gut gepaßt. Er war nicht wählerisch. Auf Haar- und Augenfarbe gab er nicht viel. Um die Form der Nase und des Mundes kümmerte er sich nicht. Er war bereit, jedes Mädchen schön zu finden ...

Aber die Äppelviker Dirnen wollten nichts von ihm wissen. Wo er anklopfte, fand er die Türe verschlossen. Er war ihnen zu häßlich, er war ihnen zu alt. Wenn sie ihn anschauten, verloren sie den leichten Sinn und die frischfrohe Lust und das gesegnete Gottvertrauen. Sie froren auf einmal und spürten den Herzschlag nicht mehr und hatten Blei in den Beinen und bekamen trokkene, rauhe Lippen, die um alles in der Welt nicht hätten küssen können. „Mag er sich mit dem Walde zufrieden geben", sagten die Mädchen und kicherten, wenn die Rede auf den Amerika-Johann kam.

Er versuchte es mit Geschenken. Sie nahmen die Geschenke, aber er hatte keinen Nutzen davon. Sie waren nicht für Geschenke zu haben.

Der Amerika-Johann mußte sein Liebesbedürfnis in den Schornstein hängen, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte.

Die Bauern gönnten ihm die Niederlage. Es tat ihnen in der Seele wohl, daß an ihren Mädchen sein Willen und seine Macht zuschanden wurde.

Und die Liebe sprang und spann von Hof zu Hof. Bisweilen nur bis zur Nachbarstüre, bisweilen aber auch ganz unberechenbar über das halbe Dorf hinweg. Die Burschen waren mutig und draufgängerisch, wählten und kämpften und eroberten. Und die Mädchen waren willig, sobald ihr Herz gesprochen hatte. Es mußte ja so sein. Und wer wird nicht gern einem Müssen gehorchen, wenn im Gehorsam so viel Süßigkeit liegt?

* * *

Als die gelben, roten und braunen Herbstvögel flogen, kam der erste Jude ins Dorf. Hinten trug er einen halbvollen Sack und vorn einen Kasten mit allerlei neumodischem Krimskrams. Was in dem Kasten lag, das verkaufte er. In den Sack aber kam das, was er kaufte: Frauenhaare, Pferdehaare, Horn, Hufe, Klauen, Beine und Lumpen.

Die Bauern staunten ihn neugierig und ehrfürchtig an. So also sah das Volk aus, von dem sie soviel wußten und dessen Geschichte sie genauer kannten als die des eigenen Vaterlandes.

Der Jude tat seinen Kasten auf. „Schöne Sachen," sagte er, „sehr schöne Sachen." Die Weiber beugten sich neugierig nieder. Der Jude musterte sie. Daß sie Hauben trugen, stimmte ihn zuversichtlich. Sie würden sicher ihre Haare verkaufen. Warum sollten sie etwas nicht verkaufen, das man doch nicht sah?

Die Frauen und Mädchen schauten wieder auf. „Nichts Passendes?" fragte der Jude. Aber sie verzogen bloß den Mund und schüttelten den Kopf. Sie fanden seine Dinge nicht schön. Sie waren durch den Kaufladen verwöhnt.

„Was hast du in deinem Sack?" fragten sie.

„Das, was ich kaufe," antwortete er.

„Was kaufst du denn?" fragten sie.

„Pferdehaare, Horn, Hufe, Klauen, Beine und Lumpen", antwortete er. Von den Frauenhaaren sagte er noch nichts.

Die Weiber hatten nichts dagegen, etwas Geld zu verdienen, wenn es leicht und schnell geschehen konnte.

Er nannte die Preise.

Da lachten sie.

„Nicht mehr?" sagten sie, „dafür tun wir keine zehn Schritte."

Seitdem ihre Männer für den Wald so viel Geld bekommen hatten, war es im Werte gesunken.

Nur Kvist-Anna winkte dem Juden zu. Bei ihnen daheim war das Geld selten, seitdem die Reichstalerscheine hinter dem Deckenbalken so unerwartet ein Ende genommen hatten.

„Komm!" sagte sie. Der Jude schlug den Deckel zu und hängte den Kasten an einem Lederriemen um den Hals. Dann ging er hinter ihr drein.

Anna dachte an Pferdehaare und Klauen und Lumpen und rechnete aus, wieviel sie kriegen werde und was sie dafür kaufen könne.

Ach, wenn es doch für eine schwarze Jacke reichen würde. Alle andern Mädchen hatten sich beim Amerika-Johann schwarze Jacken gekauft. Nur sie nicht. Ihr Schatz hatte sie erst gestern gefragt, ob sie sich nicht eine schwarze Jacke kaufen werde. Das sei so fein.

Sie rechnete und rechnete. Nein, es würde nicht zu einer schwarzen Jacke reichen, bei weitem nicht.

Vielleicht lief der Dunder-Kalle zu einer anderen, wenn sie im Winter wieder in ihrer weißgekreideten Pelzjacke daherkam.

Im Torgange faßte der Jude ihren Rock und hielt sie fest. „Schönes Mädchen," flüsterte er, „kaufe ich nicht nur Pferdehaare, kaufe auch Frauenhaare . . . bezahle viel . . . sehr viel . . ." Seine knochigen Finger fuhren ihr vom

Nacken her unter die Haube. „Schöne Haare," flüsterte er, „sehr schöne Haare."

Sie stieß ihn so heftig zurück, daß er an die Wand taumelte. „Du gemeiner Kerl!" schrie sie.

Aber der Jude verzog keine Miene. Er fischte ein paar Reichstaler aus der Tasche und ließ sie glänzen und glitzern.

Anna starrte ihn an. „Was willst du mit dem Haar?" fragte sie zitternd.

„Kaufen!" antwortete er.

„Aber wozu denn?"

„Will ich's verkaufen in Stockholm ... dem Hirsch ... und hab' ich gelesen den Namen in der Zeitung ... wird er es exportieren ... weiß ich aber nicht wohin ... wo haben müssen die Frauen viel Haar auf dem Kopf ... aber hast du nicht nötig Haare ... hast du eine Haube ... drei Reichstaler ... vier Reichstaler ... fünf Reichstaler ... echte, neue Reichstaler ... Silber ..." Er ließ die Geldstücke klingen. „Sei nicht dumm ... sieht kein Mensch, ob Haar auf dem Kopf oder nicht ..."

Nein, kein Mensch würde es merken, wenn sie ihr Haar verkaufte.

Aber die Trollen ... die bösen Waldwichte ... alle schlimmen Geister! Wenn die dann Macht über sie gewannen? Wer nur ein Haar an den Teufel verlor, der kam in seine Gewalt ... darum verbarg man es so sorgfältig unter der Haube ... darum ließ man kein Härchen herausschauen ... darum ging man nie barhaupt ... darum schlief man auch im Bette mit einer Haube ... und darum gab man wohl acht, daß kein Haar auf dem Boden liegen bleibe, wenn man am Sonntag morgen die Strähnen aufwickelte und bürstete und wieder aufrollte und unter die Kirchenhaube steckte ...

Aber vielleicht war das alles nur Geschwätz und Aberglauben ...

Und dann könnte sie sich eine schwarze Jacke kaufen! Ja, ihrem Kalle zuliebe wollte sie ihr Haar hergeben ... er brauchte es ja nicht zu merken ...

Sie hatte ja doch kein Geld, um sich einen Hut zu kaufen. Und jetzt, so gegen den Winter zu, trug man überhaupt keine Hüte ... und bis zum Frühjahr waren die Haare wieder nachgewachsen ... und gab es nicht viele alte Weiber, die auch kein Haar mehr unter ihren Hauben hatten, weil es durch die Sitte des Aufrollens vorzeitig zerstört worden war? Kein Mensch dachte daran ...

Der Jude fingerte wieder an ihrer Haube herum. „Schönes Mädchen ... sechs Reichstaler, wenn ist Haar lang und hellblond ...“

Sie nahm die Haube ab, wickelte das Haar auf und ließ es herunterfallen, aber sie wagte nicht mehr, den Juden anzusehen. Es war ihr, als zöge sie vor einem fremden Kerle auf offener Landstraße die Kleider aus.

Er prüfte und maß. „Sechs Reichstaler ...“

Aber Anna dachte an die schwarze Jacke.

„Zehn Reichstaler ... oder dann nicht“, sagte sie.

„Werd' ich werden ein Bettler ... werd' ich verhungern ...“ jammerte der Jude.

„Zehn Reichstaler!“, sagte Anna standhaft und war dem Weinen nahe, so sehr schämte sie sich, daß sie um ihr eigenes Haar handle und feilsche. Aber um Dunder-Kalles willen ...

Der Jude wickelte die Strähnen um die Finger und ließ eine Schere klingen. Aber Anna drehte sich gegen die Wand und preßte den Kopf an die Balken. „Erst das Geld!“ sagte sie.

Mit Schimpfen und Fluchen zahlte er ihr die Reichstaler einen nach dem andern widerwillig in die Hand. Dann schor er flink das lange Haar glatt vom Kopfe herunter, wickelte es zusammen, knüpfte es, stopfte es in

seinen Sack, fragte nicht mehr lange nach Pferdeschwänzen und Mähnen und alten Lumpen, sondern verschwand, als hätte ihn der Wind um die Ecke geblasen.

Anna hatte große Lust, in Tränen auszubrechen, aber die zehn Silberstücke trösteten sie. Mit vieler Mühe setzte sie die Haube wieder notdürftig auf und ging scheu und leise ins Haus hinein.

In der Nacht träumte sie, daß ein fremder Mann zu ihr komme. Er hatte Rockärmel wie andere Leute, aber in den Rockärmeln war nichts drin. Dem verkaufte sie ihre Arme.

Plötzlich kniete einer vor ihr. Es sah wenigstens so aus, als ob er knie. „Steh auf!" sagte sie. „Ich stehe schon!" antwortete er. Da erst merkte sie, daß er auf kurzen Schenkelstümpfen stand. Dem verkaufte sie ihre Beine.

Wieder nahte sich ein Mann, der sah aus wie ein gewöhnlicher Mensch. „Was fehlt dir?" fragte sie. „Das Beste!" antwortete er und deutete auf seine Brust. Dem verkaufte sie ihr Herz.

Über eine Weile begann sie zu jammern: „Jetzt hab' ich eine schwarze Jacke ... und hundert Reichstaler hab' ich auch ... aber was nützt mir das ...? Jetzt wird mich kein Mensch mehr wollen."

Aber da kam der Amerika-Johann auf sie zu und sagte: „Wir passen zusammen. Ich werde dich heiraten!"

Sie erwachte, in Schweiß gebadet.

„Nun hätt' ich meine Strafe", sagte sie zu sich selber. „Weil ich meine Haare verkauft und den Amerika-Johann ausgelacht habe wie alle die anderen Mädchen ... Gottlob ist es nur ein Traum!"

Und sie war froh, daß draußen schon die Morgendämmerung schwach leuchtete ...

* * *

Der Jude glaubte nach seinem erfolgreichen Handel mit Kvist-Anna auf eine ergiebige Beute rechnen zu dürfen. Aber er täuschte sich.

Näs-Olles Töchter warfen ihn auf die Straße hinaus, als er mit seinem Angebot kam, und Kaj-Maja holte ihre Brüder. Die klopften ihn windelweich.

„Bei unseren Mädchen ist für die Juden nichts zu holen!“ riefen sie ihm nach. Da drehte er sich um und blieb stehen, obwohl seine zitternden Füße zu eiliger Flucht trieben. Und der Schmerzen nicht mehr gedenkend, öffnete er seinen Sack, zog Annas Haar heraus, knüpfte es auf und schüttelte es hoch in der Luft. Im Sonnenlichte glänzte es wie Gold.

„Frauenhaar ... Frauenhaar von Äppelvik!“ schrie er triumphierend. „Schönes Mädchen ... kein Haar mehr auf dem Kopf ...“

Die Kaj-Larssöhne starrten die flatternden Haare an, als sähen sie ein Gespenst.

„Wer?“ riefen sie dann.

„Müßt schauen den Mädchen unter die Haube“ antwortete der Jude grinsend. Und er packte seinen Schatz wieder ein und hinkte weiter. Bald ging von Hof zu Hof ein Fragen und Forschen. „Haube ab! Haube ab!“ hieß es überall, wo Mädchen wohnten mit hellblondem Haar, und deren waren nicht wenige.

„Warst du's, warst du's?“ fragten die Burschen ihre Dirnen. Sie zitterten beim Gedanken an die drohende Schande. Ein Weib ohne langes Haar war ja kein Weib mehr.

Anna verkroch sich auf den Boden, als der Dunder-Kalle in den Hof kam. Aber es half ihr nichts. Er kletterte die Leiter hinauf.

Zürnend und scheltend stand er vor ihr, als er entdeckt hatte, was nicht geheim zu halten war. Sie bat und flehte.

„Ich tat's um deinetwillen," jammerte sie, „ich wollte mir eine schwarze Jacke kaufen . . ."

„Schäme dich . . ."

„Aber hörst du denn nicht . . . ich tat's um deinetwillen ."

„Man sollte dich prügeln . . ."

„Prügle mich . . . soviel du willst . . . aber sei dann nicht mehr böse auf mich . . ."

„Wie mich die andern auslachen werden . . ."

„Ich tat's, weil ich mir eine schwarze Jacke kaufen wollte . . . um deinetwillen . . . kannst du das nicht begreifen . . . und mir verzeihen . . ."

„Nie, nie . . . das ganze Dorf wird mich auslachen . . ."

„Denk' nicht an das Dorf . . . denk' bloß an dich und mich . . . und in einem Jahr ist das Haar wieder gewachsen . . ."

„Aber immer werden sie sagen: das ist die, die ihre Haare an den Juden verkauft hat."

„Wir brauchen die andern nicht . . . wir können einsam auf unserem Hofe leben. Mögen die anderen sagen, was sie wollen . . ."

„Einsam . . . danke bestens . . . ich will mit den anderen reden können . . . ich will ein Ansehen haben . . . ich werde vielleicht einmal . . . man kann ja nie wissen . . . vielleicht kann ich etwas Höheres werden . . . Schöffe . . . oder Viertelsmann . . . und wenn man da eine Frau hätte, die . . . nein . . . aus ist's!"

„Ich habe immer geglaubt, daß man ohne die anderen leben könne, wenn man einander gern hat," sagte sie trotzig; „vielleicht ist es gut, daß ich dem Juden meine Haare verkauft habe . . . die Augen sind mir aufgegangen . . ."

„Oho . . . tu nicht so, als ob ich daran schuld sei, wenn uns der Pfarrer nicht zusammen geben kann . . . hättest du deine Haare nicht verkauft . . . eine solche Schande . . ."

„Ich sehe ein, daß ich meine Haare nicht hätte verkaufen sollen“, antwortete sie leise. „Ich schäme mich ... ich bereue es ... ach, es geschah ja nur um deinetwillen . . . aber es wäre nicht unmöglich gewesen, daß sich etwas ereignet hätte . . . etwas, das Grund genug gewesen wäre, sich darüber zu freuen, daß ich meine Haare an den Juden verkauft habe ... wenn du mir bewiesen hättest, daß deine Liebe die größte ist, die es auf Erden geben kann ... nun, da die Gelegenheit gegeben war —“, sie wandte sich von ihm weg.

„Sonst nichts?“ sagte er höhnisch, „ich also bin der Sünder ... und du die unschuldig Leidende, die Getäuschte, die Betrogene. Oh, wie du das schön zu drehen weißt ... dumm bist du nicht ... das muß dir der Neid lassen. Aber sag', was du willst ... meine Meinung weißt du ... zwischen uns ist es aus ... Der Jude trug das Glück in seinem Sack davon ...“ Dunder-Kalle kletterte die Leiter hinunter.

„Ein jämmerliches Glück, das ein Jude in seinem Sack davonzutragen vermag!“ rief sie ihm nach.

Für Anna folgte eine schlimme Zeit. Die Burschen lachten, wenn sie an ihr vorübergingen, und die Mädchen sagten: „Sie ist keinen Mann wert!“ Das war das schlimmste Schimpfwort, das sie wußten.

Auch der Amerika-Johann hörte die Geschichte von den abgeschnittenen Haaren. Da versuchte er noch einmal sein Glück und machte sich an sie heran. Sie sagte Nein.

Aber immer wieder spotteten die Mädchen: „Du bist keinen Mann wert.“ Dunder-Kalle ging stolz an ihr vorbei, mit einer anderen am Arm. Haß und Trotz wuchsen in ihr auf.

„Auch ich kann einen Burschen in der Kammer haben, wenn ich nur will!“ sagte sie verbissen. „Ja, du ...“ lachten die Mädchen, „wer wird dich wollen.“

Da öffnete sie dem Amerika-Johann die Türe.

„Meine Haare sind weg,“ sagte sie, um ihm jede Enttäuschung zu ersparen.

„Ich weiß es, aber ich kümmere mich nicht darum!“ antwortete er.

„Sie werden dich auslachen, wenn sie hören, daß du zu mir gehst,“ sagte sie.

„Wer sich an das Bauerngrinsen kehrt, der kommt zu nichts!“ antwortete er.

Das ist wahrhaftig ein Kerl, dachte sie.

„Ich hätte mir nie träumen lassen, daß man für die Haare Geld bekommen könnte“, fuhr sie fort.

„Heutzutage hat alles seinen Wert“, antwortete er.

Es wird wohl so sein, dachte sie und erinnerte sich an den Wald.

Als er ging, legte er zwei Reichstaler auf den Tisch.

„Was soll das bedeuten?“ fragte sie.

„Meinen Dank!“ antwortete er.

Sie begriff ihn zuerst nicht. Sie hatte nie gehört, daß ein Bursche seiner Liebsten auf solche Weise gedankt hatte. Sie spürte eine Regung, beleidigt aufzuspringen und ihm das Geld an den Kopf zu schmeißen. Aber die Regung ging vorüber, sie schmiß ihm das Geld nicht an den Kopf. Warum auch? Alles war ja in Ordnung. Heutzutage hatte alles einen Wert. Wenn der Wald bezahlt wurde ... wenn die Haare bezahlt wurden ... warum sollte nicht auch die Freude einer Samstagsnacht bezahlt werden? So war wohl die neue Zeit. Es galt vernünftig zu sein.

Ihr Traum fiel ihr wieder ein. Aber sie ließ sich nicht mehr erschrecken. Kalt und ruhig schaute sie der Erinnerung ins Gesicht. Sie hatte gewählt, sie hatte gehandelt, zu ändern war nichts mehr. Und der Amerika-Johann war nicht so schlimm, wie er aussah. Der Dunder-Kalle war ein flotter Bursche gewesen, er hatte schöne

Worte gemacht, im übrigen aber ... nein, sie bereute nichts, denn jetzt hatten die anderen Mädchen keinen Grund mehr, sie auszuspotten. Mochte der Dunder-Kalle mit einer neuen Liebsten gehen. Auch sie hatte einen neuen Schatz. Einen, der Geld hatte. Das sollten die anderen zu schmecken kriegen.

„Und jedesmal legt er zwei Reichstaler auf den Tisch ... als Geschenk, versteht ihr!" sagte sie zu Näs-Olles Töchtern im tiefsten Vertrauen, „und wenn mir im Kaufladen etwas gefällt, so brauche ich es bloß zu sagen. Er ist so freigebig ... ihr könnt es euch gar nicht denken, wie freigebig er ist ... Dieser Schal zum Beispiel ... der ist von ihm ... kneift hinein ... dann werdet ihr spüren, wie weich er ist ... der ist nicht zu Hause gewebt ... der kommt aus einer Fabrik ... darum ist er so fein ..."

Näs-Olle Töchter gafften ihn ehrfürchtig an, kniffen in den Stoff, und wenn sie schon beteuerten, daß sie lieber den leibhaftigen Gottseibeiuns küssen möchten, als den Amerika-Johann, so gelang es ihnen doch nicht, einen ansehnlichen Neid ganz zu verheimlichen.

Sie gaben die neue Kunde eifrig weiter. Die Burschen freuten sich nicht darüber. Ihre Mädchen wurden anspruchsvoller, sie machten sich kostbar, verlangten Geschenke, und wenn sie nicht erhielten, was sie wollten, so drehten sie den Schlüssel im Türschlosse.

Eine aufreizende Unruhe schlich sich in das Leben der Jungen ein. Wenn ihnen der Spel-Daniel forschend in die Augen schaute, fand er lauter neue Menschen. Früher hatten die Augen still in den Antlitzen geleuchtet wie Sterne am Himmel. Jetzt glichen sie unruhigen Vögeln hinter Käfiggittern. Wohin wollten sie fliegen?

* * *

Der Amerika-Johann hatte viel zu tun. Manchmal blieb er tagelang weg. Er unternahm Reisen, deren Ziel

nicht bekannt war. Mit fremden Männern verschwand er im Walde. Man wußte nicht, was sie dort drinnen taten. Bald würde mit der Abholzung begonnen werden, hieß es, aber etwas Genaues war noch nicht bekannt. Alles war nur Ahnung und Vermutung oder undurchdringliches Geheimnis.

Krist-Anna aber wußte mehr als die anderen. Sie war seine Haushälterin geworden. Sie besorgte den Kaufladen, wenn er verreiste.

In stillen Nächten, in der Finsternis, die so leicht die Zunge löst, weil es dem Sprechenden ist, als sei er einsam auf der Welt und rede mit sich selber, da ließ der Amerika-Johann sein Herz endlich überlaufen und erzählte von Vergangenem und Zukünftigem.

„Warum fuhrst du damals nach Amerika?“ fragte sie.

„Ich wollte weg . . .“

„Merkwürdig, daß du wegwolltest . . . du . . . der einzige von ganz Äppelvik . . .“

„Ich war mit nichts zufrieden . . .“

„Hattet ihr kein Brot, wie wir vor drei Jahren?“

„Doch, Brot hatten wir . . . aber das war mir nicht genug . . . ich wollte mehr . . .“

„Was wolltest du denn?“

„Ich wußte es selber nicht . . . aber etwas anderes wollte ich, etwas Neues.“

„Ich finde es seltsam, daß du so dachtest. Damals hatte man ja keine Zeitungen. Die Welt, die große Welt, die jenseits des Kirchdorfes anfängt, die war wohl nicht anders als ein dunkles schwarzes Loch . . . Und in diese Finsternis hinein wagtest du dich? Du mußt sehr mutig gewesen sein!“

„Ich weiß es nicht mehr . . .“

„Denk’, wenn du nicht unzufrieden gewesen wärst, dann hättest du nie die Reise nach Amerika gewagt . . . Eigentlich ist die Unzufriedenheit etwas Gutes . . .“

„Vielleicht . . .“

„Aber wie bist du denn reich geworden? Hast du drüben eine Goldgrube gefunden?

„Du glaubst, man könne nur mit einer Goldgrube reich werden . . . das hab' ich früher auch gemeint . . . und darum verschaffte ich mir ein waldiges Gebiet weit im Westen, wo Gold vorkommen sollte. Aber das war nicht im ersten Jahre. Da war ich so arm wie ein Bettler. Auch nicht im zweiten Jahre, da war ich krank. Und nicht im dritten Jahre, da hatte ich kein Glück. Und nicht im zehnten Jahre . . . Aber im vierzehnten Jahre . . . da hatt' ich mir etwas erspart und kaufte mit ein paar anderen Schweden zusammen eben jenes Stück Waldland!“

„Fandet ihr viel Gold?“

„Nur Spuren . . . immer nur Spuren . . . Es gab Gold, aber nicht genug . . . Der Abbau lohnte sich nicht . . . Das Gold müßte hundertmal mehr wert sein, wenn sich der Abbau hätte lohnen sollen . . . Wir dachten schon an Kugel und Strick . . . denn wir hatten alle unsere Ersparnisse in den verfluchten Boden gesteckt. Aber zuletzt wurde unser Besitztum doch noch zu einer Goldgrube.“

„Aber du sagtest doch, daß ihr nur Spuren fandet . . .“

„Ja, von dem Golde, das so schwer ist, schwerer als Eisen, und das gelb ist und glänzt und glitzert . . . Aber es gibt vielerlei anderes Gold . . . eines schönen Tages kann ein gewöhnliches Ding zu Gold werden . . . etwas, was keinen Wert gehabt, kann plötzlich Wert bekommen . . .“

Sie nickte.

„Das Gold liegt auf der Straße . . . man muß es nur sehen . . . aber das Sehen ist eine Kunst . . . Die meisten haben das Gold mehr als einmal in den Händen . . . Aber da es nicht gelb ist und glänzt und glitzert, so sehen sie nicht, daß es Gold ist . . . Steine können Gold sein, Bäume können Gold sein . . .“

„Haare können Gold sein!“ scherzte sie.

„Vielleicht findet sich hier noch vieles, was Gold ist, man weiß es nur noch nicht. Für uns dort drüben wurde plötzlich der Boden zu Gold, denn eine Eisenbahn, die gebaut wurde, eine große Eisenbahn mitten durch das Land hindurch, von Meer zu Meer, die brauchte gerade unseren Boden. Und die Bäume wurden zu Gold, denn die verkauften wir als Eisenbahnschwellen!“

„Du mußt sehr reich sein ...“

„Zehntausend Reichstaler ...“

„Nicht mehr?“ Sie war erstaunt. „Aber du hast ja den Bauern ungefähr sechzehntausend für den Wald gegeben ... und der Umbau ... und der Kaufladen ... die vielen Waren ... die haben doch auch alle Geld gekostet.“

„Ich habe Kredit ...“

„Was ist das?“

„Man leiht mir soviel Geld, wie ich will ...“

„Wer?“

„Leute, die weiter unten im Lande wohnen ... Leute, die mir ihr Vertrauen schenken ... Nicht jeder bekommt Kredit ... mir aber machen sie keine Schwierigkeiten. Wenn ich morgen hunderttausend verlange, übermorgen hab' ich sie!“

„Du bist ein großartiger Kerl!“ sagte sie stolz. „Hunderttausend Reichstaler, du brauchst nur zu wollen?“

„Ja!“ sagte er einfach und gleichgültig.

„Aber warum bist du wieder nach Hause gekommen?“

„Die Verhältnisse verschlechterten sich ... Man kam in Gefahr, sein Erworbenes wieder zu verlieren ... gerade jetzt sind die Zustände schlimmer als je ... Hunderttausende, die keine Arbeit finden können und nahe am Verhungern sind ...“

„Davon hast du den Bauern nichts erzählt.“

„Nein, wozu auch?“ Er lachte, und sie lachte mit.

„Wer auswandert, muß vieles ertragen," fuhr er fort. „Die Schiffe sind schlecht ausgerüstet, schlechtes Essen, schlechte Luft. Kein Platz. Viele sterben schon auf dem Meere. Und drüben geht's ihnen nicht viel besser. Man hat mir geschrieben, daß viele Schweden verhungert sind, nicht nur in Neuyork, sondern auch in den Westlichen Staaten."

„Wie gut, daß du wieder heimgekommen bist!"

„Ja, wahrhaftig. Als die Zeiten so schlecht wurden, dachte ich: Schlimmer kann es auch in Schweden nicht sein. Und als ich in Neuyork die vielen Auswanderer sah, da dacht ich: Wo so viele wegreisen, ist Platz für die Heimkehrenden, und weil es nicht die Dümmsten sind, die auswandern, kann ein Gescheiter unter den Zurückgebliebenen sein Glück machen! Ich hatte Verschiedenes gelernt, hatte dies und jenes im Sinn ... und siehe da, als ich nach Schweden kam, da entdeckte ich mit Freuden, daß mein eigenes Vaterland das beste Amerika ist, das man sich wünschen kann!"

„Was meinst du damit?"

„Damit meine ich, daß bei uns das Gold auf der Straße liegt. Denk' nur an den Wald ... Oh, als ich sah ... am Meere sah ich es ... wie sie große Bretterhaufen verschifften ... da fiel mir unser Wald ein ... ob er noch steht, der mächtige Wald? Oder ob er schon abgeholzt ist? Das war die ewige Frage, die mich nicht losließ. Sie quälte mich auf der ganzen Reise das Land hinauf ... ich sah Dampfsägemühlen ..."

„Was ist das?"

„Unterbrich mich nicht immer ... ich sah Dampfsägemühlen ... und sagte zu mir selber ... o die Spitzbuben ... denk', wenn sie auch in Äppelvik das Holz mit Dampf zersägen! Ich sah Floßkanäle, auf denen Tag und Nacht die Baumstämme in die Welt hinausschwammen. Verdammt, dachte ich ... vielleicht schwimmt

schon der ganze Äppelviker Wald auf dem Wasser. Ich sah Dampfschiffe, die große Flöße hinter sich herzogen ... Ich sah Eisenbahnwagen, hochbeladen mit Brettern ... Du lieber Gott, dachte ich, vielleicht sind das Äppelviker Bretter, die ich sehe. Aber endlich kam ich heim ... und da stand der Wald noch, als hätte er auf mich gewartet ... und jetzt ist er mein ... und in ein paar Wochen werden wir mit dem Abholzen beginnen ... und im nächsten Frühjahre wird die Flüsse hinuntergeflößt, so viel hinuntergeht. Die Wasserverhältnisse sind ja ausgezeichnet, wenigstens im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt ... Im Sommer werden die Floßkanäle gebaut, damit man nicht nur auf das Hochwasser angewiesen ist. Dann kommt ein Dampfschiff auf den See ... Nur Geduld ... mit der Zeit laß ich den ganzen Äppelviker Wald nach England, Frankreich und Spanien schwimmen!"

Anna war hingerissen. All das Verstandene und Unverstandene sang und klang in ihren Ohren und tief in ihrem Sinn: Floßkanäle, Dampfsägemühlen, Dampfschiffe, Eisenbahn, Frankreich, Spanien. Sie wußte die Worte nicht klar zu deuten. Aber sie ahnte etwas Großes und Übermächtiges. Und der Amerika-Johann war Herrscher über dies alles, dies sagenhafte, unglaubliche Neue, das irgendwo schon Wirklichkeit war und nun auch in Äppelvik Wirklichkeit werden sollte.

„Du großartiger Kerl," flüsterte sie. Die Bewunderung nahm ihr den Atem.

Sie hatte sich ihm aus purem Trotze gegeben ... damals ... vor drei Wochen ... jetzt aber küßte sie ihn, wie sie den Dunder-Kalle nie geküßt hatte.

SECHSTES KAPITEL.

Der Skog-Anders hatte keinen ruhigen Tag mehr. Jeden Morgen erhob er sich mit der Angst, die Holzhauer kommen zu sehen. Jeden Abend legte er sich mit der peinigenden Ahnung, beim Klang von Axtschlägen zu erwachen.

Der Winter war da. Die rechte Zeit zum Holzhauen. Der weiche Boden wurde hart wie Stein. Schritt und Tritt tönte eine Viertelstunde weit. Der Schnee fiel; er warf Netze und Lasten über die Bäume und formte aus den einfachsten Dingen die seltsamsten Figuren. Das grüne Leben auf dem Waldboden begrub er und machte dafür in den Tierfährten ein anderes Leben sichtbar.

Die Holzhauer kamen nicht.

Die Bäume gefroren in der Kälte. Wenn man an einen Ast stieß, brach er ab. Das Echo verstummte. Auf den Tannen lag der Rauhreif, daß sie graubraun aussahen. Die Tage wurden so kurz, daß man kaum mehr aus der Nacht herauskam. Bis über den Himmelsscheitel flammte das Nordlicht. Vom See her dröhnte und donnerte das Eis. Die Holzhauer kamen nicht.

„Maja, werden die Bäume nicht gefällt?“

Der Skog-Anders hatte es in seiner Köhlerhütte nicht mehr ausgehalten. Er war ins Dorf gelaufen. Er hatte vor dem Kaj-Larshofe drei Stunden lang auf Maja gewartet. Sie mußte wissen, warum die Holzhauer nicht gekommen waren. Und er mußte ihr ein gutes Wort sagen. Du lieber Gott, er dachte ja nur an Maja, wenn er im Walde lebte.

„Maja, Maja, werden die Bäume nicht gefällt?“ fragte er, als sie endlich neben ihm stand.

„Warum fragst du nicht: Maja, Maja, lebst du noch?“ antwortete sie leise.

„Ich seh’s ja, daß du lebst, ich spür’s“, er drückte sie an sich. „Aber wie ist’s mit dem Wald? Dann will ich dich anderes fragen? Warum sind die Bäume nicht umgehauen worden?“

„Die Bauern wollten nicht.“

„Gottlob!“ jubelte er.

„Das heißt, zuerst wollten sie und gingen mit ihren Äxten in den Wald. Für jeden Stamm, den sie fällten, sollten sie etwas Bestimmtes bezahlt kriegen. Aber nach ein paar Tagen sagten sie, die Summe, die ihnen der Amerika-Johann für jeden Baumstamm versprochen habe, sei zu gering ... ihre Mühe sei nicht bezahlt ... wenn sie nicht mehr bekämen, so hörten sie wieder auf!“

„Früher wäre man auch über den geringsten Verdienst froh gewesen ...“

„Ja, früher ... Jetzt aber hat man gehört, daß die Arbeiter in Stockholm so viel Geld verdienen und in Amerika noch mehr. Da will man gleich viel verdienen ... Und der Amerika-Johann ist ja reich ... Und wenn er sich nicht einen großen Gewinn ausgerechnet hätte, so würde er den Wald wohl nicht gekauft haben. Und darum verlangten sie ... der Svarvar-Gustav und der Näs-Olle und der Kvist-Pelle und der Hol-Matts und alle die anderen ... daß der Preis für den Stamm erhöht werde ... Der Amerika-Johann aber sagte, er könne nicht mehr bezahlen, denn sonst lohne es sich nicht, die Baumstämme weiter zu verkaufen, weil sie ihm zu teuer kämen ... Und überhaupt sei die Bezahlung groß genug. Aber sie könnten nichts, von der Landwirtschaft verstünden sie nichts, und vom Holzhauen verstünden sie auch nichts ... Er habe Holzhauer gesehen, die dreimal so schnell arbeiteten, wie sie, und zwar nicht nur mit Äxten, sondern mit großen Sägen. Und da sei auch der Verdienst drei-

mal größer ... Da sagten Svarvar-Gustav und Näs-Olle und die anderen, er könne ja jene Holzhauer kommen lassen, sie hätten nichts dagegen. Aber kein Mensch glaubt an diese Holzhauer ... Verstehst du? Wie sollte es möglich sein, einen Baum umzusägen! Und der Amerika-Johann ist weggereist. Aber zurückgekommen ist er noch nicht, und die fremden Holzhauer hat noch keiner gesehen ..."

„Vielleicht sieht man sie überhaupt nie," jubelte Anders.

„Das sagen die anderen auch ..."

„Dann wird der Wald nie umgehauen werden."

„Das sagen die anderen auch ..."

„Was sagst du, Maja?"

„Ich mag dir alles Glück von Herzen gönnen. Und wenn der Wald dein Glück ist?"

„Nicht nur der Wald, Maja ..."

Sie lehnte sich an ihn ...

„Die Nacht ist dunkel, Maja ..."

„So schwarz wie ein Schornstein ist sie ..."

„Ja, so schwarz wie ein Schornstein ist sie. Man sieht keine zehn Schritte weit ..."

„Nein, man sieht keine zehn Schritt weit ..."

„Wenn dein Vater vor die Tür träte oder deine Brüder ... sie würden uns nicht sehen ..."

„Nein, sie würden uns nicht sehen," antwortete sie leise.

„Die Nacht ist kalt ..."

„Ja, sie ist kalt ..."

„Der Himmel war blau gen Osten, als die Sonne unterging, das bedeutet Kälte. Ich hörte weit im Walde drin, daß das Eis auf dem See knallte und krachte. Das beweist, daß es sehr kalt ist."

„Als ich im Stalle war, sah ich, daß das Wasser die Wände hinunterlief. Kein Mensch kann begreifen, woher so viel Wasser kommt. Aber es deutet auf große Kälte.

Der Vater hat zwei Arme voll Holzscheiter im Herde aufgeschichtet und angezündet, daß die Funken bald übers Dach gesprungen sind wie tausend Sterne, und doch hat er die Fensterscheiben nicht zum Auftauen bringen können. Es muß sehr kalt sein ...“

„Ja, alle Anzeichen sprechen dafür, und doch friere ich nicht.“

„Nein, ich friere auch nicht ...“

„Mir ist es so heiß wie im Hochsommer,“ sagte er.

„Mir ist so heiß, als ob ich vor dem Backofen stünde,“ flüsterte sie.

Es war ihnen, als sei die Dunkelheit voll von tanzenden, blendenden Lichtern.

„Der Schnee ist kühl,“ stammelte er.

„Ja, der Schnee ist kühl,“ antwortete sie mit fallender Stimme.

Kälte und Dunkelheit lastete auf allem, was lebte, mit mächtiger, zwingender Herrschaft. Die Menschen saßen gefangen in ihren Häusern, den schutzgebenden Festungen. Kein Stein, kein Wasser, kein Zweig konnte sich rühren. Starr, wie tot war die Erde.

Nur in Anders und Maja brannte stark und siegreich der ewige Wille.

* * *

Die Tage wurden länger. Der Schnee begann zu blenden. Die Schatten wurden kürzer und färbten sich blau und violett.

Die fremden Holzhauer kamen nicht.

Der Amerika-Johann sei einsam von seiner Reise zurückgekehrt, berichtete Maja. Aber nur Geduld, habe er gesagt, bald würden die Äppelviker ihre Wunder erleben.

Der Schnee auf den Bäumen schmolz in der Sonne. Das Echo rief wieder durch den Wald. Wohlgerüche wachten auf.

Die fremden Holzhauer kamen immer noch nicht.

Nun habe der Amerika-Johann gesagt, daß es für dieses Jahr zu spät sei, erzählte Maja, jene anderen Holzhauer hätten zuviel Arbeit gehabt, aber nächstes Jahr würde er sich zeitig genug umsehen, und dann würden die Äppelviker, wie gesagt, ihre Wunder erleben!

„Das glaubt kein Mensch," fuhr sie fort, „und nun lachen sie sich alle ins Fäustchen, der Svarvar-Gustav und der Näs-Olle und alle die anderen, und sie sagen, nun werde der Wald wohl überhaupt nie abgeholzt werden, und gut sei es, daß sie den Kaufpreis schon erhalten hätten ... Und sie grinsen darüber, daß der Amerika-Johann so viel Tannen und Kiefern hat, wie der See Tropfen, und doch nichts damit anfangen kann. Wahr sei es, und wahr bleibe es, daß der Wald etwas Unnützes sei!"

Anders lächelte: „Unnütz? Schön ist er! Herrlich ist's, in ihm zu leben. Unnütz! Gott sei Dank!"

Und der Schnee verging. Dampf stieg vom Boden auf. In jeder Rinne rann ein Bächlein, in jeder Vertiefung lag ein See. Wie unförmliche Tiere aus dem Meer, so hoben die Felsen ihre grauen Rücken aus dem schwindenden Weiß. Der seltsame Moosgarten, der Bärlapp-Kleinwald und das Zwerggestrüpp der Blaubeeren und Preiselbeeren tat sich den Blicken wieder auf. Die Sonne war unermüdlich mit ihrem Schein. Kiefern und Fichten setzten ihre Blütenkerzen an. Auf den Tannen balzte der Auerhahn, und zu oberst in den Birkenwipfeln saß der Spielhahn und sang seinen lauten Lockruf.

Anders ging ins Dorf. Die Liebe duftete in der Luft, und er hatte schon eine Auerhenne gesehen, die unter einer kleinen sandigen Böschung regungslos auf ihren gelblichen, braungetüpfelten Eiern saß. Die wollte er Maja zeigen. Sie hatte sicher nie eine Auerhenne gesehen, die auf ihren Eiern saß und so sehr gebändigt und beherrscht war von einem starken Triebe, daß sie, das

scheue Tier, die Furcht vor den Menschen überwand, und sich nicht rührte, wenn man vorüberging, bloß mit den unruhigen Augen den in Bewegungslosigkeit gebannten tiefen Schreck verratend.

Beim Kornspeicher traf er Maja.

„Komm," sagte er.

„Wohin?" fragte sie.

„Weiter vom Hofe weg, damit uns niemand hört . . ."

„Niemand hört uns. Meine Mutter liegt im Bett. Sie hat die Gicht. Vater sitzt im Greisenstuhl und schläft. Meine Brüder sind gestern nach Amerika gefahren. Es wäre an der Zeit, daß ein Junger auf den Hof kommt." Sie seufzte.

„Der Vater ist alt, und die Mutter ist alt, und die Tochter schläft einsam und sehnt sich nach einem, der im Walde lebt und die Bäume mehr liebt als die Menschen."

„Jener, der im Walde lebt, hat eine kleine Hütte, die Platz hat für zwei."

„Warum in die Hütte gehen, wenn das Haus steht? Warum im Walde leben, wenn der Acker wartet?"

Er faßte sie hart ums Handgelenk.

„Immer das Haus, immer der Acker! Gib sie endlich auf, Haus und Acker . . ."

„Gib den Wald auf . . ."

„Wir kommen nie weiter . . . Du liebst mich nicht."

„Das ist leicht zu sagen . . ." Sie weinte.

„Verzeih'," sagte er tröstend. „Komm mit, ich will dir eine Auerhenne zeigen, die im Walde drin unter einer sandigen Böschung auf ihren Eiern sitzt."

„Die Auerhühner sollen im Walde wohnen, und auch die Hasen und Füchse, und die großen Elche und die bösen Bären. Die Menschen aber sollen zwischen den Äckern und Wiesen wohnen, in der Sonne und bei den fröhlichen Birken!"

„Du verstehst den Wald nicht ... und doch habe ich dir so viel vom Wald erzählt. Ich hab' dir ja jedesmal vom Wald erzählt ... jedesmal, wenn ich dich getroffen habe, habe ich dir vom Walde erzählt. Oder nicht?"

„Ach ja. Aber ich fürchte mich vor dem Walde ..."

„Wie kannst du dich vor dem Wald fürchten!"

„Ich fürchte die einzelne Tanne nicht, die im Birkenhaine steht und der man den Wipfel abgehauen hat, damit sie in die Breite wachse und recht viel Schatten gebe. Und ich fürchte die Kiefern nicht, die am See drunten wachsen, auf dem hohen Strande, und mit ihren Wurzeln den Sand halten. Aber wenn sie beisammen sind, die Fichten und Kiefern, zu vielen Tausenden und Abertausenden, mit der Finsternis zwischen ihnen, mit dem vielen Moos, das so seltsam schreckhaft grün ist, und den Steinblöcken, die alle möglichen Formen haben und nur von Riesen dorthin getragen sein können, da wird's mir angst. Und dann die Zwerge und die Waldwichte ..."

„Es gibt keine Zwerge und Waldwichte."

„Sag' das nicht. Mutter hat sie gesehen, als sie in der Mädchenzeit nach den Sennhütten zog, die über dem Wald liegen."

„Nun ja ..."

„Meine Mutter lügt nicht."

„Ich seh' schon, nie kommst du mit mir in den Wald."

„Wenn dein Wald aussähe wie der Birkenwald hier beim Dorf oder oben bei den Sennhütten. Den Birkenwald hab' ich gern."

„Ja, ja, die Mädchen müssen die Birken lieben, das begreife ich. Das ist etwas für Mädchen ... Aber der Nadelholzwald ist etwas für Männer."

„Wenn du hier wohntest, dann könntest du jeden Tag nach dem Wald hinüberschauen."

„Schauen, du lieber Gott, am Anschauen hab' ich

nicht genug, ich muß drin leben! Willst du nicht in meine Hütte kommen?“

„Ach, deine Hütte ... Eine armselige Köhlerhütte ist's!“

„Eine prächtige Köhlerhütte ist's. Geh' den Sennhüttenweg, bis du in die Mitte des großen Moores kommst. Geh' dann nach rechts und einige hundert Schritte in den Wald hinein. Dann steht sie bei hohen Kiefern. Tritt durch die niedere, schmale Türe, und du bist bei mir. Das Tannenreis duftet nach Harz, ja, weich und duftend ist das Bett ... und draußen singen die Bäume, und drinnen singt das Feuer ... Und warm ist's, und traulich ist's ... Man kann sich nichts Besseres denken ... Bist du durstig, ist die Quelle nicht weit ... Hungerst du, so hilft die Büchse. Ich weiß, wo die Hasen laufen ... ich weiß, wo die Auerhähne sitzen ... Der Wald läßt einen nicht verhungern ... Und frei ist man. Man spaltet Holz, wenn man will ... man geht auf die Jagd, wenn man will ... man legt sich auf den Rücken, wenn man will. Und Zeit zum Lieben hat man ... o, wenn du wüßtest, wieviel Zeit man hat! Die Bauern können ja nie tun, was sie wollen. Jetzt säen, jetzt pflügen, jetzt mähen, jetzt Kartoffeln auflesen ... immer ist etwas los ... die Jahreszeiten regieren und die Witterung ... sie sind die armseligen Knechte des Regens und des Sonnenscheins ... Wenn ein schöner Tag ist, dann ruf ich: O Gott, was für ein schöner Tag! Und ich tue nichts anderes, als daß ich den ganzen Tag herumlaufe und herumsteh' und mich freue und in einemfort rufe: O Gott, was für ein schöner Tag ... Ein Bauer aber, der kriegt das Feuer in den Leib und hat keine Ruhe mehr und schindet sich halb zu Tode und schwitzt, daß er einem leid tut, denn heute muß ja das Heu herein, oder was weiß ich ... Oder es kann auch sein, daß er schimpft, denn das schöne Wetter trocknet

den Boden aus . . . nie hat er Ruh', so ein Bauer . . . Im Frühling fürchtet er sich vor dem Frost . . . im Sommer vor der Hitze . . . im Herbst vor dem Regen . . . immer droht ihm etwas . . . immer ist etwas in Gefahr . . . nie kann er sich seines Lebens freuen . . . und zum Lieben bleibt ihm bloß die Nacht . . . wenn er totmüde ist . . . du kannst dir denken, was das für eine matte, langweilige Liebe ist! . . . Komm in den Wald, Maja, und freue dich, daß ich kein Bauer bin."

Sie schaute ihn ernst an.

„Du hast mich lieb . . . und ich hab' dich lieb . . ." sagte sie langsam.

„Gut denn . . ." rief er ungeduldig.

„Aber man darf nicht nur ans Liebhaben denken . . ."

„Warum nicht?"

„Man muß auch an das Kind denken!" sagte sie leise.

„Ein Kind?" stotterte er.

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Nun denn . . . ich werde dich nicht im Stiche lassen . . .! Traust du mir so wenig? Wir werden uns heiraten. Wir werden in der Köhlerhütte wohnen. Fürchte dich nicht . . .!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ein Kind soll es gut haben. Ein Kind soll ein warmes Nest finden. Alles wird eine Mutter für ein Kindlein tun. Und darum kann ich nicht mit dir in den Wald kommen. Denn wie soll ein Kindlein im Walde aufwachsen können, ein Kindlein, das Pflege braucht, das Sonne braucht und warme Luft? Es würde schreien in der Finsternis, frieren würd's in der Hütte, und beim Sturme würde es zu Tode erschrecken. Nein, ich kann nicht mit dir in den Wald kommen."

Er starrte auf den Boden.

„Ich passe auf keinen Bauernhof," sagte er dann.

„Denk' an das Kind," sagte sie.

„Komm in meine Hütte ...“

„Auf unserem Hofe braucht es einen Mann! Es sollte gepflügt und gesät werden ...“

„Ich will mich besinnen ... ich will dich nicht traurig machen ... aber wer weiß, vielleicht kommst du doch noch in den Wald ...“

„Ich glaub' nicht daran.“

„Ich will frisches Reis auf die Lagerstätte legen, wüßtest du, wie das duftet ... “

„Ich will Blumen säen, wüßtest du, wie schön die blühen ...“

„Jeden Morgen will ich auf die höchste Kiefer klettern und zum Dorf hinübersehen.“

„Jeden Abend werde ich hinter dem Speicher stehen, da bin ich dem Walde am nächsten.“

Sie schwiegen eine Weile. Er fühlte einen heftigen Drang, sie auf die Arme zu nehmen und in den Wald zu tragen.

„Komm,“ sagte er, „und nichts gibt's mehr zu bedenken.“

„Bleibe, und alles ist gut.“

„Ich kann nicht,“ stammelte er.

„Ich kann warten.“

„Maja, hab' Geduld mit mir.“

„Warum sollt' ich nicht Geduld mit dir haben?“

„Der Wald ...“

„Ich weiß ... Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich warten kann? ... Aber der Wald braucht dich nicht ... und ist der Platz eines Menschen nicht dort, wo man ihn braucht?“

„Ich werde kommen, gewiß werde ich kommen ... aber nicht morgen ... nicht übermorgen ... du mußt mir Zeit lassen.“

„Ich versteh' dich, alles muß Zeit haben ... das Festwachsen und das Losreißen ...“

„Ja, losreißen ... ich muß den Wald aus dem Herzen reißen ... ich seh' es ein ... ich muß ... ich werde ...“

Er nahm Abschied und verschwand in der Nacht.

„Du wirst,“ rief sie hinter ihm drein und schaute hoffnungsfroh zum Himmel auf, wo tausend und abertausend Sterne brannten, für jeden Menschen einer. Im nächsten Winter würde dort noch ein Sternlein mehr sein. Es war ihr, als leuchte es schon, ganz schwach, ganz schwach. Aber sie sah es doch.

* * *

Morgen, morgen, morgen, sagte Anders zu sich selber. Seine Köhlerhütte hörte gar kein anderes Wort mehr.

Nur eine Woche noch ... nur eine Woche ... eine einzige Woche ...

O Wald, nie bist du so schön gewesen wie jetzt ... ich kann dich nicht verlassen.

Aber Maja wartet ... ist Maja nicht schöner als der Wald? Was kümmert sich der Wald um mich? Maja aber liebt mich ... sie möchte mich aufessen vor lauter Liebe ... sie möchte mich in eine Kiste sperren und den Schlüssel zweimal umdrehen ... leben und sterben will sie für mich ...

Morgen, morgen, morgen ..

Zum Teufel noch einmal, war nicht der Sommer schon da? Doch, das war der Sommer. Man merkte es den Tagen an, die so lang waren, daß sie beinahe alle vierundzwanzig Stunden zwischen zwei Mitternächten umspannten und nur ein bißchen dämmeriges, grünliches Halbdunkel zwischen sich stehen ließen.

Er mußte ins Dorf hinunter. Der Heuet stand vor der Tür. Da konnte er dem Kaj-Lars zeigen, was er taugte.

Leb' wohl, mein lieber Wald ...

Aber da traf er am Flusse Männer, die er nicht kannte. Sie sprengten Steine.

„Warum sprengt ihr Steine?“ fragte er.

„Das soll ein Floßkanal werden“, antworteten sie.

„Für wen arbeitet ihr?“

„Für den Amerika-Johann,“ antworteten sie.

„Soll der Wald abgeholzt werden?“

„Ja, im nächsten Winter soll ein großer Teil abgeholzt werden.“

„Welcher Teil?“

Sie deuteten nach links: „Jene Seite,“ sagten sie.

Er wurde bleich. Das war sein Wald. Dort stand seine Hütte.

„Daß ihr es nicht wagt!“ drohte er.

„Warum sollen wir es nicht wagen?“ und sie lachten.

„Weil es euch schlimm ergehen wird.“

„Oho! Was bist du denn für einer, daß du den Mund so voll nimmst. Ein Köhlerlump, ein Jägerstrolch?“

„Der Amerika-Johann weiß, wer ich bin! Sagt ihm, er soll sich in Acht nehmen. Wenn er den Wald abholzt, dann könnte ihm ein Unglück geschehen. Sagt ihm das!“

„Wird nicht viel nützen. Nächsten Sommer müssen sich die Hasen und Füchse und Tagediebe andere Löcher suchen!“ Die Arbeiter grinsten.

Skog-Anders ging von ihnen weg. Der Schmerz peinigte ihn. Die Wut peitschte ihn. Die Rachsucht flammte auf.

Jetzt hatte er keine andere Wahl mehr. Er konnte den Wald nicht verlassen. Maja mußte für sich selber sorgen.

Er dachte nur noch an seinen Feind.

Jede Kugel, die er nach einem Wilde verschoß, tat ihm leid. Er geizte mit Pulver und Blei. Am liebsten hätte er nur von Blaubeeren und Preiselbeeren gelebt, um keines Schusses verlustig zu gehen. Denn nun gab es für seine Büchse nur noch ein lohnendes Ziel. Wenn er den An-

führer tötete, den Leiter, mußte dann nicht alles in sich zusammenfallen?

Oft ging er heimlich ins Dorf hinunter, um zu horchen und zu spähen. Wo zwei miteinander sprachen, da lauschte er. Aber es waren immer gleichgültige Dinge, die er vernahm.

Anfang November endlich erfuhr er, daß an einem der nächsten Tage eine große Schar Holzhauer mit dem Amerika-Johann an der Sp.tze nach dem Walde ziehen würden. Da legte er sich auf die Lauer. Es galt, den Wald zu retten. Denn die Bäume konnten sich ja nicht wehren, die hundertjährigen Bäume.

Er aber war auf der Hut. Mit geladenem Gewehr. Mit drückfertigem Finger. Mit suchendem Auge.

* * *

Auch Maja erfuhr von den Holzhauern, die in den Wald ziehen würden. Eine quälende Angst erfaßte sie.

Den Sommer über hatte sie bei allem, was sie tat, nur immer an ihr Kind gedacht. Sie hatte sich gehütet vor dem und jenem, dem Rate anderer Frauen folgend, damit die wachsende Bürde ihres Leibes keinen Schaden nehme.

Ihr Gang war schwerer und schwerer geworden. Wie sich im Herbst die Äste der Bäume zum Boden neigen unter der Last ihrer Früchte, so zog es auch sie zur Erde nieder.

Jetzt aber richtete sie sich auf. Vergessen war das Kind. Wie verschwunden das Gefühl der Bürde. Sie dachte an Anders. Sie hatte die Drohung gehört, die er damals im Kaufladen ausgesprochen hatte. Sie hatte auch von dem schlimmen Gruße gehört, den er den Arbeitern, die am Flusse mit Steinsprengen beschäftigt gewesen waren, aufgetragen hatte. Und es war ihr auch mitgeteilt worden, daß man den Anders bisweilen in der Dämmerung im Dorf gesehen habe, wie er mit heimlichem Wesen

herumgeschlichen sei und da und dort gelauscht habe, wo zwei beisammen standen und plauderten.

Sie verstand aus allem, daß er den Amerika-Johann töten wollte. Und sie erschrak, wie sie noch nie erschrocken war.

Morgen schon konnte der Mord geschehen, und wenn nicht morgen, so doch übermorgen. Skog-Anders würde ein Mörder sein, ein Verdammter, ein Geächteter, beladen mit der schwersten Sünde, die ein Mensch begehen kann. Das mußte sie verhindrrn.

Sie wollte ihn in seiner Hütte aufsuchen. Wenn sie ihn anflehte, wenn sie ihn küßte, wenn sie gelobte, ihm zu folgen, wohin er wollte, in andere ferne Wälder, wohin es auch war: dann würde er von seinem schlimmen Vorsatz ablassen.

Sie wußte ja, wo seine Hütte lag. Hinter dem großen Moore bei den hohen Kiefern.

Der Boden war noch nicht gefroren, denn es war früher Schnee gekommen. Aber das machte ihr keine Angst. Sie hatte das große Moor vom Sennhüttenweg aus gesehen, und es hatte gar nicht so schlimm dreingeschaut. Sie zog ihre starken Schmierlederschuhe an, die mit den dicken Birkenrindensohlen, und war froh, daß sie so tüchtige Schuhe hatte, denn wie hätte sie in Stiefeletten mit Gummieinsätzen durch das große Moor kommen können?

Wenn sie an den finsteren Wald dachte, dann wurde sie ängstlich und niedergeschlagen. Aber sie überwand die Furcht vor dem Walde und dachte nur an den, den sie liebte und den sie davor bewahren wollte, ein Mörder zu werden.

Sie ging den Sennhüttenweg. Holprig und steinig war er, und der Schnee machte ihn glitschrig. Aber sie hatte große Nägel in den Sohlen, und steinige Wege war sie gewöhnt.

Bisweilen schaute sie scheu in den Wald zur Linken und Rechten. Der Tannenbestand war dicht und undurchdringlich. Sie sah nur den fahlen Schein des Schnees, der in seltsamen Formen auf den Zweigen lag, und viel, viel schreckhafte Dunkelheit. Aber sie bezwang sich.

Sie kam auf das Moor. Der Weg wurde schmutzig und sumpfig. Der Schnee verlief in braunen Tümpeln. Jetzt mußten die Füße die Baumstämme suchen, die vor langer Zeit in den Sumpf gelegt worden waren, um den Übergang zu erleichtern, und die nun schon halb verfault waren.

Als sie eine halbe Stunde lang mühsam vorwärts getappt war, bisweilen die Bäume verfehlend und schuhtief hineinsinkend, blieb sie stehen. Nun war es an der Zeit, nach rechts abzubiegen und den Wald und die Hütte zu suchen. Sie schaute über das Moor. Aus der einförmigen Fläche ragten kleine Hügel, die sich über die Strünke verfaulter, verdorrter Kiefern gewölbt hatten, wie große Maulwurfshaufen empor. Wilder Rosmarin und Moosheidelbeere streckten ihre Zweige durch die dünne Schneedecke. Da und dort standen Wollgrasstengel und hielten ein zerzaustes, schmutziges Wattenbäuschchen hoch. Zwergbirken — nicht größer als Sträucher — krüpplige Kiefern und ein paar kümmerliche Tannen, die mit langen Bärten über und über behängt waren, machten den Blick noch trostloser.

Der Schnee war grau, und der Himmel war grau, und auch der Wald hinter dem Moore war grau, nur um eine Schattierung dunkler. Der ganze Tag war bloß eine kurze Dämmerung gewesen.

Maja hätte viel für einen Sonnenstrahl gegeben. Aber es mußte auch ohne Sonnenstrahl gehen. Anders durfte kein Mörder werden, und wenn der Tag noch grauer, die ganze Welt noch trostloser gewesen wäre.

Sie bog vom Wege ab. Es galt, von Hügelchen zu Hügelchen zu springen. Das waren die festen Punkte. Dazwischen galt es Stellen zu finden, wo sich Rasen gebildet hatte, der etwas Tragkraft besaß. Bisweilen kamen ihr auch umgestürzte Kiefern zu Hilfe, die einige Meter weit eine zwar schwankende, doch hinreichende und gern benützte Brücke boten.

Maja sprang mühsam von Hügelchen zu Hügelchen, einmal mehr nach rechts, einmal mehr nach links. Manchmal war sie auch gezwungen, umzukehren und wie ein zurückgeschlagener Feind den Angriff auf das tückische Moor von einer anderen Seite aus zu versuchen. Sie achtete nicht genau auf die Richtung. Sie war zu sehr von dem, was ihr zunächst vor den Füßen lag, in Anspruch genommen.

Endlich kam sie wieder auf festes Land. Mit Befriedigung trat sie hart auf. Dann ging sie in den Wald hinein.

Da merkte sie, daß es schon dunkel war. Auf dem Moore draußen hatte sie es nicht gemerkt. Sie mußte mit dem schweren Übergange viel Zeit verloren haben.

Aber die Hütte konnte nicht mehr weit sein. In der Mitte des Moores nach rechts und dann einige Schritte in den Wald hinein, so hatte er gesagt, und so hatte sie getan. Es blieben ihr bloß noch die paar hundert Schritte.

Sie ging und ging. Bald mußte sie bei der Hütte sein.

Im Kiefernwald stehe sie, mitten im Kiefernwald drin, bei den höchsten Stämmen, es sei nicht zu verfehlen, hatte er gesagt.

Aber sie ging ja in einem Tannenwald. Hatte sie den Weg verfehlt? Oder war sie nicht bis in die Mitte des Moores gegangen und dann nach rechts abgebogen? Warum denn war sie in einen Tannenwald gekommen?

Aber der Kiefernwald, in dem seine Hütte stand, würde sich schon finden.

Sie ging lange, lange, sie wußte gar nicht mehr, wie lange sie schon gegangen war. Eine ganze Ewigkeit her schleppte sie sich durch den Wald, so war es ihr, aber die hohen Kiefern wollten nicht kommen.

Sie blieb stehen. Die Angst faßte sie. Solange sie ging und an das ersehnte Ziel dachte, hatte die Angst keine Macht über sie. Aber sobald sie stand, da fiel jäher Schrecken von allen Seiten über sie her und drückte sie nieder.

Sie rief, um sich der Angst zu erwehren. Sie rief, um vielleicht eine Antwort zu hören. Aber nur das Echo kam unheimlich zu ihr zurück. Und dann war die Stille wieder da. Jetzt erst merkte sie die Stille. Der Ruf hatte die Stille deutlich gemacht. Die grauenhafte Stille. Sie wagte nicht mehr, zu rufen. Als sei diese Stille wie Glas über dem Walde und über der ganzen Welt ausgespannt und könne klirrend, schrecklich zerbrechen, wenn sie riefe. Als müsse dann irgendein Unglück geschehen.

Sie war totmüde. Sie ging immer noch. Sie sah kaum mehr weiter als die Füße, sie ging immer noch. Sie mußte nahe an die Bäume herantreten und den Stamm betasten und die Rinde befühlen, um zu erfahren, ob sie noch immer nicht bei den Kiefern sei. Aber sie bekam nie die dicke, längsrissige Borke zu spüren. Nur Tannen, immer Tannen.

War sie denn nicht bis in die Mitte des Moores gegangen und dann nach rechts abgebogen, wie man ihr gesagt hatte? Warum kamen denn die hohen Kiefern nicht? Hatte Anders gelogen?

Nein, Anders konnte nicht lügen! Sie war sicher auf dem Moor in die Irre gegangen. Sie hatte eine falsche Richtung eingeschlagen, als sie von Hügelchen zu Hügelchen sprang. Es war ja keine Sonne dagewesen, die ihr die Richtung gewiesen hätte. Sie hatte nur immer auf ihre Füße geschaut und nach einem sicheren Platz gesucht, um sich draufzustellen, und darüber die Richtung verloren.

Vielleicht war sie meilenweit von seiner Hütte entfernt. Oh, der schlimme Wald!

Und sie ging und ging, obwohl sie am liebsten umgesunken wäre. Nacht war's, und die Nacht war kalt. Sicherlich würde es gefrieren. Sie durfte sich nicht niederlegen. Sie mußte Anders suchen, sie mußte ihn finden, damit er kein Mörder werde. Weiter, weiter.

Der Wald war so groß, so lang und so breit und so riesentief.

Ein Mädchen lief in den Wald, und siehe, da war eine Tür offen, und wie es hindurchging, da kam es in einen hohen Saal voll lauter Silber und Gold. Und da lagen alle Schätze der Welt ausgebreitet, und eine Stimme sagte ...

Was sagte die Stimme? Träumte sie? War sie das Mädchen? Aber wo war das Silber und das Gold, und wo waren sie alle, die Schätze der Erde?

Schlief sie schon, daß sie träumte? War sie so müde, daß sie im Gehen schlief?

Ja, müde war sie. Sie mußte sich setzen. Der Weg war zu lang, die Bürde war zu schwer. Nur eine kleine Weile. Nur eine ganz kleine Weile.

Schön war's, sich zu setzen. Wenn nur die Dunkelheit nicht gewesen wäre. Wenn nur die Stille einen Laut geboren hätte, einen Tierlaut, einen Wasserlaut ... so viel wie einen Menschenlaut verlangte sie gar nicht.

Aber die ganze Welt war wie gestorben. Alles Leben bestand nur noch aus ihr. Was sollte sie allein auf der Welt tun? Dann lieber auch sterben!

Aber Anders ...

Sie wollte aufstehen, aber die schläfrige Müdigkeit war so süß zu spüren. Wie eine Liebkosung war die Müdigkeit. Sie hatte nicht gewußt, daß in der Müde so viel wohlige Seligkeit war.

* * *

Das kalte Dunkel der Nacht lag still über dem Walde, und erst am späten Morgen lichtete es sich.

Der Skog-Anders wagte sich bis nah ans Dorf heran. Er wartete auf den Feind. Seine Büchse war schußbereit.

Da kamen Leute von Äppelvik. Er unterschied deutlich den Amerika-Johann und den Länsmann, den Polizeibeamten aus dem Kirchdorfe. Die anderen mußten die fremden Holzhauer sein. Sie führten zwei vollbepackte Pferde mit sich.

„Der Länsmann kommt meinetwegen," dachte Anders. „Er soll dem Amerika-Johann nicht viel nützen."

Sie betraten einen Weg, der mit Umgehung des großen Moores in weitem Bogen an seiner Hütte vorbeiführte. Das gab einen richtigen Tagmarsch.

Anders verbarg sich hinter Bäumen und Felsen. Er legte sich so, daß er in einem Abstande von hundert Schritten die Vorübergehenden sehen mußte. Die Büchse war mit einer Elchkugel geladen. Der Lauf ruhte auf einer Baumwurzel. Das Ziel würde leicht zu fassen sein.

Er wartete ingrimmig und verbissen. Es handelte sich um eine abgemachte Sache. Zu bedenken war nichts mehr. Es galt bloß, einen guten Zielpunkt zu nehmen und dann zu schießen.

Pferdegetrappel, Stimmen! Er hielt sich bereit.

Sie zogen langsam vorbei. Zuerst die Pferde, deren Hufe auf den Felsen klangen, dann die Holzhauer. Mitten unter ihnen der Amerika-Johann. Verdammt, man konnte ihn nicht herausholen, ohne einen anderen in Gefahr zu bringen.

Er ließ sie vorübergehen. Dann folgte er ihnen leise und vorsichtig. Er hatte Zeit. Er würde geduldig auf die gute Gelegenheit passen, den verhaßten Waldhändler allein und sicher zu treffen.

Stunde um Stunde schlich er hinter ihnen her. Dann verstummte das Pferdegetrappel.

Bald darauf stieg blauer Rauch zwischen den Stämmen auf. Sie rasteten.

Der Skog-Anders schlich näher und näher. Fichten mit weitherunterhängenden Ästen versperrten ihm die Aussicht. Aber versteckten die Fichten den Feind, so verbargen sie auch ihn selber. Er konnte dem Schurken näher auf den Leib rücken. Und die Treffsicherheit wuchs mit der verringerten Entfernung.

Plötzlich erschrak er. Bloß ein paar Schritte weit von ihm saß ein Mädchen an einer Tanne ... Wenn es seine Flinte gesehen hätte? ... Wenn es ahnte, was er im Schilde führte? Wenn es einen Schrei ausstieß und den Amerika-Johann warnte?

Aber das Mädchen rührte sich nicht.

Schlief es? Wenn er leise vorbeischlich, so erwachte es wohl kaum ...

Zwei, drei Schritte ...

Aber war das nicht Maja? Doch, das war Maja, Maja, die schlief ...

Sie war also doch noch in den Wald gekommen um seinetwillen, sie hatte ihre Furcht überwunden, um einen Mord zu verhindern ... Nein, er würde den Amerika-Johann nicht erschießen ... Sie bedeutete ihm mehr als der Wald ... wenn er nur Maja hatte ... jetzt spürte er es ... wenn er nur Maja hatte ... dann konnte er auch ohne den Wald leben ...

Und nun wollte er sie aufwecken ... leise ... vorsichtig ...

Aber ihre Hände waren so kalt ... und auch ihr Antlitz ... auf einmal begriff er, daß kein Mensch mehr seine Maja aufzuwecken vermochte ... Es war ihm, als stehe er mit den Füßen in einem Feuer ... es war ihm, als liege er im Eis ... zu einer Glocke war er geworden, die heftig geläutet wurde ... sein Herz war der Glockenschwengel ... Gott selber zog am Strick ...

Er sank neben ihr nieder, nahm ihr Haupt auf seinen Schoß, suchte sie zu erwärmen, sprach mit ihr wie mit einem kleinen Kinde, lallte und stammelte ... wie ein Bächlein rann sein Jammern in die Welt hinein ... wie ein gleichmäßig rinnendes Bächlein ... die Welt verschluckte es, die große Welt, die unersättliche Welt, die nie genug bekommen konnte ...

Der Wald war vergessen. Der Amerika-Johann hatte nichts mehr zu befürchten. Der Länsmann brauchte nicht mehr forschend nach allen Seiten zu schauen. Der Skog-Anders dachte nicht mehr an Rache und Mord. Seine Büchse lag am Boden.

Er dachte nur an Maja, die zuguterletzt doch noch in den Wald gekommen war, um ihn vor einem Morde zu bewahren.

Nun blieb ihm nichts anderes mehr zu tun übrig, als sie zu begraben ...

Wo sollte er sie begraben?

Im Walde? Ja, im Walde ... im heiligen Walde ...

Aber sie wollten ihn ja umhauen ... kein Plätzchen mehr war sicher vor den schweren Schritten der Holzfäller ...

Nein, kein Mensch sollte plump und frech auf ihr Herz treten ... Er mußte sie ins Dorf tragen ... auf den Kirchhof .. aber der Weg war weit.

Die Menschen fielen ihm wieder ein, die nicht weit von ihm um ein Feuer saßen. Er stand auf und versteckte seine Büchse. Dann hob er Maja auf seine Arme und schritt dem Rauche zu.

Die Männer sprangen auf, als sie ihn erblickten. Die Holzhauer griffen nach ihren Äxten. Der Amerika-Johann zog blitzschnell seinen Revolver aus der Tasche. Aber dann sahen sie, daß er ohne Waffe kam, und daß er ein Mädchen auf den Armen trug. Was sollte das bedeuten?

Der Länsmann straffte sich gewichtig und würdevoll.

„Was wollt Ihr?“

„Hilfe, damit ich sie ins Dorf bringen kann und vom Dorfe dann auf den Kirchhof.“

„Kirchhof?“ fragte der Länsmann streng. „Ein Todesfall also, ein Mord? Heraus mit der Sprache.“

„Ich hab' sie tot im Wald gefunden,“ antwortete Anders.

„Beweist's“, sagte der Länsmann noch strenger. Er witterte ein Verbrechen.

„Sie ist erfroren! Seht selbst!“ sagte Anders.

Die Männer umringten ihn.

„Ja, sie ist erfroren“, bestätigten sie.

„Das wird die Untersuchung ergeben“, sagte der Länsmann kalt. Es gehörte zu seinem Berufe, daß er einen Verdacht nicht so schnell fahren ließ.

Anders stand da und hielt Maja in seinen Armen.

Der Länsmann nahm wieder das Wort:

„Nachdem also auf diese höchst unvorhergesehene Art meine weitere Begleitung überflüssig geworden ist, werde ich nach Äppelvik zurückkehren. Ihr, Skog-Anders, folgt mir! Und Sie,“ sich an den Amerika-Johann wendend, „sind vielleicht so freundlich und stellen mir ein paar Leute zur Verfügung, damit wir die Leiche ins Dorf schaffen können.“

„Selbstverständlich“, antwortete der Amerika-Johann.

* * *

Es ging dem Wald ans Leben. Die Bauern von Äppelvik wollten erst nicht recht dran glauben.

Aber die fremden Holzhauer hatten Äxte, die wochenlang scharf blieben. Und sie hatten fünf Fuß lange, breite, geschweifte, großzackige Blattsägen.

Die Männerarme waren stark, die Äxte hieben tiefe Wunden, gierig fraßen sich die Zähne der Sägen in das

Holz hinein. Mit Krachen und Prasseln stürzte Stamm um Stamm ... Dann wurde das Zopfende abgesägt, die Äste und Zweige weggehauen und die Rinde abgeschält. Das ging so schnell, daß man mit Zuschauen kaum nachkam.

Die Bauern waren verblüfft. Der Teufel mußte seine Hand im Spiel haben. Ja, der Teufel.

Schließlich aber sahen sie ein, daß nur die scharfen Äxte und die breiten, großzackigen Blattsägen am Werke waren. Alles ging mit natürlichen Dingen zu.

Auf diese Weise war der Verdienst gar nicht so schlecht. Es tat ihnen leid, daß so viel gutes Geld nicht im Dorfe bleiben sollte. Und sie schauten den fremden Holzhauern fleißig zu, damit sie's ihnen übers Jahr gleichtun könnten.

Derweil besorgten sie das Fuhrwerken. Sie nahten mit dem Vorderschlitten, ketteten das Ende des Baumes fest und zogen schnalzend die Zügel an. Mit heftigen Bewegungen, die Köpfe auf und nieder werfend, die Mähnen schüttelnd, wie tanzend, schleppten die Pferde die Last über Wurzeln und Äste, Steine und Schneehaufen. Acht, neun, zehn, zwölf Baumstämme wurden nebeneinandergewälzt. Dann nahm sie der Schlitten auf und führte sie in langsamer Fahrt zum Stapelplatz am Fluß. Dort wurden sie gemessen. Eintönig gingen die Rufe: „Zehn Ellen, zwölf Zoll ... dreizehn Ellen, zehn Zoll ...“ Der Amerika-Johann notierte die Zahlen und schlug das Merkzeichen in die Stammenden.

Sie hatten vor dem Amerika-Johann einen Heidenrespekt. Daß alles wie am Schnürchen ging, flößte ihnen Achtung und Ehrfurcht ein. Ihr Lebtag hatten sie nie so viel Baumstämme beisammen gesehen. Und die sollten nun alle in den See hinunterschwimmen, sobald das Eis in Stücke ging! Sie zweifelten nicht mehr daran. Sie hatten gesehen, wie das Flußufer mit Stämmen und Stei-

nen eingefaßt worden war. Sie hatten sich über die Stauweiher verwundert, die er hatte einrichten lassen. Sie hatten die lange Holzrinne angegafft, die bei den großen Felsen gezimmert worden war.

Ihm war nichts unmöglich. Der Amerika-Johann war ein verflucht gescheiter Kerl.

Sie waren so stolz auf ihn, als wäre seine Tüchtigkeit ihr eigenes Verdienst.

Bald aber wurde er ihnen allzu gescheit.

Denn ob sie nun ihren Augen glauben wollten oder nicht, Tatsache war, daß die fremden Holzhauer sich nicht nur an die ausgewachsenen Bäume hielten, sondern alles umhieben, was ihnen unter die Finger kam: Stämme, die nicht dicker waren als ein Männerarm, Stämme, die nicht länger waren als eine Zaunlatte, Stämmchen, die kaum zu einem Besenstiele taugten.

Vor Wut bekamen die Bauern rote Köpfe, so daß ihre erdbeerfarbenen Nasen und Ohren, die von der Kälte so lebhaft bemalt worden waren, gar nicht mehr besonders hervortraten.

Und sie begannen zu fluchen und gaben den Holzhauern die schönsten Namen, die sie wußten, und das waren nicht wenige.

Aber die Holzhauer spuckten aus, daß es klatschte. Und als sie dermaßen den Mund freibekommen hatten, hielten sie auch ihrerseits nicht hinter dem Berge, und es zeigte sich, daß ihr Wortschatz nicht gering war, wenn es sich ums Fluchen und Schimpfen handelte, und sogar ein paar saftige Ausdrücke aufwies, die den Äppelvikern bis dahin unbekannt gewesen waren, denn sie stammten aus einem anderen Landesteile, wo die Sprache ihre besonderen Blüten hatte, so gut wie die Wiesen und Felder.

Schließlich wurde es den Äppelvikern klar, daß sie das falsche Fell klopften. Es stellte sich heraus, daß die Holz-

hauer bloß das taten, was ihnen der Amerika-Johann befohlen hatte.

„Er hat kein Recht dazu!“ schrien die Bauern.

„Geht an die richtige Mühle“, antworteten die Holzhauer und setzten wieder ihre Säge an.

„Er ist ein Schuft!“

„Was sonst?“ sagten die Holzhauer gleichmütig.

„Er läßt uns ja bloß den kahlen Boden übrig,“ jammerten die Bauern.

„Natürlich“, sagten die Holzhauer mitleidlos.

„Er darf nicht!“ und sie stampften auf den Boden.

„Er wird wohl wissen, was er tut,“ gaben die Holzhauer ruhig zurück.

Den Äppelvikern klopfte das Herz vor Wut und Angst so heftig, als seien sie eine Stunde lang über Stock und Stein gelaufen. Hatte man sie zum Narren gehalten? Waren sie betrogen worden?

Aber der Amerika-Johann schaute bloß verwundert drein, als sie sich drohend und schimpfend an ihn heranmachten.

„Hab' ich nicht das Recht auf die Abholzung des Waldes gekauft?“ fragte er ruhig.

„Ja, das Recht auf die Abholzung des Waldes, aber nicht auf die Abholzung aller Bäume und Bäumchen,“ antworteten die Äppelviker.

„Sind das zweierlei Dinge?“

„Versteht sich!“

„Von dem weiß ich nichts. Alle Bäume und Bäumchen zusammen, das ist ja das, was man Wald nennt!“

„Nein, unter Wald versteht man bloß die Stämme von mindestens zehn Ellen Länge und zehn Zoll Durchmesser am Zopfende.“

„Das hättet ihr früher sagen sollen,“ bemerkte der Amerika-Johann trocken, „jetzt ist's zu spät ... Eure Auffassung vom Walde ist veraltet ... der Vertrag gibt

mir das Recht, alles abzuholzen ... jedes Gericht wird zu meinen Gunsten entscheiden!"

„Aber mit den unausgewachsenen Stämmen kann man ja nichts anfangen!"

„Das ist meine Sache!" Er lächelte. Die Bauern wußten ja nicht, daß draußen in der weiten Welt auch Balken von geringerem Durchmesser guten Absatz fanden.

„Aber das Krumme und Krüpplige und Verdorrte und Kurzgewachsene?"

„Das ist zum Kohlenbrennen gerade recht."

Nun war es den Bauern sonnenklar, daß sie betrogen worden waren, so klar wie ein neumodisches Fenster war es. In fünfzig Jahren würden sie bloß den kahlen Boden zurückkriegen, mit den Blaubeer- und Preiselbeersträuchern vielleicht, wenn es gut ging. Dann war um ganz Äppelvik herum nicht mehr so viel Holz aufzutreiben, daß man sich damit ein Feuerlein anzünden konnte. Der Amerika-Johann war ein ausgemachter Schuft!

„Wir werden prozessieren," murrten sie drohend.

„Ganz wie ihr wollt, so viel ihr wollt," sagte der Amerika-Johann freundlich, „aber viel Gewinnaussichten habt ihr nicht ... und das könnt ihr euch merken: Prozessiert ihr, dann kriegt ihr bei mir nichts mehr zu verdienen!"

Die Bauern blieben bei ihrer Drohung. Aber es war ihnen nicht so zuversichtlich zumute, wie sie sich den Anschein gaben.

Recht vor Gott und Recht vor den Menschen, das waren eben zweierlei Sachen. Das eine brauchte man bloß zu besitzen, dann war alles gut. Das andere aber mußte man beweisen können. Da saß der Haken.

„Hol' ihn der Teufel," sagten sie zueinander. Aber sie wußten zum voraus, daß ihn der Teufel nicht allzu schnell holen werde. Der ließ seine Früchtchen zuerst recht gründlich ausreifen, eh' er mit ihnen in die Hölle fuhr. Damit war ihnen nicht gedient.

„Wir sollten uns selber helfen", sagte der Näs-Olle verbissen.

„Was meinst du?" fragten die anderen.

Der Näs-Olle machte eine Gebärde, die nicht mißzuverstehen war. „Eins über den Kopf," sagte er leise, „bei irgendeiner guten Gelegenheit ... man kann ja auch einen Baumstamm etwas ungeschickt auf ihn zurollen lassen ... er hat's nicht besser verdient ... denn betrogen hat er uns ... und es sieht aus, als ob das Gericht ihm und nicht uns Recht geben würde ... also!" Wieder die deutliche Gebärde.

Die Bauern starrten einander unsicher an. Das Mittel war gut ... wenn man nur selbst von jedweder Handreichung verschont bliebe ... oh, daß doch ein Baumstamm vom Himmel herunterfallen und den Betrüger erschlagen möchte ... aber es geschahen ja keine Wunder mehr ...

Der Svarvar-Gustav räusperte sich. „Vom Pellas-Jerk haben wir keinen Rat und keine Hilfe zu erwarten," sagte er, „der will nichts mehr mit dem Amerika-Johann zu tun haben ... verkauft sei verkauft ... er habe es überhaupt nur um seines Sohnes willen getan ... nun werde der Anders wohl wieder auf den Hof zurückkommen ... ja, der Anders, vielleicht, daß der uns hilft ... er haßt den Amerika-Johann ... und er hat gedroht, er werde ihn ... wenn der Wald umgehauen würde ... dann ... ihr versteht mich ... man kann ja an einem Hasen vorbeischießen und einen Menschen treffen ... aber vorläufig sitzt er noch im Gefängnis wegen der Maja ... daß auch die gerade in den Wald laufen und erfrieren mußte ... in ihrem Zustande ... aber sie müssen den Anders freisprechen und dann ... ihr werdet schon sehen ... ich will nichts gesagt haben ... aber im Walde ist allerlei Unglück denkbar."

Die Bauern nickten. Der Skog-Anders war ein toller

Bursche, wahrhaftig, das war er ... und wenn er wieder mit der Büchse durch den Wald ging ... ei ja, wer konnte etwas dafür, wenn der Schuß zufällig losging ... und zufällig den Amerika-Johann traf ... der der Kugel zufällig im Wege stand?

Sie zerstreuten sich. Nur der Hol-Matts blieb noch eine Weile neben dem Näs-Olle stehen und sagte: „Ich find's nicht schön, daß der Svarvar-Gustav aus dem Skog-Anders einen Mörder machen will ... denn ein Mord ist immerhin ein Mord ..."

„Haben die Juden nicht auch die Philister totgeschlagen und Judith den Holofernes und David den Goliath? Und waren das nicht gottgefällige Werke? Und ist der Amerika-Johann nicht ein Schuft, der Strafe verdient?"

„Doch, das ist er ... denn jeder, der lügt und betrügt, ist ein Schuft ... das steht in den zehn Geboten Gottes ... aber wenn ich so recht darüber nachdenke, so muß ich mir sagen, daß der Wald für uns eigentlich gar keinen Wert gehabt hat ... und daß wir eigentlich dankbar sein müssen, daß wir so viel gekriegt haben ... und daß der Amerika-Johann eigentlich kein so großer Schuft ist ... denn eigentlich hat er uns bloß etwas genommen, das wir hatten und doch nicht hatten ..."

„Und eigentlich müßten wir ihm dankbar sein, trotz alledem?" sagte der Näs-Olle aufgebracht, „Donner und Doria ... wohl ist der Wald nichts wert gewesen ... soweit hast du recht ... aber der Amerika-Johann hat uns gezeigt, daß er etwas wert ist ... hätt' er sonst den Floßkanal gebaut ...? und darum soll er uns auch dafür bezahlen ... und wenn du etwas anderes sagst, dann hältst du es mit ihm, und dann bist du ein Schuft, so gut wie er!"

„Ereifere dich nicht," sagte der Hol-Matts beschwichtigend, „ich versuchte bloß, gerecht zu sein ..."

* * *

Eine Woche darauf wurde der Skog-Anders aus dem Länsgefängnisse entlassen. Die gerichtliche Untersuchung und der ärztliche Leichenbefund hatten seine Aussage bestätigt.

Müde und gleichgültig kam er ins Dorf zurück.

„Man sieht's dir an, woher du kommst," sagte der Svarvar-Gustav zu ihm.

„Wird schon so sein," antwortete er.

„Sie sind drauf und dran, den Wald abzuholzen . . ."

„So?"

„Sie rotten ihn aus . . . mit Stumpf und Stiel . . ."

„So?"

„Der Amerika-Johann hat uns betrogen . . . alles haut er nieder, nicht nur die tüchtigen Stämme, die man als Bauholz verwenden kann . . . der Vertrag war zweideutig . . ."

„Ich kann es mir denken . . ."

„Lachst du?"

„Kann schon sein . . ."

„Aber hörst du denn nicht, daß der Wald umgehauen wird? . . . der ganze Wald . . . der reife . . . der junge . . ."

„Es geschieht euch recht . . ."

„Anders!"

„Was denn?"

„Zum Teufel noch einmal, rapple dich auf . . . man muß es ihm heimzahlen . . ."

„Vielleicht . . ."

„Früher einmal . . . da sagtest du, es werde dem Amerika-Johann ein Unglück zustoßen, wenn . . ."

„Das war früher . . ."

„Bist du ein Schwätzer?"

„Es ist ein Mädchen meinetwegen in den Wald gelaufen, zur Zeit, da ihr das Gehen am sauersten wurde . . . sie ist gestorben . . . sie soll nicht vergebens gestorben sein . . . ich rühr' den Amerika-Johann nicht an . . .

vielleicht will Gott nicht, daß man ihn anrührt . . . vielleicht ist er zu uns geschickt worden, wie ehemals die Hungersnot oder der Krieg . . . ich weiß es nicht . . . aber ich rühre den Amerika-Johann nicht an . . ."

„Bist du abergläubisch? Früher warst du es nicht!"

„Ich bin nicht abergläubisch . . . aber ich habe alles verloren, was mir lieb war . . . und ich habe Zeit gehabt, über dieses und jenes nachzusinnen!"

Der Svarvar-Gustav schaute vor sich hin.

„Wohin willst du?" fragte er dann.

„Ich weiß es noch nicht genau. Ich weiß bloß, daß ich wegreise, sobald Majas Grab in Ordnung ist."

„Wohin?"

„Ich weiß es nicht . . . nur weg!"

„Hast du keine Lust, auf den Hof deines Vaters zurückzukehren?"

„Und bauern, Schollen trampen? Nein, pfui Teufel!"

„Er hat immer noch keinen Buben . . . es ist ihm bloß ein Mädchen geboren worden!"

„Bloß?" Anders dachte an Maja. „Setz' die Mädchen nicht herab, kein Mensch kann wissen, wieviel ein Mädchen wert ist."

„Willst du als Schreiner dein Brot verdienen?"

„Ich weiß es noch nicht . . ."

„Aber du kannst ja nicht schreinern . . . du kannst überhaupt nichts!"

„Und wenn auch . . . der Amerika-Johann kann auch nichts und ist doch reich geworden!"

„Ja, der . . . der ist eben ein durchtriebener Kerl!"

„Warum soll man mit etwas gutem Willen nicht auch ein durchtriebener Kerl werden können? Wird wohl nicht so schwer sein. Ich kann ja auch nach Amerika hinüberfahren, wenn ich das Geld zusammenkriege! Heutzutage hängt alles vom Gelde ab. Wär' ich reich gewesen, dann hätt' ich euch den Wald abgekauft . . . und dann hätt'

ihn kein Mensch umhauen dürfen, auch der König nicht, so einfach ist's! Bloß Geld . . . und man kann machen was man will. Aber wartet nur . . . ich bin nicht dümmer als die anderen." Er richtete sich auf. „Reich werden, unmenschlich reich, das wäre etwas! Und dann, Svarvar-Gustav . . . wenn man dort drüben ganz unglaublich reich geworden ist . . . dann . . . zurückkehren, verstehst du, Herr sein, verstehst du, Herr sein über euch alle, auch über den Amerika-Johann, verstehst du, und tun, was man will, verstehst du, bloß weil man Geld hat . . . das wäre etwas!"

„Man erkennt dich nicht wieder", sagte der Svarvar-Gustav verwirrt.

Anders lachte.

„Gibt's überhaupt noch einen, den man wiedererkennt?" rief er wie außer sich. „Ja, einen vielleicht, sogar zwei, drei, vier . . . den Spel-Daniel, den Färg-Petter, Britta, meinen Vater . . . aber dann ist's aus . . . ihr anderen . . . man braucht euch bloß anzugucken . . . der Herrgott muß es gegenwärtig schwer haben, euch wiederzuerkennen . . . der Teufel, der hat's besser, denn er ist die Herrenkleider sicher besser gewohnt als die Bauerntracht . . . Es würd' mich beim Eid nicht wundern, wenn euch die eigenen Hunde beißen, die eigenen Pferde einen Tritt geben würden . . . Tun sie's nicht, Svarvar-Gustav? Aber meinetwegen denn . . . ich kann's nicht ändern . . . es muß wohl so sein. Weg mit allem: mit den alten Kleidern, mit den alten Stuben, mit dem alten Walde, mit dem alten Sinn! Auch ich spring' ins Wasser, in dem ihr alle schwimmt . . . vielleicht geh' ich unter, es kommt aufs gleiche heraus . . . Maja ist tot . . . und der Wald ist tot . . . Wozu braucht da der Skog-Anders noch länger zu leben?"

Er wandte sich um und ging die Straße hinunter.

„Soll ich nicht deinen Vater von dir grüßen?" rief

Svarvar-Gustav hinter ihm drein. Aber Anders machte bloß eine wegwerfende Gebärde.

Bald darauf verschwand er aus dem Dorfe. Das letzte, was man von ihm vernahm, war die Nachricht, daß er eines Abends mit einem hölzernen Grabkreuz zum Färg-Petter gekommen war. Mit verschnörkelten, feinen Buchstaben hatte der ihm draufmalen müssen:

„Hier ruht eine abgebrochene Rose."

SIEBENTES KAPITEL.

Der Spel-Daniel dachte immer noch darüber nach, wie er sein Dorf aus den Klauen des bösen Feindes erretten könne. Besonders jetzt, wo in allen Höfen der Amerika-Johann verflucht wurde, und man öffentlich und laut davon sprach, daß man ihm aufpassen werde mit Stekken und Steinen und ihn prügeln werde, daß er das Aufstehen vergesse.

Eine gute Prügelei in Ehren.

Die war immer im Schwang gewesen. Aber früher hatte es den guten Namen des Dorfes gegolten oder die Gunst eines Mädchens. Niemals hatte man um eines Geldzwistes willen drei Hemden und zwei wollene Jakken und zwei Paar Hosen und zwei Paar Strümpfe übereinander angezogen, damit man die Schläge weniger spüre, und die Pelzjacke mit Schmer eingeschmiert, damit jeder Griff abgleite.

Nun jubelte man um Geldes willen, man fluchte um Geldes willen, man lebte um Geldes willen, man starb wohl auch um Geldes willen. Gott mußte alle Freude an Äppelvik verloren haben.

Wenn sie doch seinem Geigenspiel gelauscht hätten!

Aber vielleicht war die geliehene Geige an seinem Mißerfolge schuld gewesen! Vielleicht war es keine gute und mächtige Geige gewesen. Die muß aus einem besonderen Holze gebaut sein.

Seine erste Geige, das war eine gute und mächtige Geige gewesen. Als Zwanzigjähriger war er in den Wald gegangen, mit dem Rücken voran, bis er an eine Fichte gestoßen war, die geklungen und gesungen hatte. Aus dem Holze jenes Stammes hatte er seine Geige

gebaut. Darum war es eine gute und mächtige Geige gewesen.

Er hatte sie verbrannt ...

Aber standen nicht immer noch die klingenden und singenden Bäume im Walde? Er konnte sich eine neue Geige bauen. Mit ihr würde er den anderen das Geld aus dem Sinne spielen.

Er ging in den Wald, mit dem Rücken voran. Wenn er stolperte und fiel, so jammerte er nicht, sondern erhob sich wieder und tappte weiter, immer tiefer in den Wald hinein.

„Wenn ich den rechten Baum gefunden habe,“ sagte er zu sich selber, „wenn ich ihn gefunden habe ... aber ein rechter Geigenbaum muß es sein ... singen und klingen muß er wie die allerlieblichste Musik ... wenn ich ihn gefunden habe ... O Gott, ich danke dir, daß du solche Bäume wachsen läßt ... dann fäll' ich ihn. Und wenn er auch so dick ist, daß ich ihn mit den Armen nicht umspannen kann. Und ich kümmere mich nicht darum, daß er dem Amerika-Johann gehört. Denn wer ein Spielmann ist und sich eine Geige bauen will, der hat das Recht auf jeden Baum, der ihm anzeigt, daß er der rechte ist. Und wenn der Stamm gefällt ist, dann säge ich ab, was ich brauche, und das andere lasse ich liegen.“

„Und wenn dann die Geige gebaut ist,“ fuhr er fort, „aber gar so schnell geht's nicht ... denn ich muß die Bretter zuerst einen Winter lang daheim unter der Stubendecke auf die Brotstangen legen, damit sie gut austrocknen ... und dann die Arbeit selber ... nein, so schnell, wie man sich's wünscht, geht's nicht. Aber wenn sie dann fertig ist, dann zieh' ich von Hof zu Hof und spiele alle die alten Tänze und Weisen, die ich vor zehn und zwanzig und dreißig Jahren gespielt habe. Und wenn die Leute meine gute und mächtige Geige hören,

dann ist's ihnen, als sei all das neue Wesen bloß ein Traum . . . Sie vergessen das Geld . . . die Männer denken an die langen Winterabende, wo sie mit dem Messer die prächtigen Holzlöffel schnitzten und die Milchnäpfe drechselten und die großen Dünnbierkannen zusammenschreinerten . . . und sie denken an die Frühlingstage, wo sie ungeduldig drauf warteten, daß das Eis aus dem Boden schmelze, und nichts anderes im Sinne hatten als nur das Verlangen, hinauszugehen mit Pferd und Pflug und zu ackern und zu säen . . . und an die Sommertage, wo viel harte Arbeit war, doch auch viele Freude . . . und an den Herbst, wo sie in die Scheune führten, was ihnen Gott gegeben hatte . . ."

„Und die Weiber," begann er von neuem, „die denken an Spinnstuhl und Webstuhl und erinnern sich an den und jenen Tag, wo ihnen ein neues Muster einfiel, das sie dann in die Schürze webten oder in den Bettvorhang . . . Und sie denken an die Weihnachtszeit, wo sie so viel zu tun hatten mit dem Ziehen von Lichten und mit dem Brauen von Dünnbier . . . aber die härteste Arbeit ist leichter zu ertragen als die Kümmernisse der Geldgier und der Geldsorgen . . . das sehen sie jetzt ein . . . und sie denken mit Sehnsucht an die Freuden des unbekümmerten, sorglosen Tanzes . . . Hunger und Not waren oft riesengroß . . . aber man tanzte sie weg . . . Hunger und Not waren von Gott geschickt, und wer ein ganzer Mensch war, ertrug sie, ohne zu klagen . . . das Geld aber kann keiner ertragen . . . Und ich geige und geige . . . und die Männer sehen die Frauen an, und die Frauen schauen auf die Männer, und eine große Last fällt ihnen vom Herzen, und sie rufen: O wie dumm und töricht waren wir. Unsere Augen waren wie verwandelt und unser Sinn wie verkehrt. Nun aber sind wir wieder sehend geworden und merken die finstere Grube, in die wir gefallen sind."

Der Spel-Daniel lächelte glücklich.

„Und sie werfen die neuen Kleider weg und schenken die Silberstücke den Kindern, auf daß sie mit ihnen spielen, wie mit glänzenden Steinen ... und den Amerika-Johann jagen sie zum Dorf hinaus ...“

Er stolperte und schlug mit dem Kopfe hart an einen Baum. Das brachte ihn in die Waldwirklichkeit zurück. Er lauschte, aber kein Singen und Klingen ließ sich hören.

Er sah zur Sonne auf. Sie stand schon tief. Da fiel es ihm auf einmal schwer aufs Herz, daß er schon viele Stunden lang durch den Wald gelaufen sei und doch noch keinen Geigenbaum gefunden habe.

Weiter ging er. Aber nun fühlte er, daß er müde war.

An viele Bäume stieß er an. Aber sie blieben stumm.

Die Dämmerung kam. Da gab er das Suchen auf. Seine Hoffnung war dahin. Verzweifelt ging er in die Kreuz und die Quere, bis daß er endlich den Weg nach Äppelvik wiederfand.

Was nun? War der Welt nicht zu helfen? Gab es keine singenden und klingenden Bäume mehr?

Oder mußte man jung sein, um die Musik in den Bäumen zu hören? Mußte man jung sein?

Da blieb er stehen und sagte laut: „O Gott, ich will daran glauben, daß man jung sein muß, um den Baum zu finden, der singt und klingt ... lieber als daß ich daran glauben mag, daß alle singenden und klingenden Bäume ausgestorben sind.“

* * *

Der Färg-Petter ging finster umher und hatte das Herz voll Zorn und Haß.

Von ihm war früher weit und breit die Rede gewesen. Was hätte man ohne ihn machen sollen? Jetzt kümmerte sich kein Mensch mehr um ihn. Wäre er gestorben, ei

ja, man hätte ein bißchen am Glockenstrange gezogen, die Herzen aber hätten stillgeschwiegen.

Da war er nun viele Jahre seines Lebens von Hof zu Hof gegangen und hatte gemalt. Schränke, Truhen, Standuhrgehäuse, Spanschachteln, Türen, Wagen, Schlitten, was man nur wollte, je mehr, je lieber, hatte er mit fröhlichen Blumen geschmückt, mit Blumen, wie sie noch kein Mensch gesehen hatte, denn ihr Urbild war in seinem Herzen, wo ein üppiger Garten so voller seltsamer Blüten stand, daß er nur hineinzugucken brauchte, um die prächtigsten Muster zu haben.

Von ihm stammten auch die vielen Hochzeitssegen mit Glückwunschgedicht und der Aufforderung, daß man an den Tod denken möge und an die unendliche Ewigkeit der ewigen Ewigkeit dahinter, in einer Schrift, die man einer schwieligen Bauernhand nicht zutrauen würde, so ebenmäßig waren die Buchstaben hingesetzt und so verwunderlich verschlangen sie sich mit feinen, fast unentwirrbaren und doch so wohlberechneten und wohlgeordneten Schnörkeln und Arabesken.

Und von ihm stammten die biblischen Malereien. Es hatte ihm keine Mühe gemacht, zwischen Sonnenaufgang und Abendrot für zwölf Schillinge und Kost und Bett das prächtigste Bild zu malen, mit Menschen und Pferden und Blumen in den allerverschiedensten Farben. Und wenn man bedenkt, daß auf einen Schilling bloß zwei Öre gingen, so war das wirklich nicht zu viel bezahlt. Denn für diesen Preis konnte man eine tischplattengroße Leinwand über die grob zugehauenen Balken nageln, worauf die Muttergottes zu sehen war mit dem Christuskinde und den heiligen drei Königen aus dem Morgenlande, oder Salome, die vor Herodes tanzt, und was derlei biblische Motive mehr waren. Aber die Tapeten waren gekommen, und der Amerika-Johann hatte die Leute darüber belehrt, daß die heiligen drei Könige keine Dragoner gewe-

sen seien und daß die heilige Maria im Stalle zu Bethlehem sicher nicht eine rote Haube, ein Oberhemd und ein Mieder getragen habe, genau wie irgend eine unverheiratete Äppelvikerin. Da hatte man die Malereien weggeworfen.

Und weil die Möbel des Amerika-Johann braun bemalt waren und aussahen, als seien sie aus einem Holze geschreinert, das man nicht kannte und von dem man sich sagen ließ, daß es nußbäumig sei, so machte man diese seltene Holzart so gut wie möglich nach und begrub die wunderliche Blumenpracht unter einer gemeinen, gewöhnlichen Schmutzfarbe, wo sie nun schlafen mochte bis in alle Ewigkeit hinein.

Der Färg-Petter war ein verachteter, unnützer Mann geworden. Er fühlte sich so überflüssig wie eine Armbrust, als die Schießwaffen erfunden worden waren.

„Du mußt mit der Zeit marschieren", sagte man zu ihm, wenn er sich beklagte.

„Hör mal," antwortete er, „wenn das Wasser das Feuer löscht, wie sollen da die beiden gut Freund sein können? Marschier' mit der Zeit, wer's kann, ich kann's nicht."

„So heirat die Stenbacks-Britta, ihr paßt zusammen!"

Aus dem höhnischen Scherze lachte ein guter Trost. Er war ja nicht allein. Es gab auch andere, die für das neue Wesen nicht eitel Lobgesang hatten. Warum hielten sie nicht zusammen?

Und er ging in das kleine Häuschen, in dem Britta wohnte, seitdem sie aus dem Stenbackshofe vertrieben worden war. Sie saß am niederen Bleifenster in der dämmerigen Stube und schaute auf die Straße hinaus.

Dem Färg-Petter wurde es in der altgewohnten Häuslichkeit fröhlich zumute. Da hing ja auch eines seiner Bilder.

„Man sieht dich nie, Stenbacks-Britta", sagte er.

„Ich geh selten aus der Stube," antwortete sie.

„Sind die Beine daran schuld?“

„Nein, die Menschen!“

„Die Menschen?“

„Ja, die Menschen, Gott sei's geklagt, sie lachen mich aus, wenn ich über die Straße gehe.“

„Sie lachen dich aus?“

„Ja, weil ich in der alten Tracht daherkomme.“

Erst jetzt fiel ihm auf, daß sie nichts von der Kaufladenherrlichkeit am Leibe hatte.

„Du willst auch nicht mit der Zeit marschieren, merk' ich,“ sagte er.

„Nein, das kann ich nicht,“ antwortete sie fest und bestimmt.

„Ich auch nicht, da passen wir zusammen.“ Er lachte.

Britta taute auf. Ihre Gedanken schlüpften aus dem Herzen auf die Zunge. Und ihre Worte waren keine Blümlein, die eben erst aus den Knospen traten, nein, die waren schon fix und fertig und standen bereit wie eine Schar Soldaten, die auf ein gegebenes Zeichen aus einem Hinterhalt hervorbrechen.

„Wenn die anderen den Amerika-Johann lobpreisen,“ sagte sie, „da kann ich nicht mittun. Gegeben habe er uns was? Mir nicht, mir hat er nur genommen.“

Der Färg-Petter nickte zustimmend.

„Alles will er mir nehmen ... die Welt wird immer schlimmer.“

„Grauer, grauer!“ sagte Färg-Petter.

„Den Hof hat er mir genommen ... Nun soll mir auch die Tracht genommen werden. Denn wer kann das ewige Auslachen ertragen?“

„Denk dir, da hat man die Schafe auf die Weide geführt und sie geschoren. Und man hat die Wolle ausgekämmt und versponnen; und man hat sie gefärbt mit Heidekraut und Bärlapp und Schachtelhalm und allerlei Flechten und Wachholderbeeren und mit den Blättern und Beeren des

Faulbaumes und mit Birkenlaub und mit der Rinde der Erle und des Apfelbaumes. Das ist keine kleine Arbeit."

„Nein, wahrhaftig nicht."

„Und man hat den Flachs mit den Wurzeln aus der Erde gerissen und die Büschel kreuzweise übereinander gelegt und dann zum Trocknen auf einem Hange ausgebreitet, hübsch regelmäßig und sauber. Und man hat ihn gebrochen und geschwungen ... wie das gestäubt hat ... man mußte ein Tuch um den Kopf binden. Und versponnen hat man ihn und zuletzt gebleicht. Und dann hat man im Winter den Webstuhl aufgeschlagen und die Kette um den Kettenbaum geschlungen. Und schon das war nicht leicht, vom Weben gar nicht zu reden. Man mußte die Kette auf der großen Haspel abmessen, die vom Fußboden bis zur Decke ging."

„Ganz recht, ich hab meiner Mutter oft zugeschaut."

„Und wenn dann die Stränge endlich glücklich auf dem Kettenbaume waren, dann ist man hingesessen und hat das Schiffchen unermüdlich von rechts nach links geworfen und von links nach rechts. Und hat mit den Füßen die Schäfte in Bewegung gesetzt, wie es die Art des Gewebes erforderte, und hat die Lade gegen den Schußfaden geschlagen. So hat man Hemd und Haube, Mieder und Rock und alle Bänder und die Schürze gewebt. Und man hat Blumen darauf gestickt und Spitzen geklöppelt und Strümpfe und Fäustlinge gestrickt. Und nun soll man auf einmal alles im Laden kaufen, und etwas anderes hat kein Ansehen mehr."

„Kümmere dich nicht darum, Britta."

„Nein, ich hab's nicht im Sinne. Und wie du siehst, so hab ich alle Webereien und Decken vom Stenbackshofe mitgenommen, denn die waren mein Eigentum und der Amerika-Johann hätte sie bloß weggeworfen. Er versteht sich ja nicht darauf. Es versteht sich überhaupt bald niemand mehr darauf, ja, ja, die Leute haben kein Herz

mehr. Ich weiß nicht, was auf einmal über sie gekommen ist.“ Sie machte eine Pause und wies auf eine Decke, die auf dem Bette lag. „Jene dort, siehst du, die webte ich, als ich ein Mädchen war ... sieh, wie rot sie ist und über und über mit Blumen bedeckt, derlei hat man im Sinn, wenn man jung ist, wenigstens früher, mit Flammen dazwischen, man fühlt, wie's im Herzen brennt, und das muß man weben ... und dann wurde ich Braut und kam auf den Stenbackshof und da waren es keine Blumen und Flammen mehr, die ich webte, denn da dacht' ich an einen, der kommen sollte, an einen Buben, der hüpft und spielt, wie Kinder spielen, im Grünen, mit Sand und Steinen und hölzernen Pferdchen, siehst du?“ Sie wies auf eine andere Weberei. „Und ein tüchtiger Kerl sollte er werden, hinter dem Pfluge gehen und säen und ernten und jagen und fischen sollte er ... auf dem Bettvorhange siehst du ihn, wie er den Bogen spannt, und alle Tiere sind da, Hirsch und Bär und Hase und Fuchs und auch die großen Vögel und die Fische im Wasser ... Und dann dacht ich, daß er von mir weggehen würde, wie alle Kinder von ihren Eltern weggehen, und da webte ich diese Angst, diese unbestimmte Furcht, ich webte einen Vogel, der fliegt, denn keiner weiß, wohin ein Vogel fliegt. So ist es auch mit den Menschenkindern ... und ich webte ein Boot, das auf dem Flusse schwimmt, denn keiner weiß, wohin das Boot geführt wird, ob es strandet oder sinkt oder am heiligen Ufer landet ... So träumte ich und webte meine Träume ... Aber es kam kein Kind ... da war ich traurig und betrübt, da kamen rote Tropfen in die Weberei, das waren blutige Tränen, und viel Grau, wie wenn es Winter wird, und Gelb kam hinein, gelbes Laub, wenn draußen alle Blätter sterben ...“ Sie zog Decken und Tücher aus einer Truhe hervor und legte sie vor ihn hin. „Aber dann kam doch auch wieder die Hoffnung ... siehst du hier, da sind grüne Äcker im

Frühling, es wird ja immer wieder Frühling, und alles wächst und sprießt, und ist nicht auch des Weibes Leib ein Acker?" Ihre Stimme wurde leiser. „Aber endlich gab ich das Trauern auf und auch die Hoffnung, da ergab ich mich in das, was mir bestimmt war, und sagte: ‚Gott, dein Wille geschehe!' Und da webte ich nur noch weiß und schwarz, weiß, das ist der stille Schnee, der über aller Erde liegt, und schwarz, das bedeutet Grabkreuze, schwarze Grabkreuze, die stellen wir auf, wo unsere Hoffnungen begraben liegen ..." Sie schwieg und sann in sich hinein. Der Färg-Petter wischte sich die Augen.

„Mein Mann hat sich mit den Steinen geplagt, "sagte sie dann, „die anderen plagen sich jetzt mit Geldstücken. ... und klein sind sie, die Silbermünzen, und leicht sind sie, die Reichstalerscheine, aber drücken tun sie doch, vielleicht noch mehr als die Steine."

„Man darf nicht bloß zusehen, man muß sich wehren!" sagte der Färg-Petter.

„Auf welche Weise?"

„Wir müssen zusammenhalten."

„Wir zwei? Das wird viel nützen ..."

„Ja, wir zwei ... und der Spel-Daniel und auch der Schmied und der Pellas-Jerk. Und dann gehen wir zum Pfarrer und bitten ihn, daß er gegen den Amerika-Johann predige. Er muß es tun. Es kann nicht Gottes Wille sein, daß alles Alte weggeworfen werde. Und was in Äppelvik geschehen ist, wird auch in den anderen Dörfern des Kirchspiels geschehen."

„Wann sollen wir zum Pfarrer gehen?"

„Je eher, je lieber. Warum nicht heute?"

„Du hast recht, ich komme mit. Der Pfarrer muß uns helfen, wozu ist er sonst da?"

„Und wir fragen den Schmied und den Spel-Daniel und den Pellas-Jerk, ob sie uns nicht begleiten wollen.

Das wird dem Pfarrer Eindruck machen, wenn wir zu fünft kommen."

Sie schritten das Dorf hinunter, um mit dem Schmied zu reden. Man lachte hinter ihnen drein. Aber sie taten, als hörten sie es nicht.

Der Schmied hatte gerade ein Hufeisen in Arbeit, als sie in seine Werkstatt traten.

„Das hast du früher nie getan," sagte der Färg-Petter, „das besorgten die Bauern selber."

„Ja, früher!" antwortete der Schmied und hielt das Hufeisen in einen Wasserkessel, daß es zischte, „aber nun spinnen die Frauen nicht mehr ... und die Männer lassen die Hausschmiede verfallen."

Er hängte das Hufeisen an einen Nagel.

„Ich finde, du bist älter geworden," sagte der Färg-Petter.

Der Schmied lachte. „Soll man nicht älter werden? Man kann wohl nicht anders. Oder hast du ein Mittel dagegen?"

„Nicht das ich wüßte ... aber ich wollte damit bloß sagen, daß du älter aussiehst, als es bei uns in deinem Alter Sitte ist!" Stenbacks-Britta nickte zustimmend.

Der Schmied zuckte mit den Achseln. „Vielleicht," sagte er dann, „übrigens du auch."

„Zeig uns etwas Hübsches", bat der Färg-Petter.

„Ich hab' nichts anderes als das," und er wies auf einen Haufen alter, abgenützter Hufeisen.

„Na, na, das wird wohl nicht das einzige sein. Wirst wohl einen neuen Leuchter haben, an dem man sich freuen kann."

„Ich schmiede keine Leuchter mehr," sagte der andere beinahe grob.

„Warum nicht?"

„Es ist niemand da, der sie kauft."

„Auch keine Grabkreuze mehr?"

„Nein."
„Und keine Türhandgriffe und keine Schlüsselschilder?"
„Nein, das kann man alles im Laden kaufen."
„Was tust du denn?"
„Du hast's gesehen. Ich beschlage Pferdehufe, schiene Schlittenkufen, spanne Reifen auf Wagenräder . . ."
„Nichts anderes?"
„Nein, wozu auch . . . und ich verdiene mehr Geld als früher."
Sie schwiegen alle drei.
Der Schmied hub wieder an. „Wozu braucht man meine Leuchter, wenn man keine Kerzen mehr anzündet? Petroleum ist Trumpf. Und Messing statt Eisen. Messingene Türhandgriffe, messingene Schlüsselschilder. Mich brauchen sie nicht mehr."
„Mich auch nicht", grollte der Färg-Petter.
„Ja wohl, dich auch nicht. Nur gut, daß die Bauern die gewöhnliche Arbeit nicht mehr tun. Sonst müßte ich verhungern. Sie sind bequem geworden, seitdem sie so viel Geld in den Händen haben. Mußt dich auch anpassen, Bildermaler. Die Zeit der grauen Hütten ist vorbei. Geh hin und werd ein Anstreicher. Dann hast du wenigstens zu leben. Die Leute wollen keine Blümlein mehr."
Der Maler schaute ihn ernst und aufmerksam an. „Jetzt weiß ich, warum wir so alt aussehen, du und ich!"
„So, warum denn?"
„Weil wir nicht mehr das tun, was uns Freude macht."
Der Schmied zuckte zusammen.
„Vielleicht . . . kann sein . . . aber was bleibt einem übrig . . .?" Der große starke Mann sah hilflos drein wie ein Kind, das sich im Walde verirrt hat. „Wenn nichts mehr gekauft wird, wozu soll man noch schmieden. Sieh, wievieles noch herumliegt." Er öffnete die Tür zu einer

halbdunklen Kammer. „Da hast du Leuchter und anderes, einen ganzen Haufen. Aber kein Mensch begehrt's. Das neue, das sie im Laden kaufen, muß wohl schöner sein. Ich versteh' mich nicht drauf."

Petter und Britta schauten auf Kronleuchter und Kerzenständer, die verstaubten, auf Grabkreuze und Wetterfahnen, die in wüstem Wirrwarr durcheinanderlagen, auf wuchtige Schlösser und schwere Schlüssel und fein ausgehämmerte Zierschilder und Beschläge, mit denen ein Schaft und das Fensterbrett überladen war.

Der Schmied aber fuhr fort: „Seht ihr, früher, wenn ein Bauer ein Schloß bestellt hatte, und das Schloß war fertig und tat seinen Dienst, so war ich doch noch nicht zufrieden damit, denn nun wollte ich noch meine ganz besondere Freude haben. Dann hämmerte und feilte ich daran herum und grub Figuren ein und schlug das Eisen zu lustigen Spiralen aus, wie's mir gerade einfiel, manchmal mehr, manchmal weniger, und das kriegte dann der Besteller für denselben Preis. Denn wie hätte ich für diese Zieraten Geld verlangen dürfen? Sie waren ja nicht bestellt, und der Bauer sah sie ja vielleicht gar nicht und hatte vielleicht auch keine besondere Freude daran, sondern war zufrieden damit, daß der Riegel gut schloß und damit basta. Ja, so war's . . . Denn eigentlich ist es merkwürdig, daß einem das Anschauen Freude machen kann. Daß das Essen ein Genuß ist . . . und das Branntweintrinken . . . und das Tanzen . . . ja, ja, das wissen die anderen auch . . . aber, daß im Anschauen ein Genuß sei, nein, das wissen sie beim Eid nicht!"

„Doch, doch!" sagte der Färg-Petter.

„Ja, du, daß du die Freude im Auge hast, das glaub' ich. Und deine Bilder waren auch leichter zu verstehen. Die sprachen zum Gemüt. Die hatten nicht nur Farben, die hatten auch einen Inhalt. Und der Inhalt klang an und erweckte Gedanken. Denn das waren ja Menschen

und Tiere und Blumen, und dazu noch aus der biblischen Geschichte, auf derlei verstand man sich. Aber was sollte man sich bei einem noch so fein geformten Türhandgriffe denken? Ja, wenn er eine Schlange vorstellte, die sich in den Schwanz biß, das fand man lustig ... aber wenn es bloß eine Spirale war über einem Blechschilde mit ausgestanzten Vierecken und Dreiecken und dergleichen? ... Da konnte man sich nichts mehr denken. Da mußte man schon am bloßen Anschauen eine Freude haben, wie ich. Mein Herz, das sitzt nicht im Brustkasten, wie bei den anderen Leuten, das sitzt in der Hand, solange ich schmiede, und wenn ich fertig bin, dann sitzt's im Auge."

„Aber hast du denn die Freude am Schmieden verloren?" sagte der Färg-Petter nach einer Pause.

„Nein," antwortete der Schmied, „nein, ich hab' sie nicht verloren ... und bisweilen packt mich die Lust, einen neuen Leuchter in Angriff zu nehmen, ich hab' einen Einfall, und es ist mir, als müsse ich den Einfall auf dem Amboß aus dem glühenden Bandeisen heraushämmern, und es ist mir, als könn' ich nimmer ruhig sein, bevor das nicht geschehen sei. Aber wenn ich den Blasbalg ziehe und die Hämmer schon bereit liegen ... ja, dann denk ich auf einmal wieder daran, daß es doch keinen Menschen gibt, der das Ding haben will, wenn es fertig ist ... und dann laß ich das Feuer wieder kalt werden und häng die Hämmer wieder an ihren Platz ... Denn man will nicht unnütz sein ... Brot will gegessen werden ... und ein gut Stück Arbeit will gekauft werden. Das gäbe Lust zu neuem. Wasser, das fließt, ist rein und frisch; Wasser, das steht, beginnt zu faulen! Wechsel muß sein. Ein Gaul, der bloß im Stalle steht, wird siech und krank. Und wenn einer Mutter das Kind stirbt, das ihre Milch trinkt, wenn kein Mäulchen mehr an der Brust saugt, dann schrumpft die Brust ein ... und die Milch,

die zwei Jahre lang gereicht hätte . . . sie versiegt nach ein paar Wochen . . . und doch wäre die Kraft dagewesen, wenn nicht das Kind gestorben wäre . . . So wie der Mutter, so geht's mir!"

„Komm mit, Schmied," sagte der Färg-Petter, „ich seh', du paßt zu uns!"

„Wohin?"

„Zum Spel-Daniel, zum Pellas-Jerk und dann zum Pfarrer."

„Und du glaubst, daß das was helfen wird?"

„Hilft's nichts, so schadet's nichts."

„Ja . . . wenn du meinst, daß es was nützen wird, dann muß ich wohl kommen." Und er wusch sich Hände und Gesicht und zog die Sonntagskleider an.

Der Spel-Daniel stand vor seiner Hütte und starrte in den Himmel hinauf.

„Was suchst du dort oben, du Wolkengucker?" scherzte Färg-Petter.

„Hilfe," antwortete der Spel-Daniel ernst.

„Die suchen wir auch," fuhr der Färg-Petter fort, „und darum haben wir uns auf die Strümpfe gemacht. Wir sind auf dem Wege zum Pfarrer."

„Auch ich habe an den Pfarrer gedacht. Er ist Gottes Diener auf Erden. Aber dieser junge Pfarrer hat noch nie so gepredigt, daß ich Gott vernommen habe . . . und er sammelt Blumen in seine Schränke statt Seelen in das Himmelreich, das gefällt mir nicht . . . aber dennoch ist er Gottes Diener auf Erden . . . wenn er uns hilft, dann ist uns geholfen!"

Er schloß sich den anderen an. Dem Färg-Petter wuchs der Mut und die Zuversicht: „Jetzt sind wir schon vier ... bald sind wir fünf . . . dann kann uns der Pfarrer nicht widerstehen."

Der Pellas-Jerk saß in der großen Stube und schaukelte ein Mädchen auf den Knien.

Die vier Bittgänger grüßten und setzten sich umständlich und erst nach mehrmaliger Aufforderung auf der Bank und auf der Sitztruhe nieder. Sie wußten, was sich in einem alten, währschaften Hofe schickte.

Er ließ sich erzählen, warum sie ihn besuchten. Aber als sie ihn aufforderten, in ihrem Trüppchen der Fünfte zu sein, schüttelte er den Kopf.

„Versucht's," sagte er, „ich weiß auch nichts Besseres. Aber an einen Erfolg glaub' ich nicht. Der Pfarrer ist des Amerika-Johann Freund. Wundert mich nicht. Der Amerika-Johann hat ihm ja eine Kommunionkanne geschenkt, die gar prächtig glänzt, außen wie Silber und innen wie Gold. Und er hat ihm den Kirchenumbau versprochen. Und eine neue Schule. Ich kann mir nicht denken, daß euch der Pfarrer helfen wird. Niemand kann uns helfen. Das beste ist, man kümmert sich nicht um die neue Welt. So halt' ich's. Ich schließe mich auf meinem Hofe ein. Da bin ich Herr und Meister. Solange ich lebe, wird hier nichts geändert. Mögen die anderen tun, was sie wollen. Ich habe keine Macht über sie."

Die vier schwiegen geraume Zeit. Dann sagte der Färg-Petter entschlossen: „Und doch glaube ich, daß wir es versuchen wollen."

„Ja, das wollen wir," sagte der Schmied, „ich will meine Sonntagskleider nicht umsonst angezogen haben!"

* * *

Der Pfarrer befand sich in seinem Studierzimmer. Graubraune Löschblätter lagen überall herum, zusammen mit Notizpapieren und Etiketten und aufgeschlagenen Büchern. Mitten drin saß er, in Hemdsärmeln, und war vergnügt und froh. Vor ihm, auf weißem Papier, war eine große Seltenheit sorgfältig ausgebreitet: Epipogium aphyllum. Er war der erste, der sie in dieser Gegend Schwedens entdeckt hatte.

Er behandelte die großen, gelbweißen Orchideenblüten mit viel Liebe und Sorgfalt. Seine Bewegungen, die sonst etwas Müdes und Verdrossenes hatten, waren rasch und lebhaft und doch zart und vorsichtig.

Als es an die Tür klopfte, schaute er ärgerlich auf.

Die Haushälterin meldete vier Leute aus Äppelvik, die mit dem Herrn Pastor reden möchten.

Carlénius erhob sich, legte die kostbare Blume sorgfältig auf die Seite, zog seinen langen, schwarzen Rock an und gab der Haushälterin ein Zeichen, die unwillkommenen Störenfriede hereinzuführen.

Es verging einige Zeit, bis die vier in der Stube waren. Keiner wollte der erste sein. Aber der Pfarrer war ihnen mit gleichgültiger Freundlichkeit behilflich, so daß sie schließlich alle auf ihren Stühlen saßen, wenn auch auf der äußersten Kante.

„Da haben wir ja den Schmied von Äppelvik, nicht wahr?" begann Carlénius.

Der Schmied nickte eifrig.

„Und den Färg-Petter, wenn ich mich nicht irre?"

„Jawohl", antwortete der Färg-Petter so leise, daß man es kaum hörte.

„Und den Spel-Daniel, oder nicht?"

„Ja, aber ich spiele nicht mehr", gab der Geiger zurück.

„Und auch Stenbacks-Britta ist zu mir gekommen. Das ist nett!" Er klopfte ihr auf die Schultern. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schaute nach der Seite, wo die seltene Blume lag.

Es trat eine Pause ein. Die Bauern fühlten sich geschmeichelt, daß der Pastor ihre Namen kannte. Sie waren also keine Fremden für ihn. Und damit stieg auch die Hoffnung auf guten Rat und rettende Hilfe. Wenn es nur nicht so schwer wäre, das richtige Wort über die Lippen zu bringen.

Der Pfarrer hatte gelernt, daß man es mit den Bauern nicht allzueilig haben durfte. Er wartete geduldig, denn sein unfehlbares Gedächtnis hatte ihn in gute Laune versetzt. Es war seine starke Seite, dank dem Auswendiglernen so vieler hundert Pflanzennamen!

„Schönes Wetter“, sagte er schließlich.

„Ja, sehr schönes Wetter“, antworteten die drei Männer und atmeten auf und schauten aufmerksam durchs Fenster, als müßten sie nachsehen, ob dies auch wirklich der Fall sei.

Carlénius trommelte mit den Fingern auf den Tisch.

Da sagte Britta laut und deutlich: „Der Färg-Petter hat dir etwas zu sagen.“

Nun konnte der Maler nicht mehr anders. Er mußte seinen Mund auftun.

„Du mußt entschuldigen, daß wir dich stören, aber wir sind gekommen, um dich zu fragen, ob du uns nicht helfen kannst“, sagte der Färg-Petter.

„Dazu bin ich da, meine lieben Leute ... soweit es in meiner pfarrherrlichen Macht steht“, sagte Carlénius im Kanzelton, als wolle er den Pfarrer in den Vordergrund stellen und sich gegen alles verwahren, was etwa den Menschen in ihm anrufen könnte.

„Die Sache ist nämlich die,“ fuhr der Maler fort, „daß wir mit der gegenwärtigen Zeit nicht zufrieden sind.“ Die anderen nickten.

Carlénius mußte lächeln.

„Und da möchten wir dich bitten, daß du uns dazu verhilfst ... daß alles wieder so wird, wie es früher gewesen.“

Danke bestens, dachte der Pfarrer. Ein armes Pastorat, eine verfallene Kirche, keine rechte Schule, Not an allen Ecken und Enden ...

„Denn es ist eine schlimme Zeit angebrochen“, fuhr der Färg-Petter fort.

„Inwiefern denn, mein lieber Freund?“ fragte der Pfarrer.

„Man braucht bloß aufzuzählen, was geschehen ist, dann weiß man Bescheid. Der Stenbacks-Per ist von den Steinen erschlagen worden.“

„Das war ein Unglücksfall“, antwortete der Pfarrer.

„Modig hat sich aufgehängt.“

„Er muß krank gewesen sein.“

„Der Amerika-Johann hat einen Kaufladen eingerichtet.“

„Ihr könnt ihm dankbar sein dafür.“

„Dankbar? Und das Petroleum? Und die Kühe des Näs-Olle? Und sein Stall?“

„Seine Dummheit war daran schuld und nicht das Petroleum.“

„Und daß alle die alte Tracht weggeworfen haben?“

„Sie war unpraktisch und hatte sich überlebt.“

„Und daß man mit dem Spinnen und Weben aufgehört hat? Soll man auch dafür dankbar sein?“

„Nun kann man sich alle Stoffe und Decken billig kaufen.“

„Und daß man die Wandbetten herausgebrochen und verbrannt hat?“

„Sie waren ungesund und unsauber.“

„Und daß man die alten Malereien von den Wänden gerissen hat?“

„Sie waren gar nicht naturgetreu und zeugten von schlechtem Geschmack.“

Der Färg-Petter verstummte.

„Die Leute denken nur noch an Geld“, sagte der Spel-Daniel.

„Das schadet nichts. Eine wohlberechnete und vernünftige Pflege der irdischen Angelegenheiten steht dem Heile der Seele nicht im Wege.“

„Schon ist ein Sohn des Kvist-Pelle zum Dieb geworden.“

„Sein Vater war unvorsichtig."
„Der Lill-Daniel hat sich zu Tode gesoffen."
„Er war unverbesserlich."
„Und die vielen Auswanderer?"
„Es steht jedem frei, sein Vaterland zu wählen."
„Und daß der Wald verschwindet?"
„Der Wald ist da, um zu verschwinden."
„Und daß der Amerika-Johann die Bauern betrogen hat?"
„Er hat sie nicht betrogen. Er konnte nicht ahnen, daß das Wort ‚Wald' mißverstanden werden könne."
„Der Amerika-Johann ist also kein Schuft", rief der Färg-Petter aufgebracht, „und alles, was geschehen ist, ist recht und gut?"
Carlénius stand auf.
„Undank ist der Welt Lohn," antwortete er im Predigertone, „ihr solltet euch schämen, über euren Wohltäter zu schimpfen. Ja, Wohltäter. Früher stand der Wald, und das Dorf war in Armut. Jetzt fällt der Wald, und siehe da, das Dorf erblüht. Statt unnütz zu verfaulen, gibt der Wald auf einmal Nahrung, Kleidung und Obdach, und irgendwo, weit weg, vielleicht in England, vielleicht in Frankreich, wo sie kein Holz haben, baut er Möbel und Häuser. Mögen Tausende von Bäumen sterben, damit wir Menschen leben ... Aus dem Walde ist eine Quelle des Segens geworden. Früher gab es Hungersnöte. Da aß man die Rinde und ließ das Holz stehen. Von nun ab aber wird es keine Hungersnot mehr geben, denn das Holz ist zu Brot geworden. Mag die Rinde verfaulen. Und diese segensreiche Veränderung habt ihr dem Amerika-Johann zu verdanken. Er hat dem wertlosen Walde einen Wert gegeben. Nehmt euch an ihm ein Beispiel. Das ist einer, der für das Wohl der Allgemeinheit arbeitet. Solche Männer tun uns not."

Die vier hatten stillschweigend zugehört. Ihre Mienen waren verschlossen. Sie saßen noch eine kleine Weile auf ihren Stühlen, ohne etwas zu sagen. Dann standen sie langsam auf und gaben dem Pastor die Hand. „Leb wohl," murmelten sie der Reihe nach und gingen.

„Bauernpack," sagte Carlénius zu sich selber und zog seinen langen Rock wieder aus, „will nichts von Fortschritt und Kultur wissen. Alles soll still stehen. Lieber zurück als vorwärts. Jammert, statt sich über die neue Zeit zu freuen, wo man aus dem Urwalde endlich in die Zivilisation gekommen ist. Wo Uppsala nicht mehr so fern ist, wo man nicht mehr wohnt, wie auf dem Monde, wo die große Welt ihren Atem bis zu uns, den halbwilden Hinterwäldlern, schickt. Ging's nach ihnen, so hätt' ich noch lange auf eine neue Kirche und neue Schulhäuser warten müssen. Gott sei Dank, daß der Amerika-Johann gekommen ist. Bald brauch' ich mich meines Pastorats nicht mehr zu schämen, wenn ein Amtsbruder bei mir einkehrt."

Der Pfarrer wandte sich wieder seinem Epipogium aphyllum zu.

Die Äppelviker aber hatten keinen Lobgesang auf den Lippen. „Gras und Kräuter sucht er," schimpfte der Färg-Petter, „kein Mensch weiß warum. Nicht um Krankheiten zu heilen, oder um wohltuende Salben auf Wunden zu legen. Das ist ein unnützes Tun. Als ob es nicht seine Aufgabe wäre, sich um die Menschen zu kümmern. — Aber man kann nicht mit ihm reden. Siehst du, Schmied, es ist gerade so, wie wenn du einen Hund hast, und der Hund sagt etwas, aber du verstehst nicht, was er sagt, denn er spricht eben eine andere Sprache als du ... so ist es auch mit dem Pfarrer, wenn er uns reden hört: er versteht uns nicht."

Sie gingen schweigend weiter. Als sie sich zum Abschied die Hände reichten, da öffnete der Spel-Daniel

den Mund und sagte feierlich: „Ihm fehlt die Liebe, und solange ihm die Liebe fehlt, kann er keinem Menschen helfen."

* * *

Der Spel-Daniel las in der Bibel. Und wenn er nicht in der Bibel las, dann betete er. Er hoffte auf Gott.

Der Schmied griff wieder seine gewohnte Arbeit an. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Die Kammer aber, in der alle die unverkauften Dinge lagen, verschloß er. Und nach einem halben Jahre hatte er vergessen, wo der Schlüssel lag!

Stenbacks-Britta führte noch einige Wochen lang ihr Einsiedlerleben weiter. Dann aber hielt sie es nicht mehr in der Stube aus. Sie mußte wieder Wiesenluft atmen und den Sonnenschein auf den Händen spüren. Sie mußte wieder mittun beim Heuzusammenrechen und beim Kornaufnehmen. Da sie sich aber vor dem Ausgelachtwerden fürchtete, kaufte sie sich neumodische Kleider, wie sie die anderen trugen. Und da man sie immer noch verspottete, der alten Bleifenster wegen, kaufte sie große Fensterscheiben. Warum lachten denn die Leute immer noch über Britta? Ach man lachte, weil sie die alten Webereien und Bilder an den Wänden hatte, und die alten Möbel nicht in den Schuppen getragen oder verbrannt hatte. Da gab sie ihr letztes Geld aus und kaufte sich neue Möbel und Tapeten und auch eine Katze aus Gips und eine Vase aus dünnem Glas, auf der die Stadt Stockholm zu sehen war. Die Möbel aber und die Bilder und die Webereien, die Bleifenster und alle Kleidungsstücke, die zur alten Tracht gehörten, die trug sie auf den Boden. Und wenn sie schon froh war, daß sie nicht mehr ausgelacht wurde, und daß sie leben durfte wie ein gewöhnlicher Mensch, so geschah es doch oft, daß die Sehnsucht nach den alten Dingen sie gar hart ankam. In solchen Zeiten

reute es sie, daß sie sich zwischen fremde Dinge gesetzt hatte, in fremden Kleidern ging und durch große Fenster auf die Straße sah. Um sich zu trösten, stieg sie auf den Boden und beschaute die alte Tracht, die an einer Stange hing, und küßte das Mieder und küßte die Haube und weinte bitterlich. Und sie setzte sich in einen alten Stuhl und fühlte sich wieder zu Hause. Und sie betrachtete die Bleifenster und auch die Stickereien und Webereien und Bilder, die der Färg-Petter gemalt hatte. Und des Abends, wenn sie keinen Besuch erwartete, dann kleidete sie sich in die alte liebe Tracht und saß dort oben in der Finsternis wohl stundenlang und wagte es nicht, ein Licht anzuzünden, aus Furcht gesehen zu werden.

Der Färg-Petter hatte den Kopf hängen lassen. Das Malen war seine Freude gewesen. Wenn er nicht mehr malen durfte, dann hatte er keine Freude mehr.

In seiner Hütte war jedes verfügbare Plätzchen bemalt. Das hatte er schon in seiner Jugend getan.

Gab es denn wirklich keinen Menschen mehr, der eine Wand hatte oder ein Kästchen, eine Uhr, eine Türe, einen Wagen, einen Schlitten, eine Hochzeitskiste, oder nur eine kleine Spanschachtel wenigstens, die er bemalt haben wollte?

Denn das Zicklein muß hüpfen und der Vogel muß fliegen und der Färg-Petter muß malen.

Aber da wurde er auf einmal von einer großen Hoffnung erfüllt, denn das neue Schulhaus hatte viele große Wände, die doch sicher nicht weiß gelassen werden konnten. Denn die Kinder haben Blumen und Bilder gern, und ihr Anblick macht sie froh. Wenn sie aber den ganzen Tag auf eine weiße Wand hinstarren müssen, dann werden sie mißmutig und dumm.

Und er ging hin und erbot sich, alle Wände voll Blumen und Bilder zu malen, und es solle die Schule keinen Pfifferling kosten.

Aber man lachte ihn aus und sagte, daß man die Kinder nicht zur Lüge und zur Unwahrheit und zum Gefallen an Flunkereien erziehen wolle, das tue in der gegenwärtigen Zeit nicht gut, und eine weiße Wand sei das beste, denn sie wirke nicht zerstreuend und gebe der Phantasie keinen Anlaß zu Seitensprüngen.

Er nahm sich vor, in die Welt hinauszuwandern, aber man sagte ihm, daß es draußen noch schlimmer sei. Und wenn er sich daran erinnerte, daß der Amerika-Johann von dorther gekommen war, so glaubte er es ohne weiteres.

Und er saß vor seiner Hütte und sah zum Himmel auf und jammerte, daß es keinen Fleck mehr gebe auf Gottes Erdboden, worauf er seine Blumen malen dürfe. Und der Himmel war lang und breit und tief und hatte viel Platz in seiner Kuppel, die zur Rechten auf einem Berge stand und zur Linken auch.

Und er dachte: Ach wenn ich nur den Himmel vollmalen dürfte, wieviel Platz wäre da nicht für Blumen und Bilder, ich hätt' für mein ganzes Leben lang genug zu tun. Aber mein Arm ist zu kurz, ich reich auch mit dem längsten Pinsel nicht hin, und der Herrgott hat die Arbeit schon besorgt. Und gar nicht so übel, obwohl ich dort oben noch nie so lustige Blumen gesehen habe, wie ich sie hinmalen könnte.

Und als er genug in den Himmel geschaut hatte, schaute er wieder auf die Erde, wie es dem Menschen geziemt. Da wußte er plötzlich, was er bemalen konnte. Denn die Erde läßt einen nie im Stich,

Hatte er nicht eine graue Hütte und einen Stall mit einem Kühlein und ein Holzhaus und auch noch ein anderes kleines Häuschen, von dem man nicht gerade mit dem Pfarrer spricht und das doch auch wichtig ist und gar nicht zu verachten, wenn man bedenkt, daß nichts auf Erden unnütz ist und alles seinen Sinn und seinen Zweck hat.

Und außer diesen vier Dingen besaß er auch eine Wiese bis zur Landstraße hin, mit zwei krüppligen Apfelbäumen und vielen großen Steinen.

Wieviel war da nicht zu bemalen!

Und von dem Tage an ward er wieder seines Lebens froh und malte vom Morgen bis zum Abend. Und wenn man bedenkt, daß Sommers über die Tage so lang sind, daß die Nacht kaum mehr dazwischen Platz hat, so wird man begreifen, daß es nicht wenig war, was er zusammenmalte.

Jedes Häuslein wurde rot. Das war Gesetz und festgewachsen in ihm von alters her. Aber jeder Balken kriegte auf dem roten Grunde noch seine besonderen Blumen hinzu, so daß die Leute die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, wenn sie vorübergingen und die bunten Guirlanden sahen, die der Färg-Petter um sein armseliges Haus gewunden hatte, und auch um das kleine übelberüchtigte Häuschen, was sie am merkwürdigsten dünkte.

Und dann nahm er Bürste und Wasser und wusch die großen grauen Steine rein, so daß alle Flechten von ihnen abfielen. Und dann bemalte er jeden mit einer starken Farbe. Und auf dem roten und blauen oder grünen Grund oder auch auf dem gelben setzte er seine Blumen und biblischen Figuren hin, je nachdem sie Platz hatten.

Als das die Leute sahen, schüttelten sie die Köpfe und schlugen verwundert die Hände zusammen und deuteten vielsagend auf die Stirne.

Der Färg-Petter aber, der ausgesehen hatte, als sei er schon hundert Jahre alt, legte auf einmal einige zwanzig Jahre ab, so daß man ihn kaum wieder erkannte.

Und als er die Steine bemalt hatte, so daß kein graues Fleckchen übrig geblieben war, nahm er die Bäume in Arbeit. Und jeder Stamm bekam seine Farbe und jedes

Blättchen seinen Klecks, daß man glaubte, man sei in einem Zaubergarten.

Die Leute standen eine halbe Stunde lang still, wenn sie vorübergingen und trauten ihren Augen nicht. Schließlich aber mußten sie doch daran glauben, daß es Wirklichkeit sei und brachten den staunenden Mund kaum wieder zu. Und als sie ihn endlich wieder zugebracht hatten, sagten sie leise und wie verstört: „Der Färg-Petter ist verrückt."

Der Bildermaler aber legte wieder zwanzig Jahre von sich ab und sah nun beinahe schon so aus, wie es seinem richtigen Alter entsprach.

Und dann zog er sein Kühlein aus dem Stall ans Sonnenlicht, und das Kühlein war blütenweiß, denn er hatte immer auf Reinlichkeit gehalten, und sein Stall war sauberer als manche Wohnstube. Und das blütenweiße Kühlein sah er lange prüfend an und überlegte sich zur Genüge, wie er die Blumen auf seinem Leibe verteilen müsse, damit sich alles am besten ausnehme. Und dann warf er dem Kühlein das beste Heu unters Maul und pinselte ihm die Blumen auf den Leib, wie er es sich ausgedacht hatte, oben und unten, auf beiden Seiten und vorn und auch hinten.

Und als die Leute das bemalte Kühlein sahen, da atmeten sie auf wie erlöst und lachten über das ganze Gesicht und sagten laut: „Er ist verrückt geworden, hol's der Teufel, er ist verrückt geworden!" Und sie schlugen sich aufs Knie, so lustig dünkte sie das, und lachten drauf los, daß es ihnen im Magen weh tat. Und von da an nannten sie ihn nur noch den Narren-Petter!

Der aber hob die Schultern wieder um ein beträchtliches und wischte ein paar Falten aus der Stirn, und so jung sah er aus, daß man ihn für viel jünger hielt, als er eigentlich war, und glauben mußte, der Pfarrer habe anno dazumal beim Schreiben des Geburtsscheines einen Jahreszahlfehler gemacht.

Weil aber Wind und Wetter stets fest an der Arbeit waren, die bunten Blumen und biblischen Figuren auf Balken und Steinen und Baumstämmen wegzuwaschen, und auch das Kühlein seines Farbenschmuckes nicht sehr achtete, sondern sich in den Mist legte wie zuvor, besonders hinten, so hatte der Färg-Petter genug zu tun, all das Beschädigte mit Neubemalen zu verbessern.

Und das erhielt ihn jung und froh.

ACHTES KAPITEL.

Wie schön, daß ich damals nicht gestorben bin", sagte der Hol-Matts zu sich selber. Mit dem Damals meinte er einen Wintertag vor zweiundzwanzig Jahren, da er mit Pferd und Schlitten und einer Fuhre Kalk durchs Eis gebrochen war und bei dreißig Grad Kälte zwei Stunden lang im See gelegen hatte, und merkwürdigerweise und ganz unverhofft schließlich doch noch mit dem Leben davongekommen war.

Er stand in der großen Stube und schaute befriedigt auf die Tapeten, die die Wände bekleideten, auf das Eckschränkchen, das hübsch braun bemalt worden war und kein einziges Blümlein mehr zeigte, auf seine Frau, die am Kochherd hantierte, und auf die drei Buben, die in einer Ecke saßen und in zerfetzten Büchern studierten.

Und zur Freude, die ihm die Augen gaben, fügte er noch die hinzu, die sein Gedächtnis barg als wohlgehütete Erfahrung und Gewißheit und Zuversicht, und da bedeutete ihm dies alles zusammen so viel Glück, daß er sich Größeres und Reicheres gar nicht mehr zu wünschen vermochte. Denn er dachte an das Geld, das sicher verwahrt auf der Bank lag im Kirchdorfe und jedes Jahr sich ganz von selbst um ein beträchtliches vermehrte, gerade so, als ob die Geldstücke Eier legen könnten, nicht nur die Hühner, sogar im Winter, wozu die Hühner nicht gescheit genug waren. Und er dachte an den sicheren Verdienst, den ihm der Wald einbrachte, wenn der Schnee lag. Denn mit dem Amerika-Johann war man wieder gut Freund geworden, trotz dem Mißverständnis in bezug auf den „Wald". Man hatte die Aussichtslosigkeit und Unvernünftigkeit eines Prozesses eingesehen und sich er-

geben oder widerwillig in das geschickt, was nicht mehr zu ändern war.

Sein Ältester hob den Kopf.

„Vater," fragte er, „weißt du, wo Persien liegt?"

„Was?"

„Persien!"

Der Hol-Matts dachte nach. Wo Äppelvik lag, das wußte er. Es lag mitten in der Welt drin auf einer Anhöhe mit dem See vor sich und dem Walde hinter sich und neben sich. Auch wo das Kirchdorf lag, wußte er. Dort stand ja die Kirche. Auch wo Stockholm lag, wußte er. Dort wohnte der König. Wo Amerika lag, wußte er nicht. Aber er wußte wenigstens, daß es ein Land gab, das Amerika hieß. Persien aber? Das mußte etwas Neumodisches sein.

„Nein," sagte er und lachte gutmütig, „es will mir gerade jetzt nicht einfallen, wo Persien liegt."

Auch die Mutter am Kochherd lachte. Sie war stolz darauf, daß sie einen Buben hatte, der wußte, wo Persien liegt.

„Die Welt wird immer größer," sagte der Hol-Matts zu sich selber, „bald ist sie so groß, daß für den Himmel kein Platz mehr übrig bleibt."

Nach einer Weile fragte der Zweitälteste: „Kannst du deinen Namen schreiben?"

„Ja, das kann ich." antwortete Hol-Matts und nahm einen Bleistift und schrieb langsam und mit großer Mühe seinen Namen in steifen Zügen auf den weißen Rand einer Zeitung.

Seine Buben schauten ihm über die Schulter.

Und der Zweitälteste nahm dem Vater den Bleistift aus der Hand und schrieb seinen Namen dreimal hintereinander, und das ging so schnell und flink und die Schriftzüge saßen so sauber und regelmäßig, daß sich Vater und Mutter vor Bewunderung nicht zu helfen wußten.

„Kannst auch du deinen Namen schreiben?" fragte dann der Zweitälteste die Mutter. „Nein, das kann ich

nicht," sagte sie offen heraus und lachte ob der Zumutung, „ich bin nie in die Schule gegangen."

Und wieder nach einer Weile fragte der Jüngste: „Vater, weißt du, was dreimal siebzehn ist?"

„Ja, das weiß ich," antwortete der, „ich muß es nur zuerst ausrechnen." Und er nahm den Bleistift wieder in die ungelenken Finger und drehte die Zeitung herum, bis der breiteste weiße Rand vor ihm lag.

„Kannst du das nicht im Kopfe ausrechnen?" fragte der Jüngste.

„Nein, das kann ich nicht," antwortete der Vater, „die Zahlen haben keinen Platz in meinem Kopfe . . . ich hab' so vieles andere darin."

„Und du, Mutter?" fragte der Jüngste.

„Gott bewahre mich," antwortete sie, „ich bin doch keine Hexe!"

„Dreimal siebzehn ist achtundfünfzig", deklamierte der Jüngste überlaut.

„Ja, die Schule, die Schule", sagte der Hol-Matts und staunte ihn an.

„Ihr könnt mir dankbar sein, daß ich euch in die Schule schicke," fuhr er nach einer Weile fort, „das Geld reut mich nicht, weiß Gott!"

Die drei Buben saßen wieder schweigend über ihren Büchern. Als aber die Mutter den Jüngsten hinausschickte, um Holz zu holen, gingen die anderen mit. Und im Holzhause sagte der Jüngste zu seinen Brüdern: „Denkt, wie dumm sie sind!"

„Ja, aber dreimal siebzehn ist einundfünfzig", sagte der Zweitälteste.

„Das haben sie nicht gemerkt," sagte der Älteste, „so dumm sind sie . . . und doch verlangen sie, daß wir ihnen gehorchen!"

* * *

Jener, dem es der Hol-Matts verdankte, daß er Geld auf der Bank hatte, einen ansehnlichen Winterverdienst dazu, und seine Kinder in eine gute Schule schicken konnte, stand mitten im Kampfe um Macht und Gewinn. Wie ein Feldherr seine Truppen aufmarschieren läßt, Division um Division, so rückte der Amerika-Johann mit seinen Hilfsmitteln vor, um auf dem großen Schlachtfelde des Weltmarktes mittun zu können.

Er setzte ein Dampfschiff auf den See. Es war nicht eines von den neuen, die die Triebkraft hinten hatten. Es war aus der Konkursmasse einer verkrachten Schiffahrtsgesellschaft gekauft worden und schon ziemlich ausgeleiert. Aber es war immerhin ein Dampfschiff und erfüllte seinen Zweck, und für die Bauern war es auf alle Fälle das Merkwürdigste und Seltsamste, das sie noch jemals gesehen hatten, die Arche Noah sogar konnte nicht dagegen aufkommen. Als dieser eiserne Kasten dahergeschwommen kam, mit Rauch und Dampf, ganz gleich, ob der Wind von hinten bließ oder von vorn, und seine zwei Mühlräder ins Wasser schlagen ließ, da sperrten sie das Maul auf, daß das Dampfschiff geradewegs hätte hineinfahren können, wenn es gewollt hätte.

Er ließ mächtige Baumstämme mit starken Eisenringen aneinanderhängen. Diese lange, lange Baumstammgliederkette wurde in den See gelegt, in Form einer großen Schleife, daß sie einer riesigen, glitzernden Seeschlange glich. Hunderte von Hölzern wurden in diese Schleife hineingetrieben und von ihr umfaßt, die Schleife geschlossen, mit einem dicken Drahtseil hinten an das Dampfschiff gehängt, und von ihm wie eine große schwimmende Insel über den See geschleppt. Die Bauern, die am Ufer standen und dem seltsamen Schauspiele zusahen, beugten sich vor Verwunderung soweit vor, daß sie bei einem Haar ins Wasser fielen.

Der Amerika-Johann war zufrieden, nicht nur mit den

andächtig staunenden Mienen der Äppelviker, sondern auch mit seinen Erfolgen draußen auf dem Weltmarkte.

Wenn man ihn nur sein Schäfchen im Frieden scheren ließ. Mehr begehrte er nicht.

Aber bald zeigte es sich, daß das zuviel verlangt war.

Hier oben am See war er der erste gewesen. Aber er sollte nicht der einzige bleiben, der dieses Amerika entdeckte.

Denn ein Rausch und ein Taumel war über die großen Wälder hinweggebraust, landauf, landab. Die Bäume waren niedergemäht worden wie Gras. Jetzt ging an den Flüssen und in der Nähe der Eisenbahnen den Äxten und Sägen das Futter aus. Die Holzexportfirmen mußten weiter in die Wälder hineingreifen. Mächtige Aktiengesellschaften rückten auch an seinen See hinauf.

Von nun an handelte es sich nicht mehr bloß um einen Kampf gegen den Widerstand der toten Dinge, der mit Scharfsinn und verbesserten Werkzeugen und neuen Maschinen und Methoden überwunden werden mußte. Jetzt handelte es sich auch um einen Kampf gegen die heimtückische Macht seiner Konkurrenten, die ihre Hände auf allen Wald legten, der ihnen erreichbar war, und ihn eng und immer enger einschlossen.

Auch ihn wollten sie zum Losschlagen seines Waldes zwingen. Sie duldeten keine selbständigen Waldhändler zwischen sich. Sie hatten die verschiedenen Waldgebiete auf der Karte untereinander verteilt. Wer sich nicht freiwillig fügte, wurde durch Gewalt dazu gezwungen.

Der Amerika-Johann hatte es im Besonderen mit der Svartforsaktiengesellschaft zu tun. Das war eine Macht, der schon Größere zum Opfer gefallen waren als er. Aber er ergab sich nicht aufs mal.

Sie erschwerten ihm das Flößen, sie drückten die Preise. Sie erhöhten die Arbeitslöhne. Sie untergruben seinen Kredit, zwangen Banken, die ihm Geld geliehen hatten, ihm ihre Guthaben zu kündigen.

Der Amerika-Johann hatte sich für keinen schlechten Spitzbuben gehalten. Nun mußte er die unliebsame Erfahrung machen, daß die Herren von der Svartforsaktiengesellschaft keine geringeren Spitzbuben waren, obwohl sie das lehrreiche Land hinter dem großen Wasser nie gesehen hatten.

Sie taten alles, um ihn an die Wand zu drücken.

Aber er half sich, so gut er konnte. Er strengte seinen Kredit aufs Äußerste an. Er gewann eine ganz erstaunliche Geschicklichkeit darin, am Abgrunde der Termine und Verfalltage entlang zu balanzieren, ohne den Halt zu verlieren. Er wurde um so kaltblütiger, je brennender sich die Frage seiner Existenzmöglichkeit gestaltete.

Nach wie vor schwammen seine Baumstämme in den See hinunter und vom See in den Fluß und weiter bis ans Meer. Auch er hatte die Preise hinuntergesetzt, so daß er die Abnehmer nicht verlor, und die Arbeitslöhne erhöht, um nicht seiner Arbeiter verlustig zu gehen. Vergeltungsmaßregeln beantwortete er mit empfindlich schädigenden Gegenmaßregeln. Hinterlistige Anfeindungen rächte er auf womöglich noch hinterlistigere Weise. Es war ein stiller, heimlicher Kampf bis aufs Messer.

Aber trotz allen seinen Sprüngen und Finten und trotzdem, daß er anfänglich im Vorteile war, insofern nämlich die anderen den Wald dreimal so teuer kaufen mußten, als er es seinerzeit getan hatte, so wurde doch seine Lage zusehends schlimmer, denn seine Konkurrenten verfügten über einen nie versagenden und nie versiegenden Zufluß an Geld.

Oh, wie die Bauern lachen würden, wenn er ins Wackeln kam und fiel. Wenn er nicht bald einen Ausweg fand, so war's um ihn geschehen.

Zum Teufel noch einmal, es mußte eine Rettung geben, er wußte es, immer gab es eine Rettung, man mußte sie bloß zu finden wissen.

Er mußte seinem Holzexporte irgendwie auf die Beine helfen. Aber auf welche Weise? Den Preis noch mehr herunterdrücken? Nein, das ging nicht.

Aber wie wäre es mit Brettern? Ja, mit Brettern. Wahrhaftig, Bretter konnten ihn retten. Wenn er eine Dampfsägemühle baute und einen Teil seiner Baumstämme in Bretter verwandelte, dann kam er obenauf. Auf diesem Gebiete gab es noch keine Konkurrenz. Der Absatz würde keine Schwierigkeiten machen.

Denn auf den Bauernhöfen des Kirchspiels war eine gewisse Wohlhabenheit eingekehrt. Die Kaufkraft hatte sich bedeutend gehoben. Kleidertracht und Lebenshaltung hatten sich verändert. Nur die Häuser, die armseligen, plumpen Blockbauten, waren sich gleich geblieben. Es handelte sich also bloß darum, auch auf diesem Gebiete ein neues Bedürfnis zu wecken, dann hatte eine Dampfsägemühle auf Jahre hinaus genügend zu tun. Er konnte darauf schwören, daß er den Bauern nur ein neues Haus vor die Nase zu stellen brauchte — ein Haus aus gespundeten Brettern — um sie alle miteinander zum Nachahmen zu veranlassen. Vielleicht ließ sich auch mit der Zeit eine bescheidene Bautischlerei damit verbinden — Arbeitskräfte gab es ja in Hülle und Fülle und auch die nötige Schreinerfertigkeit war vorhanden. Dampfsägemühle und Export konnten sich auf höchst angenehme Weise in die Hände arbeiten. Wenn er zwei Eisen im Feuer hatte, dann brauchte er die Svartforsaktiengesellschaft nicht mehr zu fürchten.

Der Amerika-Johann reiste ans Meer hinunter und studierte die großen Sägewerke. Er unterhandelte mit Maschinenfabriken und ließ sich Kostenanschläge unterbreiten. Alles was er in Erfahrung bringen konnte, sprach für die Einträglichkeit eines solchen Unternehmens.

Aber als er das Geld beschaffen wollte, stieß er auf Schwierigkeiten. Das Geld war teuer geworden. Und

man ließ ihn merken, daß man seine Lage nicht für unbedenklich halte: Die Überlastung seines Waldbestandes mit Schulden ... die Konkurrenz, die böse Konkurrenz, und dann die Veränderlichkeit des Weltmarktes ... diese plötzlichen unvorhergesehenen Preisstürze ... einmal in Frankreich ... einmal in England ... Diese Krisen, niemand wisse warum ... nein, man sei gezwungen ... man sei durch schlimme Erfahrungen leider in die Notwendigkeit versetzt, bei der Unterbringung von Kapital auf dem Gebiete der Holzwarenindustrie vorsichtig zu sein ... sehr vorsichtig ... äußerst vorsichtig ... wie gesagt ... die Veränderlichkeit des Weltmarktes ... diese plötzlichen unvorhergesehenen Preisfälle ... einmal in Frankreich ... einmal in England ...

... Und die Krisen, sagte der Amerika-Johann zu sich selber.

Überall erhielt er denselben Bescheid. Wenn das die Bauern wüßten.

Aber auf einmal fiel ihm ein, daß es gerade die Bauern waren, die ihm aus der Klemme zu helfen vermochten. Denn die Bauern hatten Geld. Er konnte ja bei den Bauern Geld leihen. Oder besser noch: Er mußte sie dazu bringen, daß sie mit ihm zusammen eine Aktiengesellschaft gründeten. Dann lief er keine Gefahr. Dann konnte er ihnen sein Holz so teuer wie möglich verkaufen. Und in seiner Stellung als Direktor würde er immer Gelegenheit finden, dies oder jenes auf die Seite zu schaffen. Ging die Dampfsägemühle gut, dann konnte er mitverdienen, ging sie schlecht, so mußten eben die Bauern die Zeche bezahlen.

Und er begann zu rechnen: Die Äppelviker hatten zusammengenommen sicher Zehntausend auf der Sparbank.

Und die von Björken wohl ebensoviel.

Das waren schon zwanzigtausend. Und dann das Kirchdorf ... und drei, vier andere Dörfer dazu, die in der

Nähe lagen ... wenn er die Bauern für die Dampfsägemühle zu interessieren vermochte ... wenn er sie dazu bringen konnte, ihr Geld, oder wenigstens einen Teil ihres Geldes, in Aktien anzulegen, dann war die Dampfsägemühle so gut wie gebaut ... Aber es würde seine Schwierigkeiten haben, den Bauern das Geld aus den Händen zu locken ... Schon die Bank hatte es nicht leicht gehabt ... Einem Silberstück oder einer Banknote, die sie daheim in einer Kiste verwahrten, trauten die Bauern mehr als einem Papiere, auf dem geschrieben stand, daß man soundsoviel besitze. Was nicht zu greifen war, hatte es schwer, ihr Zutrauen zu gewinnen. Aber der Amerika-Johann ließ sich nicht abschrecken.

Von da an sah man ihn fleißig in den Höfen einkehren. Er suchte überall dasselbe. Er sprach überall dasselbe, wenigstens dem Sinne nach.

Da setzte er sich beispielsweise beim Hol-Matts bequem in den nächstbesten Stuhl, schwieg und schaute sich um, wie es Brauch war, äußerte dann einige einleitende, schmeichelhafte Worte über den musterhaften Zustand des Hofes, „wahrhaftig, musterhaft in jeder Beziehung", sprach auch etliches vom Wetter, gab einige Prophezeiungen über die Ernteaussichten zum besten ... ganz unmaßgebliche Prophezeiungen natürlich ... er selbst beschäftige sich ja nicht mehr mit der Landwirtschaft ... und der Hol-Matts als alter Bauer werde wohl am besten wissen, was man von diesem Sommer zu erwarten habe ...

„Hm, ja, nicht wahr?" wandte er sich aufmunternd an den schweigenden Bauern.

„Ja — ha", antwortete der Hol-Matts und erklärte des langen und breiten, daß, wenn das Wetter sich nicht ändere ... wenn die Trockenheit nicht allzu groß werde ... wenn es nicht regne, bevor ... aber auch nicht erst, wenn ... daß man dann eben den Umständen nach dies

und jenes zu erwarten hätte ... In seinem Herzen aber dachte er so wenig an die Ernteaussichten wie der Amerika-Johann. Was sie zusammen sprachen, war wie die Musik in einem Theater, bevor der Vorhang aufgeht.

„Was mag er wohl im Sinne haben?" dachte der Hol-Matts.

Nun hielt der Amerika-Johann die Zeit für gekommen, um mit raschen Sätzen auf sein Thema loszugehen.

„Geld ist etwas Schönes, nicht wahr?"

„Nun, das will ich meinen," antwortete der Hol-Matts, sah aber dabei aus, als kenne er das Geld nur vom Hörensagen.

„Du hast wohl auch welches?"

„Ach, es ist nicht der Rede wert." Es klang wie ein Seufzer. Ein mildtätiger Mensch würde sich versucht gefühlt haben, in den Beutel zu greifen.

„Na, na," sagte der Amerika-Johann grinsend, „so arm bist du nicht, du hast zweitausend auf der Bank!"

Hol-Matts sah so erstaunt aus, als kriege er ein Geschenk.

„Ich? Woher weißt du das?" fragte er.

„Von der Bank!"

Da ergab sich der Hol-Matts. „Du bist nicht dumm, du," sagte er und lachte.

„Nein, glücklicherweise nicht, sonst wär' ich schon lange gestorben," antwortete der Amerika-Johann.

Sie lachten beide eine geraume Weile — der Hol-Matts, um sich von der Überrumpelung erholen zu können, der Amerika-Johann, um nicht allzu zudringlich zu erscheinen.

„Von der Bank kriegst du jedes Jahr einen bestimmten Zins, nicht wahr?" fragte der Amerika-Johann, nachdem sein Gegenüber mit dem Lachen aufgehört hatte.

„Ja," antwortete der Hol-Matts, sobald er die Frage gewissenhaft geprüft und nichts Hinterlistiges darin gefunden hatte.

„Wenn du nun aber in einer anderen Bank doppelt soviel Zins kriegen könntest, was würdest du da tun?"

„Hm ... ja ... in diesem Falle würde ich wahrscheinlich ... ich kann mir wenigstens denken, daß ich ... das heißt, natürlich nur, wenn es eine sichere Bank ist ..."

„Was denn?"

„Ja eben ... wie gesagt ..."

„Du hast ja noch gar nicht gesagt."

„Nicht? Red' ich nicht die ganze Zeit?"

„Aber du hast meine Frage immer noch nicht beantwortet ..."

„Nicht? Das wäre merkwürdig! Tu' ich denn etwas anderes, als deine Fragen beantworten? He?"

„Hol-Matts, du bist nicht vor Gericht, und ich habe nichts Schlimmes im Sinn ... Antworte kurz und bündig: Was würdest du mit deinem Gelde tun, wenn du in einer anderen Bank doppelt so viel Zins kriegen könntest?'

„Muß ich antworten?" fragte der Hol-Matts.

„Du bist lächerlich," schimpfte der Amerika-Johann und erhob sich und stellte sich ans Fenster.

Sie schwiegen beide.

Dann kam die Frage: „Gibt's eine solche Bank?"

Der Amerika-Johann schaute zum Fenster hinaus und schmunzelte. „Natürlich," antwortete er gleichgültig.

„Natürlich?" stotterte der Hol-Matts verwundert, „wo denn?"

„Kommt's dir endlich?" sagte der Amerika-Johann und drehte sich um.

„Wo ist diese Bank?"

„Hier!" und der Amerika-Johann zeigte mit dem Finger auf sich selber.

Der andere starrte ihn verständnislos an.

„Paß auf," sagte der Amerika-Johann und setzte sich wieder auf seinen Stuhl, „wenn einer ein Haus bauen will, so braucht er Geld. Begreifst du das?"

„Ja."
„Wenn er nicht genug Geld hat, so muß er leihen . . ."
„Ja."
„Er geht also zu seinem Nachbar und leiht Geld . . ."
„Nein, das tut er nicht," sagte der Hol-Matts und lachte.
„Was tut er denn?"
„Er geht auf die Bank . . ."
„Du hast recht. Er geht auf die Bank. Nehmen wir an, daß ich Geld brauche . . ."
„He . . . du . . . du hast genug Geld," der Hol-Matts lachte.
„Wenn du hundert Kühe kaufst, so bist du ebenso reich wie jetzt . . . aber du hast doch kein Geld!"
„Das stimmt."
„Mein Geld liegt im Walde. Will ich also eine Dampfsägemühle bauen, so muß ich Geld leihen."
„Eine Dampfsägemühle?"
„Ja, eine große Einrichtung mit vielen Sägen und Hobeln, die von selber hin und her gehen, ein Sägewerk, wie man es da und dort an den Flüssen gebaut hat, nur viel größer. Und das soll die feinsten Bretter liefern, die es gibt. Aber der Bau kostet ungefähr dreißigtausend Reichstaler, vielleicht auch mehr. Ich gehe also auf die Bank und sage: Soundsoviel möcht' ich gerne leihen. Wozu? fragt die Bank? Um eine Dampfsägemühle zu bauen, antworte ich. Aha, sagt die Bank, da haben wir nichts zu riskieren. Das ist ein Unternehmen, das einen guten Gewinn abwirft. Und das Geld steckt in den Gebäuden. Das ist genügend Sicherheit. So sagt die Bank . . . Begreifst du das?"
„Ja."
„Für das geliehene Geld muß ich natürlich einen bestimmten Zins bezahlen."
Der Hol-Matts nickte.

„Weißt du, wieviel Prozent ich bezahlen muß?"
„Nein, das weiß ich nicht."
„Sechs, vielleicht auch sieben ... und wieviel kriegst du von der Bank?"
„Dreieinhalb."
„Weißt du, was das für Geld ist, das mir die Bank leiht?"
Der Hol-Matts schüttelte den Kopf.
„Es ist dein Geld."
„So?"
„Ja, es ist das Geld, das du auf die Bank getragen hast .. und das die anderen auf die Bank getragen haben ... dasselbe Geld. Wäre es nun nicht einfacher und angenehmer, wenn du selbst die sechs oder sieben Prozent kriegtest?"
„Heja ..."
„Du kannst aber unter Umständen auch zehn Prozent verdienen."
„Ich?"
„Ja, du! Paß auf. Wenn einer Geld leiht und sieben Prozent dafür bezahlt, warum tut er das, was glaubst du?'
„Weil er das Geld braucht."
„Ja, genauer gesagt, weil er zehn Prozent damit verdienen will! Wenn ich also eine Dampfsägemühle baue, so tu' ich es, um für das Geld, das drin steckt, zehn Prozent zu kriegen. Und wenn von deinem Geld dabei ist und du zu den Miteigentümern gehörst, so verdienst du auch zehn Prozent!"
„Aber wie soll ich zu den Miteigentümern gehören?"
„Wir bauen die Sägemühle gemeinsam, verstehst du. Ich möchte euch auch etwas gönnen. Und ich weiß, daß ihr es immer noch nicht ganz vergessen habt, daß ihr beim Waldankaufe das Opfer eines Mißverständnisses geworden seid. Darum will ich euch meinen guten Willen zeigen. Was wir einnehmen, verteilen wir, verstehst du?

Auf diese Weise kriegst du nicht nur die dreieinhalb Prozent, die dir die Bank gibt, sondern auch noch die dreieinhalb Prozent dazu, die du von mir kriegen würdest, wenn du mir das Geld geliehen hättest, und schließlich auch noch die drei Prozent, die dir gebühren, weil du Miteigentümer in der Dampfsägemühle bist? Ist das nicht schön?"

„Vielleicht ... kann schon sein ..."

„Ich schlage darum die Gründung einer Aktiengesellschaft vor."

„Aktiengesellschaft?"

„Ja, du sprichst das Wort schon ganz richtig aus ... Denk' dir, daß zehn Mann eine Goldgrube finden. Natürlich werden sie den Gewinn unter sich verteilen. Eine Dampfsägemühle ist auch eine Goldgrube. Und wenn zehn Mann zusammen die Dampfsägemühle gebaut haben, so werden auch sie allen Gewinn untereinander verteilen. Und wenn einer doppelt soviel einbezahlt hat als die anderen, so erhält er auch doppelt so viel Gewinn. Und damit man weiß, wieviel jeder an den gemeinsamen Bau beigesteuert hat, so erhält er für je tausend einen Schein, und dieser Schein wird eine Aktie genannt. Wer aber einen solchen Schein besitzt, heißt ein Aktionär, und das ist ein Titel, so gut wie Länsmann oder Kronvogt."

„Was du nicht sagst ..."

„Jawohl, Herr Aktionär ... das heißt, du bist noch keiner ... aber du kannst einer werden ... und wie findest du den Titel: Teilhaber in der Dampfsägemühle Äppelvik? Nicht übel? He? Denk' dir, wenn dieser Titel einmal auf allen Briefen steht! Da wird die Post Respekt kriegen. — Und wenn du zum Beispiel etwas unterzeichnen mußt ... und du hast deinen Namen an den richtigen Ort hingesetzt ... und es handelt sich noch darum, deinen Beruf anzugeben, ei ja, da schreibst du: Teilhaber in der Dampfsägemühle Äppelvik! Das nimmt sich besser aus als Landwirt! Landwirt kann ja jeder sein ..."

„Ja, was das betrifft, so hast du recht."

„Wenn eine Zusammenkunft der Aktionäre notwendig ist, dann wirst du eingeladen. Dann mußt du alle andere Arbeit liegen lassen und der Aufforderung folgen, und wenn es auch mitten in der Ernte ist ... denn keiner darf fehlen! Und dann sitzen wir um einen Tisch herum, besprechen, was zu besprechen ist, und jeder sagt seine Meinung, und dann fassen wir einen Beschluß, und nach dem Beschlusse wird gehandelt, ganz gleich, ob ich dafür oder dagegen bin. Die Mehrheit entscheidet, bloß die Mehrheit. Und das ist auch bloß gerecht, denn ihr seid nicht dümmer als ich!"

Der Hol-Matts fühlte sich geschmeichelt.

„Ich übernehme bloß die Leitung," fuhr der Amerika-Johann fort, „das heißt, was ihr beschließt, das führe ich aus! Nun weißt du meinen Plan. Besuch' mich, wenn du Zeit hast ... dann können wir weiter darüber reden ... Ich habe zu Hause ein großes Bild, worauf man sieht, wie ich mir die Sägemühle denke. Ich werde dir auch eine Berechnung der mutmaßlichen Baukosten und des zu erwartenden Gewinnes vorlegen. Desgleichen die Bretterproben. Dann kannst du dich entschließen, ob du jedes Jahr zehn Prozent verdienen willst oder nur dreieinhalb. Wenn du einen Apfelbaum hast und der Herbst ist gekommen, so sagst du auch nicht zu einem anderen: Sei so gut und pflücke die Äpfel und behalt' sie zum Dank für deine Müh' ... sondern du steigst selbst auf den Baum hinauf und pflückst selbst und behältst alle Äpfel selber."

„Ich müßt' dumm sein, wenn ich das nicht täte."

„Und noch eins, Hol-Matts, wenn das Sägewerk gebaut wird — und es wird gebaut, sobald ihr euch entschließt, Teilhaber zu werden — dann gibt's Arbeitsverdienst für die Jungen, die auf dem Hofe nichts zu tun finden."

So spricht der Amerika-Johann zum Hol-Matts. Und so oder ähnlich spricht er auch zu den anderen Bauern. Und seine Beweisführung ist ein feines Instrument, das sich in verschiedenen Tonarten stimmen läßt und sich allen Ohren anzupassen vermag. Bald klingt die Rattenfängermelodie lauter, bald leiser. Bald schmückt sie sich mit lustigen Sätzen, bald verschleiert sie sich mit empfindsamer Wehmut. Bald schmettert sie ihren Sinn beinahe allzu deutlich heraus, bald rührt sie nur mit Andeutungen und weckt mit sanfter Berührung die Toten auf. Der Amerika-Johann ist ein Menschenkenner. Er wirft nicht alle Bauern in einen Topf. Er behandelt den Näs-Olle auf die eine und den Svarvar-Gustav auf eine andere Weise. Was recht und gut ist, dem Stor-Daniel auf gewünschte Weise die Augen zu öffnen, würde beim Back-Jonas alles verderben und ihn für alle Ewigkeit argwöhnisch machen.

Der Amerika-Johann ist ein geduldiger Mann. Wenn das Feuer glimmt, so läßt er ihm Zeit zum Aufflammen. Das Feuer soll denken, es habe sich selber angezündet. Allzu vieles Blasen würde es bloß stutzig machen.

Und die Bauern tun ihre Arbeit wie zuvor. Aber der Floh sitzt ihnen hinterm Ohr und läßt ihnen keine Ruh'.

Wenn sie pflügen, so merken sie nicht mehr, daß die Furche krumm wird. Wenn sie mähen, kann es vorkommen, daß sie das Gras büschelweise stehen lassen, ohne daß es ihnen auffällt. Wenn sie die Kühe und Ziegen auf die Weide treiben, so können die Tiere ungehindert in ein Haferfeld einbrechen und sich geraume Zeit gütlich tun, eh' sie mit plötzlich erwachendem Fluchen und Schimpfen wieder hinausgejagt werden. Die Bauern haben so viel zu denken!

Sie besuchen den Amerika-Johann und beschauen das große Bild, auf dem die Sägemühle zu sehen ist, als sei sie schon fertig. Und sie betrachten die Brettermuster.

Und sie lassen sich erklären, wieviel das große Gebäude kostet, wieviel die Einrichtung kostet und wieviel Gewinn zu erwarten ist. Und sie versuchen zu verstehen, warum eine Dampfmaschine viel stärker ist als ein Pferd und Holz frißt statt Heu und Hafer und nie stirbt.

Aber sie sagen noch nicht Ja und Amen. Der Amerika-Johann hat sie mit dem Waldkauf betrogen. Er kann sie wieder betrügen.

Doch in der Seele drin taucht das Gehörte und Geschaute wieder auf. Mitten in der Arbeit springt es hervor und ist nicht wegzukriegen. Die Gedanken sind wie Wellen, die sich heben und senken. Kaum sind sie verschwunden, so sind sie schon wieder da, ohne daß man etwas dazu tut. Die Vorstellung der Sägemühle ist wie ein Kehrreim, der sich an alle Verse hängt, ob er dazu paßt oder nicht. Selbst in der Kirche müssen sie an das neue Unternehmen denken. Die Predigt des Pfarrers wird undeutlich. Schließlich ist sie nur noch ein regelmäßiges an- und abschwellendes Geräusch. Sie hören die Sägen gehen, ritsch, ratsch, ritsch, ratsch. Das gibt Geld, das gibt Geld, Herr Aktionär, Herr Teilhaber ...

Ja, sie möchten wohl gern ... wenn sie bloß sicher wären ...

Der Amerika-Johann setzt die Daumenschraube an. „Entschließt euch! Sonst bau' ich die Sägemühle im Kirchdorf und nicht in Äppelvik. Dort gibt es Leute genug, die willig sind, Geld zu verdienen."

Die Äppelviker fragen den Pellas-Jerk um Rat. Aber der Pellas-Jerk will nichts mit der Sägemühle zu tun haben.

Sie zaudern und zaudern. Ihre Meinung schlägt hin und her, wie eine Fahne im lauen Winde. Sie lassen sich vom einen Tage ein hochflammendes Hoffnungsfeuer anblasen, vom anderen Tage mit Befürchtungen und trüben Prophezeiungen die Begeisterung wieder abkühlen.

Der Svarvar-Gustav gibt endlich den Ausschlag.

„Ich hab' mir den Kopf zerbrochen und hab' doch in seinem Vorschlage nichts Gefährliches und Hinterlistiges finden können," sagt er, „was wir bauen, ist ja unser Eigentum. Gehen die Geschäfte schlecht, so können wir die Sägemühle wieder verkaufen! Und das Holz liefert er. Verdienen wir nicht genügend und können wir das Holz nicht bezahlen, so leidet bloß er den Schaden. Wir können nichts verlieren, wir können nur gewinnen."

Die Aktiengesellschaft „Dampfsägemühle Äppelvik" wird gegründet. Der Hol-Matts nimmt zwei Aktien, der Svarvar-Gustav auch, der Dunder-Fredrik eine, und so ein jeder nach Maßgabe seines Vermögens. Wer nicht über tausend Reichstaler verfügt, schlägt sich mit einem anderen zusammen.

Der Bau beginnt. Unten am See wird der Grundstein gelegt. Die Aktionäre schauen fleißig zu. Ihr Geld ist ja die Ursache dessen, was in die Höhe wächst, und je nach Belieben kann man sich denken, daß die lieben, schönen Reichstaler in dieser Ziegelmauer oder in jener Bretterwand liegen oder gar in den Maschinen, die mit vieler Mühe vom Prahm aufs Land geschafft worden sind.

Die Mauern und Wände erreichen ihre ausgerechnete Höhe. Die Dachbalken stützen sich auf, streben hinüber und herüber, werden gefügt und gebunden und schweben nun sicher über der großen Halle, der kleinen Halle und dem Kesselhause, bedeckt mit einer wasserdichten Haube aus Brettern und schwarzer, pechgetränkter Pappe.

Der unförmliche Dampfkessel wird aufgestellt und eingemauert, daß man fast nichts mehr von ihm sieht. Die glänzende, öltriefende Kolbenmaschine mit dem schreckhaft großen Schwungrad kommt auf ihren bestimmten Platz. Die zweistöckige Gattersäge wird in der großen Halle zusammengesetzt, unten Räder und oben die in

einem eisernen Rahmen eingespannten langen Sägeblätter, eins neben dem anderen, und viele Stangen und Riemen, die von oben nach unten gehen und wohl alle ihren ganz bestimmten Zweck haben müssen, denn sonst wären sie nicht da. Neben der Gattersäge wird ein länglicher eiserner Kasten aufgestellt, mit vielen Achsen, die herausgucken, und Rädern auf beiden Seiten, gezähnten und gewöhnlichen und auch solchen, die einen Riemen um sich haben. Was aber in dem Kasten steckt, kann man nicht sehen, und das ganze nennt man eine Hobelmaschine.

An einem bestimmten langersehnten Tage wird alles in Betrieb gesetzt. Im Kesselhause feuert man drauf los, daß es so heiß ist wie in der Hölle und diejenigen, die noch an diese Einrichtung glauben und schlimmer Sünden sich bewußt sind, ein Schauern anfällt. Und wenn alles schon wunderbar und unbegreiflich gewesen ist, solange es noch in Ruhe verharrte, so wird alles noch um so wunderbarer und unbegreiflicher, wie der Dampfatem aus dem unförmlichen schwarzen Behälter in die Maschine fährt und alle Räder, Stangen, Schieber, Kolben und Riemen und Transmissionswellen aufs Mal wie verrückt mit so ganz unbäuerischer Eilfertigkeit drauf los surren, rasseln und lärmen. Und man steht da, überwältigt von dieser unaufhaltsamen Arbeitsamkeit und denkt mit Schrecken, daß sich die Maschine um nichts kümmert und auch auf eine Hand oder einen Arm oder einen ganzen Menschenleib, der zwischen die Räder käme, keine Rücksicht nehmen würde, so grausam sieht sie aus, die glänzende, öltriefende, dampfende, fauchende, schnaubende Kolbenmaschine. Aber der größte Lärm und das ärgste Unwesen tobt doch in der großen Halle, gerade, als sei ein Donnerwetter und ein Erdbeben aufs Mal im Gange. Von der einen Seite schieben sich die Baumstämme herein, und auf der anderen Seite werden sie wieder als

Bretter hinausgefahren. Das Wunder tut die Gattersägemaschine, mit den Rädern, die rundherum sausen, mit den Stangen, die auf und nieder zucken, mit den Sägeblättern, die im gleichen, schnellen Takte wie die Triebstangen gehen, so schnell, daß man mit Zählen gar nicht nachkommt und ein Sekundenzeiger wie eine Schnecke hinten nachhinkt.

Wenn man aber zur Hobelmaschine kommt, so hat man erst recht allen Grund, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. Denn wenn man von vornherein allen Lärm der großen Gattersägemaschine zugeschrieben hat, so merkt man nun, daß die Hobelmaschine ein ganz unbändiger Lärmteufel ist. Die demütige, unscheinbare Einrichtung macht mehr Aufhebens von sich, als man ihr zugetraut hat. Aber sie leistet auch Unglaubliches. Da schiebt man ihr die rohen Bretter in die halboffene, stählerne Mundspalte — statt der Lippen hat sie zwei geriffelte Eisenwalzen, die das Holz in sich hineinfressen — rauh sind die Bretter, mit aufgerissenen Fasern wie mit spitzen, stechenden Borsten besetzt, man bekommt Spleißen in die Hand, wenn man unvorsichtig zugreift ... und eins, zwei, drei sind sie blankgehobelt, ohne ein Härchen, ohne ein Spänchen, so glatt wie poliertes Eisen, oben und unten, und gespundet sind sie auch, haben auf der einen Seite eine Nute und auf der anderen Seite eine Feder, alles, wie es sein muß, und nichts gibt's daran auszusetzen, und die schönsten Bretter sind es weit und breit.

Mit offenem Munde und taubgelärmten Ohren stehen die Äppelviker in der Hitze des Kesselhauses und im Sägemehlstaub und Harzgeruch der großen Halle und sind nicht mehr wegzubringen. Sie ahnen und fühlen die Macht der Maschine. Es kommt ihnen auf einmal so lächerlich und altmodisch vor, daß es Menschen geben kann, die ihr Heil nur von Hand und Pflug und Erde erwarten.

Und der Tag ist zu Ende gegangen, die Maschinen sind in Bewegungslosigkeit erstarrt.

Die Stille tut weh. Sie hat etwas Beängstigendes, Ungewohntes. Die heimische Welt mit See und Wald, mit Dorf und Acker ist plötzlich so seltsam geworden. Es ist schwer, sich darin zurechtzufinden. Dieser Tag ist stärker gewesen als manch ein langes Leben.

Immer wieder treibt es die Äppelviker zu den Maschinen zurück, die jetzt so ungefährlich sind wie schlafende Raubtiere. Und sie befühlen und betasten die schlanken Eisenglieder und auch die klotzigen und klumpigen und jene, die vom Öle schmierig sind, als wie von Arbeitsschweiß.

Und Stolz und Freude ist in ihnen und scheue Ehrfurcht.

Die dunkle Nacht, die unermüdlich hinter dem Tage herschleicht wie der Schatten hinter dem Wanderer, liegt über Äppelvik. Vermengt und gleichgemacht im selben schwarzen Welteneinerlei ruht Ewiges und das, was von gestern und heute ist.

Und noch in der Finsternis stehen die Teilhaber bei ihrem Werke, selber nur wie verdichtete, schwärzeste Dunkelheit, ohne Licht, ohne Schatten, und plaudern leise von der reichen, vielverheißenden Zukunft.

* * *

Die Dampfsägemühle war in vollstem Gang. Hohe Stapellager bauten sich neben ihr auf wie eine kleine, helle, harzduftende Stadt mit Straßen und Häusern.

In den Schuppen schichtete man die gehobelte Ware bis unters Dach.

Und was aufgebaut worden war, wurde wieder abgetragen, kaum daß das Holz notdürftig trocken war. Die Schuppen leerten sich, ehe man sich's versah.

Ein Baufieber war über die Gegend gekommen. Der Amerika-Johann ging mit gutem Beispiel voran. Er setzte

ein zweites Stockwerk auf sein Haus und verschalte die Blockwände mit gespundeten Brettern die Kreuz und die Quer. Und er begnügte sich nicht damit, die schmalen Bretter in lotrechter Folge wagerecht übereinander zu nageln, sondern er gab sich alle Mühe, durch schiefe Anordnung und Abwechseln von horizontaler und vertikaler Bretterlage die ungewöhnlichsten Effekte zu erzielen. Auch die natürliche Holzfarbe oder das herkömmliche Rot war ihm nicht gut genug. Er ließ sich ein giftiges Grün und grelles Gelb zuschicken, auch etwas prächtiges Himmelblau und ein Kilo süßliches Fleischrot. Mit diesen verschiedenen Farben mußte ihm ein Anstreicher die Bretterwände bemalen, daß sein Haus in wunderbarer Buntheit weit ins Land hinausleuchtete.

Auch der alte Vorplatz mit den geschnitzten Säulen, den Würfelmustern und einem Lamm Gottes im Giebelfeld fand keine Gnade mehr. Er ließ ihn durch einen neuen ersetzen, der mit kompliziert ausgesägten Zierbrettern in allen Ecken reich geschmückt war und mit Dachpappe überdeckt wurde.

Der Ruf seines Hauses drang bis ins Kirchdorf und noch weiter. Von überallher kamen die Bauern, staunten das Wunder an und gingen mit guten Vorsätzen wieder heim. Sein Haus machte Schule.

Wenn man früher von weitem auf das Dorf geschaut hatte, so hätte man leicht auf den Gedanken kommen können, man habe einen Haufen grauer, würfelförmiger Steine vor sich, die kaum von Granitblöcken zu unterscheiden waren. Das Dorf war mit dem Boden verwachsen gewesen wie Stein und Baum. Man hatte nicht daran gedacht, daß es von Menschen gebaut worden war. Nein, als sei es von der gleichen Natur geformt, die auch den Hügel gebildet hatte, so war es dort oben gelegen.

Nun aber sah man einen Schwarm bunter Vögel, gelber, grüner, blauer, rosenroter Vögel. Woher waren sie

plötzlich gekommen? Würden sie nicht im nächsten Augenblicke in die Lüfte steigen und davonfliegen in irgendeine ferne, dem Äppelviker Lande so fremde Heimat?

Aber sie flogen nicht davon. Im Gegenteil. Immer mehr wurden ihrer. Und wo sie prahlerisch auftauchten, da duckte sich das Alte, Graue, Grünbemooste und verkroch sich.

Nun war dem Amerika-Johann sein Kaufladen im Wege. Er paßte nicht mehr zu seiner Stellung.

Auch Anna war ihm im Wege. Sie paßte noch weniger zu seiner Stellung.

Von beiden mußte er sich befreien. Mit dem Kaufladen würde es keine Schwierigkeiten haben, wohl aber mit Anna. Vor drei Jahren hatte sie ihm ein Knäblein geboren. Oskar hieß es. Auch jetzt wieder ging sie mit einem Kinde. Sie hoffte wohl auf eine Heirat.

Er aber hatte andere Pläne. Der reichste Mann im Kirchdorfe hatte eine Tochter, die gar nicht abgeneigt schien, mit einem Bewerber wie ihm die goldenen Ringe zu wechseln. Vorher aber mußte er mit Anna ins Reine kommen.

„Anna," sagte er eines Abends mit ernstem Gesicht, „so kann's nicht weitergehen."

Sie nickte mit dem Kopf, denn das war auch ihre Meinung.

„So leid's mir tut, so muß ich offen gegen dich sein: Wir können uns nicht heiraten, nie."

„Aber Oskar?" stammelte sie.

„Ich kann leider keine Rücksicht auf ihn nehmen."

„Und das da?" Sie deutete auf ihren gesegneten Leib.

„Hilft alles nichts. Die Umstände sind stärker als ich."

„Welche Umstände?" sagte sie erschrocken. „Bist du in Gefahr? Ist die Svartforsaktiengesellschaft wieder im Spiel?"

Er schaute sie prüfend an. Ihre Angst war echt. Er wußte, daß sie ihn liebte, wie ein Hund. Das hatte er hundertmal erfahren. Wie wär's, wenn er sich dieser Liebe bediente, um sie auf gute Weise aus dem Hause zu bringen?

„Meine Stellung ist leider sehr schlecht". sagte er mit trüber Miene. In Tat und Wahrheit war seine Stellung besser als je.

„Aber die Dampfsägemühle ist ja in vollem Gang", sagte sie.

„Ja, ja ... sie ist im Gang ... aber es wäre vielleicht besser, wenn sie nicht im Gang wäre ..."

„Du lieber Gott."

„Alles sieht so schön und großartig aus ... im Grunde aber ..."

„So sag' denn, was du weißt ... ich bin kein Kind mehr."

„Meine Stellung ist untergraben ... du brauchst es ja nicht weiter zu erzählen ... Ich fürchte ... ich fürchte."

„Was fürchtest du?" fragte sie angstvoll. „Konkurs?"

Sie beißt an, dachte er.

„Ach, wär' ich doch in Amerika geblieben," jammerte er.

„Steht's so schlimm?"

„Leider, aber sag's um Gottes willen nicht weiter ... Schwör' mir, daß du es nicht weitersagst ..."

„Nie, so lange ich lebe, Johann."

„Ich werde mich opfern müssen", sagte er gefaßt.

„Nein, du darfst dich nicht opfern!" rief sie heftig.

„Ich werde müssen ... ich werde mein Glück opfern müssen ... die Sägemühle braucht Kapital, mein Kredit ist erschöpft ... es bleibt mir nichts anderes übrig, als eine reiche Heirat."

Sie senkte den Kopf, als kriege sie einen Schlag in den Nacken.

„Im Kirchdorf wohnt einer,“ fuhr er unbeirrt fort, „hat mit Waldverkäufen viel Geld verdient ... hat auch eine Tochter ... es wird mir nichts anderes übrig bleiben ... ich werde mich opfern müssen.“

„Glaubst du ... daß die Heirat helfen kann?“ stammelte sie.

„Ja, das glaube ich“, antwortete er fest.

„Ich will ja, daß du reich werden sollst,“ stieß sie hervor, „ich will ja, daß dir alles gelingt ... du sollst der Oberste und Mächtigste sein ... weit und breit ... aber gerade das ...“ Sie begann zu weinen.

„Ich hab' getan, was ich konnte.“

„Ich glaub's, ... ich glaub's ...“ stöhnte sie.

„Nun aber weiß ich keinen anderen Ausweg mehr ... wir müssen uns opfern ... denk' an alle die anderen Bauern, die ihr Geld aufs Spiel gesetzt haben ...“

„Ach, was gehen mich die anderen an ... mögen sie ihr Geld verlieren ... aber du ... du darfst kein Bettler werden.“

„Ein Mittel gibt's, um das zu verhindern.“

„In Gottes Namen denn ... pack's ... tu's, heirate ... du hörst's, ich sage ja ... ja, ja, ja ... wenn es denn sein muß ...“

Sie dachte nicht daran, daß er lügen könne. „Jetzt gilt's,“ sagte sie zu sich selber, „beweis', daß du ihn liebst.“

Er streichelte sie.

„Ich werde für dich sorgen, für dich und Oskar ... und auch für das andere. Ich habe mir ausgedacht, daß du den Kaufladen übernehmen könntest ... Wir bauen im Hause deines Vaters die große Stube um. Die Lage eures Hofes ist die beste, die man sich denken kann, dicht an der Landstraße ... jeder, der vom Kirchdorfe herkommt, muß bei euch vorbei ... den Umbau übernehme ich ... auch den Ankauf des Lagers ... du sollst freie Hände haben ... Was sagst du dazu?“

„Alles ist recht," sagte sie leise, „mach', was du willst ... ich steh' dir nicht im Wege ... wenn's nur dir gut geht."

Sie beugte den Kopf. Der Amerika-Johann lächelte und schaute befriedigt über sie hinweg. Nun war sein Weg frei.

* *
*

Der Kvist-Pelle erklärte sich mit der Einrichtung eines Kaufladens aus vollem Herzen einverstanden. Er war stolz darauf, daß sein Haus von nun an soviel Herrlichkeit beherbergen sollte. Daß der Amerika-Johann seine Tochter nicht heiraten wollte, nahm er auf die leichte Achsel. Der war eben ein Herr. Er konnte es überhaupt nicht begreifen, daß seine Tochter jemals an eine Hochzeit hatte denken können, arm, wie sie war, dumm, wie sie war. Aber die Weiber hatten es von jeher leicht gehabt, an Märchen zu glauben. Die waren imstande und hofften auf einen königlichen Beamten, warum nicht!

Die Stunde nahte, wo sich ein junges Leben vom mütterlichen Nährboden löste und mit Schmerzen und Qual ans Licht der Welt gegeben werden wollte.

Aber die Weiber, die an Annas Lager standen, schüttelten den Kopf. Sie wurden immer ängstlicher und verwirrter. Sie konnten nicht begreifen, warum nicht schon längst ein Kleines in der Wiege lag. Bei so vielen Schmerzen und Qualen waren sie noch nie dabeigewesen. Es mußte etwas nicht in Ordnung sein.

„Man muß den Doktor holen", sagten sie endlich, und das bedeutete, daß es um Kvist-Anna sehr schlecht stand.

Als der Doktor zwei Stunden darauf die Halbbewußtlose untersuchte, stieß er einen leisen Fluch aus.

„Natürlich, natürlich, wenn's beinahe zu spät ist, dann holt man mich," sagte er schimpfend zu den Weibern, „vorher nicht, da probiert man es lieber mit einem Sym-

pathiemittelchen ... oder mit der Nachhilfe einer schmutzigen Hand ... oder mit gar nichts ... was noch das beste ist ..."

Wieder beschäftigte er sich mit Kvist-Anna.

„Ich kann nichts machen", sagte er dann und ging aufgeregt das Zimmer auf und ab. Noch einmal musterte er die Stöhnende, seine Instrumente, die Weiber, den Kvist-Pelle, der mit erschrockenen Augen unter der Türe stand, halb auf der Flucht.

„Nein, ich kann nichts machen," wiederholte er verzweifelt, „kein Instrument, kein Assistent. Vor drei, vier Stunden, ja, aber jetzt ... ihr verfluchten Bauern! Und nachher muß ich natürlich dran schuld sein!"

„Hopp, du, wohl der Vater, he? Spann' das Pferd vor den Wagen," befahl er dem Kvist-Pelle, „deine Tochter muß ins Länslazarett ... sofort."

Kvist-Pelle lief Hals über Kopf in den Stall. Die Weiber polsterten einen Heuwagen mit Stroh und Decken aus.

Der Doktor fluchte immer noch vor sich hin, als er hinter ihr drein fuhr.

„Der holprige Weg ... die weite Entfernung ... die Operation ... und dann ein Kindbettfieber ... sicher ... diesen alten Weibern ist alles zuzutrauen ... sind imstande und spielen göttliche Vorsehung ... mit ungewaschenen Händen! ... Wer weiß, ob sie zurückkommt!"

Aber Kvist-Anna kam zurück. Zwei Monate darauf stand sie wieder im Kaufladen. Man merkte es ihr nicht an, daß sie krank gewesen war. Sie sah blühender aus als je.

Wenn man sie nach dem Kinde fragte, wandte sie sich ab und verbarg einen Schauer. „Es ist begraben", sagte sie. Mehr erfuhr man nicht.

„Ist der Amerika-Johann verlobt?" fragte sie ihren Vater.

„Man sagt's," antwortete er, „er hat, scheint's, immer noch nicht genug Geld."

Aber das wußte sie besser.
„Wird er bald heiraten?“
„Davon hab' ich noch nichts gehört!“
Sie atmete auf. — — —

Seit einiger Zeit war der Dunder-Kalle ein häufiger Gast im Kaufladen. Er konnte stundenlang über den Tisch hängen oder in einer Ecke stehen, ohne etwas zu kaufen.

„Du mußt nicht viel zu tun haben“, spottete sie.
„Zu tun hätt' ich schon ...“
„Aber du bist zu faul ...“
„Nein, zu faul bin ich nicht ... aber das Bauern ist nicht die richtige Arbeit für mich ...“
„Wie sieht denn die aus?“
„Ungefähr wie deine ...“
„Ich kann es mir denken ...“
„Aufrichtig gesagt, ich glaube, ich habe Anlagen zu einem Geschäftsmanne.“
„Hättest du Anlagen, so würdest du es weiter gebracht haben.“

Der Dunder-Kalle schwieg eine Weile. „Dein Haar ist wohl wieder gewachsen“, sagte er dann.
„Ja“, antwortete sie.
„Und auch anderes ist gewachsen“, er deutete auf den kleinen Oskar.
„Eigentlich ist es schlecht von dem Amerika-Johann, daß er dich nicht heiratet“, fuhr er fort, als sie seine Anspielung überhörte.
„Das geht dich nichts an“, gab sie zurück. „Übrigens weiß ich einen, der schlecht an einem Mädchen handelte, bloß, weil es sich die Haare hatte abschneiden lassen.“
Er beugte sich über eine Schachtel mit Zigarren.
„Was für eine Sorte willst du?“ fragte sie.
„Keine“, sagte er und schaute wieder auf.
„Du bist so merkwürdig“, sagte sie.

„Wie wär's, wenn wir einander heirateten?“ kam es unvermittelt.

Sie lachte laut.

„Du brauchst nicht zu lachen“, giftete er. „Du dürftest froh sein, daß dich einer zur Frau nehmen will.“

„So einer wie du, der bloß herumsteht und herumläuft, mit den Händen in den Hosentaschen, und die Zeitung liest, währenddem die anderen arbeiten.“

„Schon um des Kindes willen solltest du heiraten . . .“

„Das ist meine Sache.“

„Natürlich, und es war ja auch nur ein Vorschlag . . . ich wollte dir bloß helfen . . . ich finde, du verdienst Besseres, als dein Leben lang mit einem unehelichen Kinde dastehen zu müssen. Schließlich ist's doch eine Schande, man kann's nehmen, wie man will . . . und eine Freude für das Kind ist's auch nicht . . . wenn's einmal älter wird . . . Leb' wohl für heute, du kannst dir's ja überlegen.“

Und sie überlegte es sich.

„Es ist bloß der Laden, der ihn lockt,“ sagte sie zu sich selber, „es würde ihm gefallen, hinter dem Ladentische zu stehen und immer saubere Hände zu haben und den Herrn zu spielen. Mich nimmt er bloß in den Kauf.“

„Aber was tut's,“ fuhr sie fort, „wir brauchen ja einander nicht anzulügen. Das eine gegen das andere. Er kriegt den Kaufladen und ich einen Vater für meinen Oskar — — — Er hat nicht unrecht . . . und ein schlimmer Mensch ist er nicht . . . Er säuft nicht . . . und jähzornig ist er auch nicht . . . er ist bloß faul und schämt sich seines Bauernstandes . . . aber das tut mir nicht weh.“

Als der Dunder-Kalle wieder in den Kaufladen kam, rief sie ihn ins Hinterzimmer.

„Ich hab' über deinen Vorschlag nachgedacht“, sagte sie.

Er lächelte selbstbewußt.

„Ich hab' dich einmal lieb gehabt, aber mit dem ist's vorbei.“

Er verzog keine Miene.

„Ich denke mir, daß auch du die ganze Sache bloß von der vernünftigen Seite nimmst ..."

Er hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Aber nun muß ich dir eines sagen ... denn ich will nicht, daß du mir später einmal Vorwürfe machst ..." Sie kam nicht weiter.

„Daß dir der Amerika-Johann noch immer im Kopfe steckt? ... das spielt keine Rolle ...", er machte eine gleichgültige Handbewegung.

„Nein ... nicht das," stammelte sie, „nicht nur das," sagte sie laut und deutlich, „sondern," — ihre Stimme senkte sich wieder, „sondern, weil ich ... wenn du .. "

„Was denn," fragte er ungeduldig, „ist der Kaufladen verschuldet?"

Da raffte sie sich auf

„Nein, was den Kaufladen betrifft, so ist alles in Ordnung. Ich merke, daß dir das die Hauptsache ist. Du kannst ruhig sein ... was aber mich betrifft, so ist nicht alles in Ordnung ... ich kann keine Kinder mehr kriegen."

Er starrte sie an.

„Das hat der Doktor gesagt," fuhr sie fort und schaute auf die Seite, „damals ... im Lazarett — — — sie mußten mich operieren ... und dann wurde ich krank ... Jetzt weißt du's ... und jetzt kannst du darüber nachdenken, ob du mich noch immer heiraten willst."

Er war verlegen und studierte seine Rockknöpfe.

„Zum Teufel auch," brach es plötzlich grob aus ihm heraus, „Kinder kosten bloß Geld ... und wir haben ja schon eines, das ist genug."

„Du bleibst also dabei?" fragte sie und spürte etwas wie Ekel.

„Ja, ich bleibe dabei", sagte er geschäftsmäßig.

„Du weißt, was du tust?"

„Ja, ich weiß, was ich tu'!“

„Gut denn“ ... Anna tat einen Schritt auf ihn zu. Sie gaben sich die Hände. Damit war alles im reinen.

„Ich werde hier im Kaufladen verschiedenes anders einrichten“, sagte er.

„Ganz wie du willst“, antwortete sie und lächelte in sich hinein.

„Er möchte am liebsten morgen schon hinter dem Ladentisch stehen“, sagte sie zu sich selber.

In der Nacht kam eine unbestimmte Furcht über sie und brachte sie in große Bedrängnis. „Du hattest für zehn Reichstaler dein Haar verkauft,“ sagte die Furcht, „er aber verkauft sich selber — für einen Kaufladen ... das wird ein schlimmes Ende nehmen ...“

Sie wehrte sich, so gut sie konnte. Sie war ja nicht schuld daran. Sie hatte ihn nicht gezwungen, ihr Mann zu werden, nicht einmal gebeten hatte sie ihn. Er war ganz von selber gekommen ... aus freiem Willen ... sie hatte mit ihrem Fehl nicht hinter dem Berg gehalten.

Am nächsten Morgen ging sie aber doch noch einmal zum Amerika-Johann. Wenn er es nicht zuließ, daß sie den Dunder-Kalle heiratete ... o wie gern wollte sie ihm gehorchen ... es machte ihr nichts aus, den Kaufladen wegzuschenken, wenn er es verlangte ... sie war ja zufrieden, wenn sie wieder seine Magd sein durfte ...

Aber der Amerika-Johann legte ihr nichts in den Weg.

„Ich gratuliere,“ sagte er, „und laß mich wissen, wann du Hochzeit feierst, damit ich dir ein Geschenk schicken kann.“

Da verstand sie, daß es ihr bestimmt sei, den Dunder-Kalle zu heiraten, um ihrem Kinde einen Vater zu verschaffen. Sie ergab sich drein. — — —

Der Dunder-Kalle wuchs ganz unglaublich schnell in seinen neuen Beruf hinein. Man sah, daß er ihm paßte,

wie dem Entlein das Wasser. Er schwamm und plätscherte in dem neuen Elemente, als hätte er zeitlebens nichts anderes getan.

Bald wurde der Kaufladen zum Mittelpunkte des Dorfes. Er verstand es, die Besorgung der Gemeindeangelegenheiten in die Hand zu nehmen. Er hatte Zeit. Er las zwei Wochenblätter. Er war dem Länsmanne beim Steuerzettelschreiben behilflich. Seine Kleidung war immer fein und sauber. Das alles gab ihm Ansehen. Wenn er ins Kirchdorf kam, sagten die Leute: „Guten Tag, Herr Großhändler!"

Die Äppelviker bewunderten und beneideten ihn. Er liebte es, sich ihnen in den Weg zu stellen, wenn sie in ihren schmutzigen Arbeitskleidern daherkamen, mit einer Fuhre Holz oder einem Karren voll Mist. Dann spürte er so recht eindringlich und genußreich die Überlegenheit seines höheren Standes.

Wenn er ein Gespräch anknüpfte, was auf eine herablassende und großartige Weise geschah, so versäumte er nie, seine immer wiederkehrende Lieblingsfrage einzuflechten: „Wieviel Kinder hast du?" Und dann kam auch seine Lieblingsrede: „Sieben? acht? neun? Armer Kerl! Ich hab's besser — — — bloß eins . . . bloß eins . . . und leb' doch nicht wie ein Mönch!" So stolz war er auf alles, was mit seiner eigenen Person zusammenhing.

Sein Vater betrachtete ihn mit Bewunderung.

„Weiß der Kuckuck," rief er aus, „am Ende wirst du wohl gar noch Reichstagsabgeordneter . . . schwatzen kannst du . . . das hast du von mir!"

Der Dunder-Kalle widersprach ihm nicht.

* * *

„Das Geld wächst wie Gras," sagte der Hol-Matts befriedigt, wenn er auf dem Kontor des Amerika-Johann seine Zinsen bezog, „das Geld wächst wie Gras . . . so-

gar noch besser ... ob's regnet oder nicht ... das Geld wächst unbekümmert drauf los!“

Er hatte nichts dagegen, daß sein ältester Sohn in die Sägemühle ging und die Hobelmaschine bediente. Er freute sich über den guten Verdienst und rechnete aus, daß die zwei Brüder, die noch zu Hause waren, den Hof ganz gut allein bewirtschaften könnten.

Aber nach zwei Jahren ging auch der zweitälteste vom Hofe weg. Der Amerika-Johann hatte eine Bautischlerei eingerichtet. Die neuen Maschinen forderten ihre Leute.

Der Hol-Matts tröstete sich mit dem Jüngsten. Er war immer noch stolz auf seine Söhne. Bewies es nicht Gescheitheit und Gewandtheit, daß sie eine Maschine bedienen konnten? Nicht jeder war imstande dazu.

Die Mutter starb. Aber in einigen Jahren würde der Jüngste so alt sein, daß er heiraten konnte. Dann kam wieder ein Weibsbild auf den Hof.

Doch auch der Jüngste ging den Brüdern nach. Der Zweitälteste war vorgerückt und setzte nun Fensterbögen zusammen.

An seiner Statt stellte sich der Jüngste an die Langlochbohrmaschine, half auch an der Fräsmaschine und tat die nötigen Handgriffe.

Der Vater schickte sich drein.

„Wenn ich mich recht anstrenge,“ sagte er, „und hie und da etwas Hilfe habe, so kann ich den Hof allein besorgen. Und wenn ich krank werde oder gar sterben sollte, wird einer meiner Söhne den Hof übernehmen. Jetzt lockte sie der Verdienst, dann aber wird sie die Möglichkeit zur Selbständigkeit wieder nach Hause locken.“

Und er arbeitete für zwei. Denn zäh war er und kerngesund. Und im Winter fuhr er mit dem Schlitten in den Wald und schleppte Baumstämme an den Fluß.

Aber eines Tages rollte ein Stamm auf die Seite, schlug ihn um und richtete ihm beide Beine übel zu.

Er kam mit dem Leben davon. Wer es aushält, bei dreißig Grad Kälte zwei Stunden lang im Wasser zu liegen, der ist nicht so leicht tot zu kriegen.

Aber mit dem Gehen war es für immer vorbei. Der Doktor konnte ihm nicht helfen. Und auch die heilkundige Alte in Björken nicht, obwohl er sich morgens und abends mit ihrer Wundersalbe einrieb, die aus fünfundfünfzig verschiedenen Dingen bereitet war.

Nun war die Zeit gekommen, daß einer seiner Söhne den Hof übernehmen sollte.

Aber keiner hatte Lust dazu. Er befahl. Sie verweigerten den Gehorsam. Er bat und flehte. Sie kümmerten sich nicht darum.

„Wir haben unseren Verdienst," sagten sie, „mach' mit dem Hof, was du willst."

Da merkte er, daß er keine Macht mehr hatte über sie.

„Ich habe mir selber eine Grube gegraben," sagte er sich, „mein eigenes Geld trägt dazu bei, daß meine Söhne dem Hofe fernbleiben. Hat mir aber das Geld geschadet, so soll es mir jetzt auch helfen. Ich vermag es, einen guten Knecht zu bezahlen."

Aber im ganzen Äppelvik war kein Knecht zu finden. Wer arbeiten konnte, war in der Sägemühle und in der Bautischlerei beschäftigt oder hatte mit dem eigenen Hofe genug zu tun. Auch im Kirchdorfe fragte er vergebens an. Sein Geld konnte ihm keine kräftigen Arme verschaffen. Das mächtige Geld erwies sich plötzlich als machtlos.

„So muß ich meinen Hof verpachten," sagte er sich, „es ist besser, daß ein Fremder auf meinem Grund und Boden sitzt, als daß er in Verfall und Verwahrlosung gerät."

Aber kein Pächter meldete sich. Der sehnsüchtige Ruf nach Erde, um sie zu bebauen, war verstummt. Amerika, Stockholm, leichter und hoher Verdienst, so hieß die neue

Sehnsucht. Die Erde gab ja bloß Kupfer, die Industrie aber Silber und Gold.

„Bald kommt der Jüngste Tag,“ sagte der Hol-Matts zu sich selber. „Wenn der König kein König mehr sein will ... und der Pfarrer kein Pfarrer ... und der Soldat kein Soldat ... und der Bauer kein Bauer ... dann ist der Jüngste Tag nahe.“

Als er wieder kriechen konnte, schleppte er sich in den Garten hinaus, um im Garten wenigstens, auf den Knien liegend, das Unkraut auszujäten.

Weiter als in den Garten kam er nicht.

Aber wie erging es den Äckern und Wiesen?

Die Söhne antworteten nicht, wenn er sie danach fragte. Sie sprachen bloß von der Sägemühle und all den Maschinen, die in der Bautischlerei standen.

Da schwieg er.

Aber er mußte immer an seine Äcker und Wiesen denken. Das Geld machte ihm keine Freude mehr. Es war ja machtlos.

* * *

Der Amerika-Johann war immer noch ledig. Seine Verlobung hatte sich zerschlagen. Der Alte, der sein Schwiegervater hätte werden sollen, gehörte zu jenen, die ihre Töchter am liebsten nackt aus dem Hause geben möchten, um ja nichts verlieren zu müssen, was Geld kostet. Der Amerika-Johann aber hatte sich bedankt und war seither auf der Jagd nach einem anderen Goldvogel.

Seine Geschäfte gingen ihren geordneten Gang. Er hatte nicht mehr Mühe damit als ein Hirte, der Schafe weidet. Sie wuchsen sicher und gemächlich und gaben reichlich Wolle. Er brauchte sie bloß zu scheren.

In der letzten Zeit hatte sich die Konkurrenz der großen Aktiengesellschaften weniger fühlbar gemacht.

Man hatte auf beiden Seiten einsehen gelernt, daß ein

gütliches Zusammengehen vorteilhafter sei, als Kampf und hinterlistiger Wettbewerb. Als nun die anderen auch noch den Abtrieb des Waldes einzuschränken begannen und die Anzahl ihrer geflößten Hölzer um ein beträchtliches verminderten, schmunzelte der Amerika-Johann und rieb sich die Hände. Vielleicht wurde er zuguterletzt doch noch Herr und Meister über die Wälder am See. Die Ereignisse schienen ihm recht zu geben. Von der Svartforsaktiengesellschaft wurden ihm 5000 Tonnen Land Wald angeboten. Der Preis war unglaublich niedrig, wenn er bedachte, daß nun der Wald fünfmal soviel wert war, als zur Zeit seiner Kaufverträge mit den Äppelvikern.

Der Amerika-Johann nahm sich an der Nase. Was sollte das bedeuten? Hatte die Svartforsaktiengesellschaft mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen?

Die Gesellschaft habe die Absicht, sich weiter oben zu konzentrieren, wurde ihm gesagt.

Er lächelte. An das „Konzentrieren" glaubte er nicht. Und „weiter oben?" Sie müßten ihm verzeihen: das könne kein Mensch glauben.

Aber er brauchte sich nicht um die Gründe zu kümmern, die sie zu dem Angebote bewogen hatten. Der Wald war gut. Er grenzte an den seinen. Der Preis war niedrig.

Er unterzeichnete den Kaufvertrag. Die Bezahlung erschöpfte sein Bankguthaben und nötigte ihn zu beträchtlichen Wechselverschuldungen auf drei Monate hinaus. Aber ihnen gegenüber standen sichere Forderungen in gleicher Höhe. Da war vor allem das Sägewerk drunten am Meere, das seine Baumstämme aufkaufte und als Balken, Planken und Bretter nach England und Frankreich exportierte, bei dem er ein großes Guthaben hatte.

Zwei Monate darauf machte jenes Sägewerk Konkurs. Eine Krisis in England war daran schuld. Sein Guthaben, auf das er so fest gerechnet hatte, war verloren.

Nun erfuhr er, wie schwankend der Grund war, auf dem er stand. Er beruhte auf Kräften und Wirkungen, die hundert, zweihundert Meilen von Äppelvik entfernt sich geltend machten. Er war den Ungewittern ausgesetzt, die unvermittelt und aus unerklärlichen Ursachen draußen in der Welt die Donner rollen und die Blitze zucken ließen.

Er stampfte, fluchte und weinte, als die Erkenntnis seiner hoffnungslosen Lage über ihn kam. In einem Monate waren die Wechsel fällig. Woher sollte er das nötige Geld beschaffen? Vierzigtausend Kronen!

Sein Wald war dreimal soviel wert! Aber kein Mensch wollte in diesen gefährlichen Zeiten Wald kaufen, auch nicht zu einem Schundpreise. Alle wollten bloß verkaufen.

War er von der Svartforsaktiengesellschaft angeführt worden?

„Wußtet Ihr von der Krisis," fragte er den Direktor, „schon vor zwei Monaten?"

„O ja, die Anzeichen waren nicht zu verkennen", kam die Antwort.

„Und Ihr habt mir den Wald bloß verkauft, um mich zum Stolpern zu bringen?"

„Wir können nicht glauben, daß vierzigtausend Kronen dem verehrten Leiter der Äppelviker Dampfsägemühle Schwierigkeiten bereiten werden", sagte er verbindlich.

Der Amerika-Johann biß die Zähne zusammen. Er mußte schweigen. Er mußte schweigen wie das Grab, auch wenn ihn das Bedürfnis zu sprechen beinahe zersprengte.

Es war augenscheinlich, daß sie ihn hineingeritten hatten. Darum war der Abtrieb des Waldes eingeschränkt worden, darum waren jeden Monat weniger Hölzer den Fluß hinuntergeschwommen. Sie hatten die Krisis vor-

ausgeahnt. Und darum hatten sie den Wald so billig verkauft. Sie mußten bares Geld haben. Mit seinem Gelde, das jetzt zehnmal soviel wert war als in guten Geschäftszeiten, retteten sie sich am Konkurs vorbei. Und wenn er dann selber gezwungen worden war, seinem Besitz Lebewohl zu sagen, dann kamen sie und verschafften sich seinen Wald für einen Spottpreis ... dann kriegten sie ihn so gut wie geschenkt.

Und die Krisis mußte ja vorübergehen. Dann würde der Wert des Waldes wieder auf die frühere Höhe steigen. O die verdammten Spitzbuben, die sich dann mit seinem Walde bereichern würden ...

Er stierte sich an der schlimmen Aussicht die Augen blind. Wahnsinnige Projekte durchfuhren ihn. Er suchte unermüdlich nach Möglichkeiten, um sich das Geld zu beschaffen. Aber alle Quellen waren verstopft. Der Wald war so fest mit dem Boden verwachsen, daß ihn auch eine Riesenfaust nicht losreißen und in Geld verwandeln konnte. Der Wald war plötzlich nichts mehr wert — weil ihn niemand wollte. Das Gold liegt auf der Straße, hatte er einmal prahlend gesagt. Jetzt aber lag auch nicht ein Goldkörnchen auf der Straße ... und wenn er suchend durch ganz Schweden gelaufen wäre.

Da kam die Verzweiflung über ihn. Er, der gemeint hatte, alles zu besitzen, sah plötzlich ein, daß er nichts besaß. Nicht einmal einen Freund.

Er begann unruhig umherzustreifen. Er suchte einen Menschen, dem er sein Herz ausschütten konnte. Er ertrug das Alleinsein nicht länger. Oh wie sehnte er sich danach, daß ein anderer mit ihm leide, mit ihm fürchte, mit ihm hoffe ... mit ihm verzweifle. Aber die anderen waren fröhlich und traurig auf ihre Weise. Sie wußten nichts und ahnten nichts von der Bürde, die er herumschleppte. Früher einmal hatten sie geglaubt, daß sich die Welt nicht ändern könne. Aber die Welt hatte sich

geändert. Doch an das Neue hatte man sich gewöhnt, und wieder glaubte man, so felsenfest wie früher, daß sich die Welt nicht ändern könne. Der Wald wurde umgehauen, die Stämme flossen den Fluß herunter, die Dampfsägemühle lärmte, und alles brachte Geld ins Dorf. Das war ja immer so gewesen und würde immer so sein. Die Bauern waren so sehr an das beständige, treue Früchtetragen der Erde gewöhnt, daß sie in aller Unschuld von der Industrie dasselbe erwarteten. Der Ertrag der Ernte konnte größer oder kleiner sein . . . natürlich . . . aber ganz verschwinden konnte er nicht, solange man arbeitete. Und arbeiteten sie nicht? Sie fällten Bäume, sie flößten, sie bedienten die Maschinen der Dampfsägemühle. Wahrhaftig, sie arbeiteten mehr als je.

Wenn der Amerika-Johann einen Bauern traf, sah er ihm scheu und suchend in die Augen. Ob das einer war, dem er vertrauen konnte? Aber er spürte eine geheime Feindschaft, er ahnte Neid und Mißgunst, die nur auf Gelegenheit warteten, um offen hervorzubrechen.

Und er schritt durch die Bautischlerei. Da standen ja die Arbeiter, die ihm einen guten Verdienst verdankten. Aber sie schauten ihn bloß von der Seite an, wenn er von Maschine zu Maschine, von Hobelbank zu Hobelbank ging. Er fühlte, wie er für sie bloß der beneidenswerte Herr war, der nicht arbeitete und doch mit jedem Tage reicher wurde.

Die Last, die auf ihm lag, wurde unerträglich.

Und eines Abends raffte er sich auf.

Wie ein Dieb schlich er um den Kaufladen . . . er schaute durch die Fenster . . . er stieg die Vortreppe hinauf . . . Er faßte die Türklinke . . . ließ sie wieder los, als sei sie ein glühendes Eisen . . . und trat endlich doch ein, von großer Not und letzter Hoffnung dazu gezwungen.

Anna, die mit gebeugtem Haupte hinter dem Ladentische saß, schaute auf. Sie hatte Mühe, ihn wiederzu-

erkennen. So alt und schwach und häßlich hatte sie ihn noch nie gesehen. Was sollte das bedeuten?

Er lehnte sich über den Tisch hinüber, und ohne ein Wort zu sagen, griff er nach ihrer Hand und drückte sie und ließ sie nicht mehr los.

„Was ist mit dir?“ fragte sie verwundert.

Er antwortete nicht.

Sie versuchte, in seinem Antlitz zu lesen. Und auf einmal begriff sie, warum er so alt und schwach und häßlich war.

Eine große Freude ging über ihr Gesicht.

Er starrte sie an und wurde bleich. Er wollte die Hand zurückziehen. Aber sie gab ihn nicht frei. Dachte sie an Rache?

„Ich bin so froh“, sagte sie.

„Laß mich los!“ schrie er, „du verhöhnst mich!“

„O du Dummer,“ antwortete sie, „begreifst du denn nicht, warum ich so froh bin? . . . viele, viele Jahre hab' ich auf dich warten müssen . . . aber endlich kommst du doch . . . und wenn du auch als Bettler kommst . . . wenn du auch bloß darum kommst, weil du keinen anderen Menschen weißt, zu dem du dich flüchten kannst, so freu' ich mich doch . . .“

Sie war um den Ladentisch herumgegangen und zog ihn an sich.

„Das verdien' ich nicht“, stammelte er.

„O du Dummer . . . du brauchst nichts zu verdienen.“

„Ich war schlecht gegen dich . . .“

„Still . . . still. Du bist gekommen . . . und ich weiß und ich spür's und ich seh's dir an . . . du hast keinen anderen Ausweg gewußt . . . ich bin der einzige Mensch auf der ganzen großen, weiten Welt, der dir helfen kann . . . O wie alt und schwach und häßlich bist du . . . o wie lieb hab' ich dich . . .“

„Ich kann dich nicht begreifen . . . ich hab' dich nie begreifen können . . .“ stammelte er.

„O, was für ein dummes Ding ist nicht so ein Mann! Begreifst du, daß die Sonne scheint? Nein! Also ... nimm, was dir geschenkt wird ... glaubst du, daß du den Sonnenschein verdienst?"

Sie zog ihn ins Hinterzimmer.

„Ich hab' dich früher belogen", sagte er. Er mußte es sagen. Es lag eine Süßigkeit im Beichten.

„Das glaub' ich ..." lachte sie.

Wahrhaftig, sie lachte. Sie war wie Gold, dem man das Glänzen nicht nehmen kann, soviel man es auch beschmutzt!

„Das glaub' ich," fuhr sie fort, „du bist immer ein Halunke gewesen ... ein großartiger Halunke ... drum bist du mir so lieb geworden. Und heute bist du ein armes, zerquetschtes Menschlein ... drum lieb ich dich noch mehr."

Was war das für eine Liebe, die aus allem, auch aus dem Elende noch Kraft zu größerer Liebe sog?

„Wo ist dein Mann?" fragte er.

„Im Schulhause ... in einer Gemeindeversammlung", antwortete sie.

„Und Oskar?"

„Der steht mit den anderen Dorfbuben vor der Schulhaustüre und treibt Schabernack ..."

„Dann sind wir also allein ..."

„Ja, allein, ganz allein ... Da drinnen ist es hell ... draußen aber ist's dunkel. Gott hat alles in einen rabenschwarzen Sack gesteckt ... nur uns nicht!" Eine unbändige Freude zitterte und sang in ihren Worten, wenn auch verhalten und gedämpft, wie ein Freudenpsalm, der durch Kirchenmauern dringt."

„Ich bin gekommen, weil ich ..." begann er langsam und ernst.

„Ich weiß es schon, ich weiß es schon ..."

„Weiß man es schon?" fragte er erschrocken.

„Ich weiß es schon, ich!“

„Woher weißt du es . . .?“

„Ich seh' dir's an . . .“ sagte sie übermütig.

„Wenn du es wüßtest, dann würdest du ein anderes Gesicht schneiden“, sagte er.

„Warum denn . . . Paß' auf und sag' dann, ob's nicht wahr ist: du hast alles verloren, du bist ausgeraubt, du bist so arm wie der alte Modig, als er sich aufhängte . . . nichts hat man dir übrig gelassen . . . nicht einmal das Hemd . . .“ Sie lachte, als erzähle sie etwas ungemein Lustiges. „Ist's nicht wahr?“

„Doch . . . ungefähr . . . aber zum Lachen ist's nicht.“

„O du Dummer . . . glaubst du denn nicht mehr an dich selber? Was tut's, wenn du heute arm bist? . . . morgen bist du wieder reich . . . reicher als je . . .“

„Glaubst du das?“

„Natürlich glaub' ich das . . .“

„Glaubst du das wahrhaftig? Kannst du darauf schwören, daß du's glaubst?“

„Das kann ich . . . es steht ja auf deiner Stirn geschrieben . . . schau' in den Spiegel, dann siehst du's selber.“

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „du hast eine Art . . . du hast eine Art . . . ich glaub', du kannst Tote auferwecken.“

„Warum nicht . . . wenn sie nicht allzutot sind . . .“

„Ich beginne wieder an mich selber zu glauben . . . weißt du, was das bedeutet?“

Sie nickte und schaute ihn mit leuchtenden Augen an.

„Du bist ein großartiges Weib“, sagte er bewundernd.

„Und du bist ein großartiger Kerl.“

Er ließ sich neben ihr nieder.

„Ich glaubte, du würdest mir die Türe weisen“, begann er. „Aber ich mußte mit einem Menschen reden . . . Ich stehe vor dem Konkurse.“

Sie nickte.

„Wer ist daran schuld?" Ihre Augen glänzten, als brenne sie vor Begier, die Ursache seines Unglückes zu züchtigen. „Wer ist dran schuld?"

„England."

„England?" rief sie verblüfft.

„Ja, eine Krisis in England ... Weißt du, was eine Krisis ist?"

Aber sie hörte nicht auf ihn.

„O, was mußt du für ein Kerl sein ..." sagte sie staunend, „daß es ein ganzes Land braucht, um dich zu stürzen ... o, ich wußte es, daß es nicht ein einzelner Mensch ist, der dich überwunden hat ... aber England ... was vermagst du gegen ein großes Land?"

Er versuchte ihr die Ursachen seines Konkurses begreiflich zu machen. Sie hörte ihm zu. Aber seine Worte flogen bloß an ihr vorüber wie Vögel, die man lächelnd grüßt, doch nicht zu haschen sich müht ...

„Heutzutage hängt alles zusammen," sagte er, „das Geld ist wie Blut, das die ganze Welt ernährt. Und die Welt ist ein einziger, riesiger Leib geworden, Schweden ist nur ein Arm, Äppelvik nur ein Finger. In England aber hat sich eine große Wunde aufgetan ... drum muß der ganze Leib verbluten ... Es sieht so aus ... in vier Wochen muß auch ich daran glauben ..."

„Bis dahin kann noch viel geschehen, du wirst sicher einen Ausweg finden ... sicher! Ganz bestimmt!" Sie schaute ihn fest an.

Unter diesem Blick sprang eine neue Zuversicht in ihm auf, eine Zuversicht, für die er keine Gründe wußte ... die mit keinen Beweisen kam ... die bloß auf einmal ganz selbstsicher und wie selbstverständlich in ihm saß, als wie sein Leib in den Kleidern.

„Vielleicht kannst du mir einen guten Rat geben", sagte er lächelnd und schon ganz froh.

„Ich kann dir keinen guten Rat geben," antwortete sie, „wie soll ein einfältiges Weib dir einen Rat geben können! Aber etwas anderes kann ich dir geben." Sie drückte ihn an sich. „Willst du ein Kindlein sein, das von der Mutter gewiegt wird?" fragte sie. „Oder willst du mein Liebster sein?"

Da kam es über ihn wie über einen jungen Burschen, der an nichts anderes denkt, als an die ersehnte Nacht. Das Blut floß aus seinem Gehirn. Alle Gedanken erstarben.

„Und die Dampfsägemühle, wie steht's mit der?" fragte sie noch.

Aber er antwortete nicht mehr. Die Frage kam in sein Ohr. Und sein Ohr nahm sie diensteifrig auf und legte sie vor die Tür des Verstandes. Aber die Tür blieb verschlossen.

Und das Blut strömte in großen Wogen in sein Gehirn zurück. Sein ganzes Wesen war erfüllt von einem unbändigen Begehren nach Tätigkeit.

Sein Gehirn begann zu arbeiten. Seine Gedanken schliffen ihre Messer, prüften die Schlaghämmer und putzten die Gläser ihrer Brillen. Die Türe des Verstandes öffnete sich weit.

Und da lag ja auch ein Wort, das noch nicht verarbeitet war: Dampfsägemühle. Die Gedanken warfen sich über die Frage her. Sie waren froh, daß sie endlich etwas zu tun gefunden hatten. Und sieh ... das Wort wurde zu einer Offenbarung, zu einer Erleuchtung ...

Der Amerika-Johann sprang auf.

„Anna, Anna, ich weiß einen Ausweg ..."

„Hab' ich's nicht gesagt?" Und sie lächelte.

„Die Dampfsägemühle muß herhalten. Sie muß dran glauben ... sie soll Konkurs machen ... die Bauern! nicht ich!"

„O du großartiger Halunke", sagte sie bewundernd.

Mit kurzen, abgerissenen Worten ging er auf seinen Plan ein.

„Die Sägemühle steht fest ... sie hat ja nichts mit England zu tun ... ich werde ihr meine Schuldenlast an den Hals hängen ... in zwei Wochen ist Sitzung ... sie sollen eine hohe Dividende kriegen ... die werd' ich schon irgendwie herausrechnen ... Gott sei Dank, daß ich auf die Idee gekommen bin ..."

Er hatte sich aufgerichtet, seine Augen glänzten. Seine Arme bewegten sich heftig wie die eines Volksredners. Das Gold lag ja wieder auf der Straße!

„Ich werde der Sägemühle den Svartforser Wald verkaufen! ... Keine Angst ... Mag sie dann Konkurs machen ... wenn die Umstände es wollen .. Ich komme jedenfalls über meinen gefährlichen Termin hinweg."

„Es ist ja nicht gesagt, daß sie Konkurs machen muß," fügte er wie entschuldigend hinzu, „die Krisis kann vorüber gehen ... aber sie kann natürlich auch schlimmer werden."

„Was tut's, wenn die Dampfsägemühle Konkurs macht," sagte sie hart, „wenn nur du stehen bleibst."

* * *

Der Amerika-Johann brachte wahrhaftig das Kunststück fertig, stehen zu bleiben.

An der Versammlung der Aktionäre setzte er es durch, daß der Svartforser Wald angekauft wurde.

Er sprach einleitungsweise von dem so überaus günstigen Verlaufe des Geschäftsjahres und von der zehnprozentigen Dividende, die sie laut seinen Berechnungen zu erwarten hätten. Dann hielt er eine große Rede über den Nutzen eines eigenen Waldes, betonte, daß er anderweitiger Verpflichtungen wegen vom nächsten Jahre an nicht mehr in der Lage sein werde, ihren Bedarf an Holz aus seinen Wäldern zu decken, daß es ihm aber gerade

jetzt möglich sei, ihnen 5000 Tonnen Land Wald zu einem äußerst billigen Preise abzutreten. Eigentlich sei es zwar seine ursprüngliche Absicht gewesen, diesen wertvollen Wald, den er vor kurzem von der Svartforser Aktiengesellschaft erstanden habe, mit gutem Gewinne weiter zu verkaufen. Da ihm aber begreiflicherweise das Wohl der Äppelviker Dampfsägemühle vor allem am Herzen liege und er es ihr gern ersparen möchte, an einen unverschämten Konkurrenten ausgeliefert zu werden, so würde es ihm ein Vergnügen bereiten, ihnen besagten herrlichen Wald zum Selbstkostenpreise überlassen zu dürfen . . .

Die Bauern, die steif wie Lichter um den Tisch saßen und schmunzelnd an die zehn Prozent Dividende dachten, leisteten keinen Widerstand.

Die Aussicht, wieder Waldbesitzer zu werden, schmeichelte ihnen. Denn nun wußten sie, daß der Wald viel, viel Geld wert war. Der Ankauf der 5000 Tonnen Land wurde beschlossen. Im Namen der Versammlung dankte der Svarvar-Gustav ihrem lieben Direktor für seine Uneigennützigkeit, die er eben wieder einmal so glänzend bewiesen habe. Der Amerika-Johann antwortete gerührt und wehrte sich mit bescheidenen Worten gegen das Lob, das ihm so unerwartet und so unverdienterweise erteilt worden sei.

Er war gerettet, und da sich die zehn Prozent Dividende weit herumsprachen, wurde es ihm leicht, seine fünf Sägewerksaktien unter der Hand zu verkaufen.

Und die Krisis in England breitete sich mehr und mehr aus. Sie griff auf Frankreich hinüber, machte sich in Deutschland bemerkbar und legte den Holzhandel vollständig lahm.

Und als der Winter kam, da blieb es still im Walde. Die Bauern warteten vergebens auf den guten Verdienst. Die Aktiengesellschaften ließen keinen Baum umhauen.

Und da nicht gefällt wurde, gab es nichts zu schlitteln. Und im Frühling würde es nichts zu flößen geben.

Nur im Svartforser Walde wurde gearbeitet. Dort hieben sie Bäume um, die in Äppelvik zersägt werden sollten.

Aber im neuen Jahre ging die Nachfrage nach Balken und Brettern mehr und mehr zurück. Die Bautätigkeit erlosch. In jedem Bauernhofe spürten sie die Krisis. Der Winterverdienst war ausgeblieben! Vielleicht fiel er auch im nächsten Jahre wieder aus. Man mußte sparen und hatte sich doch an so viele neue Bedürfnisse gewöhnt.

Die Aktionäre bereuten es, daß sie den Wald gekauft hatten! Es wurde immer schwerer, den Verpflichtungen zu genügen.

Man munkelte, daß die zehn Prozent Dividende nur ein Lockmittel gewesen seien. Mehr als das: ein Schwindel, ein Betrug. Nicht nur der Reingewinn sei verteilt worden, nein, auch das Betriebskapital habe herhalten müssen und Materialabschreibungen suche man vergebens.

Die zehnprozentige Dividende war ihnen gar süß eingegangen, nachträglich aber lag sie ihnen wie ein Stein im Magen.

Im nächten Herbst stand die Äppelviker Dampfsägemühle vor dem Konkurs. Die Bauern hatten schwer, die Bedeutung dieses schrecklichen Wortes voll und ganz zu erfassen.

Konkurs . . . sie brachten das Wort nicht mehr aus dem Munde . . . in den Ohren saß es so fest wie das Blutsausen . . . selbst die kleinen Kinder nahmen es in ihre Sprache auf, wenn auch etwas verändert und ihrer ungeübten Zunge angepaßt.

Konkurs . . . dann stehen die Maschinen still. Dann braucht es auch keinen mehr, der die Maschinen besorgt. Und da man kein Holz mehr braucht, sind auch die Holz-

hauer überflüssig. Und die Flößer und die Köhler. Und die Fuhrleute und die Pferde. Dann ist man wieder bloß ein Landwirt und nichts anderes. Aber vom Bauern allein kann man ja nicht leben ...

Und das schöne Geld? Würde das alles zum Teufel gehen?

„Nein, es wird nicht zum Teufel gehen," sagte der Svarvar-Gustav, „es steckt ja in den Maschinen und Gebäuden drin."

Die Bauern atmeten auf.

„Ein anderer wird die Sägemühle kaufen, und dann kriegen wir unser Geld zurück."

Aber in Zukunft wollten sie ihr Geld doch lieber wieder der Sparkasse anvertrauen, wenn es dort auch weniger Zins trug.

Der Konkurs wurde erklärt.

Hohe Herren kamen angereist, Herren mit scharfen Worten und heftigen Gebärden und ungeduldigen Ausrufen, wenn man auf eine Frage nicht blitzgeschwind antwortete. Herren, die den Hut nicht abzogen, wenn sie in eine Stube traten, was doch sonst die Herren getan hatten. Sie standen überall herum, maßen im Wald die Bäume, untersuchten die Maschinen, bewerteten das Holzlager und richteten sich auf dem Kontore ein, als seien sie zu Hause.

Und diese seltsamen, ja unangenehmen Herren erklärten den Äppelvikern, daß bei einem Konkurse vor allem und zu allererst die Ansprüche der Gläubiger befriedigt werden müßten. Erst wenn das geschehen sei, kämen die Aktionäre an die Reihe. Die Gläubiger aber, das seien sie.

Die Bauern standen da, als fiele am heiterhellen Tage die Sonne vom Himmel herunter wie ein angeschossener Vogel und rundum werde es rabenschwarz. Sie hörten gar nicht, daß sie von den Gläubigern als „Idioten, Esel, Dummköpfe und Tölpel" angeredet wurden. Sie standen

da wie kleine Kinder, die verdutzt und bestürzt auf das Bächlein schauen, das zu ihren Füßen rinnt, und die sich schuldig fühlen und doch nicht recht wissen, warum und wieso. Und sie hatten die größte Lust, ihrem Gelde nachzuweinen, wie Engel weinen, wenn eine Seele verloren geht. Schließlich nahmen sie sich notdürftig zusammen und marschierten in ernster Prozession zum Amerika-Johann. In ihrer Mitte, unsichtbar, doch allen bewußt, trugen sie die Leiche ihres schönen Besitztums, und nur wenig Hoffnung hatten sie, daß der Amerika-Johann sie wieder zum Leben auferwecken könne.

„Ist es wirklich wahr?“ stammelten die rüstigen, starken Männer.

„Leider Gottes,“ antwortete der Amerika-Johann, „so lautet das Gesetz, man kann nichts dagegen machen . . . obwohl das Gesetz ungerecht ist . . .“

Das Gesetz, das Gesetz! . . . Ein solches Gesetz! Warum schafft man es nicht ab? Ist es nicht sündig, solche Gesetze zu erlassen? Der König muß ein schlechter Mensch sein.

Aber solange die Sägemühle stand, konnten sie nicht recht an ein Unglück glauben. Vielleicht kam ja auch ein Käufer und bezahlte soviel, daß alle Gläubiger befriedigt werden konnten und auch noch für sie eine hübsche Summe abfiel.

Aber auf der Auktion fand sich kein Käufer für das Ganze. Jeder Teil des Inventars mußte einzeln versteigert werden. Maschinen und Holzlager gingen zu Schleuderpreisen weg. Das Gebäude wurde auf Abbruch verkauft. Grundstück und Svartforser Wald kamen in den Besitz eines Fremden.

Und der ungefüge Kessel wurde wieder weggeschafft und auch die glattpolierte, öltriefende Kolbenmaschine. Die hohe Gattersäge wurde auf Wagen verladen und die Hobelmaschinen und alle die anderen Maschinen des-

gleichen. Und mit jedem Stücke, das verschwand, raubte man ihnen etwas, das ihnen teurer war als die Kinder daheim in der Stube und Pferd und Kuh im Stalle.

Und der Schornstein des Kesselhauses wurde niedriger und niedriger. Mit ihm war einst ihre Hoffnung stolz bis zu den Wolken hinauf gewachsen. Nun stieg sie wieder herunter und duckte sich und setzte sich auf den schmutzigen Erdboden.

Und die Dächer wurden abgedeckt, die Verschalungen gelöst, die Balkengerüste auseinander genommen und alles verfrachtet und davon gefahren. Und da ward es ihnen, als reiße man ihnen die Kleider vom Leibe.

Wo die stolze Dampfsägemühle gestanden hatte, war nur noch ein wüster Platz, ein Trümmerhaufen zu schauen. Und ein wüster Platz und ein Trümmerhaufen war auch in ihrer Seele.

Nur einen Trost hatten die verarmten Bauern: Nun hatte auch der Amerika-Johann ein schönes Vermögen verloren. Das tat ihnen wohl in ihrer Betrübtnis.

Aber nach und nach sickerte es durch, daß der Amerika-Johann noch ebenso reich sei wie zuvor. Er hatte seine Aktien verkauft, solange es noch Zeit war. Er hatte seine Habe gerettet, eh' das Schiff versank.

Und es wurde bekannt, daß er es gewesen war, der den Svartforser Wald gekauft hatte, wenn auch unter dem Namen eines Fremden.

Da sahen sie ihn auf einmal im wahren Licht. Das Licht war so stark, daß ein Halbblinder über das, was er schaute, nicht mehr im Zweifel sein konnte: der Amerika-Johann war ein Lügner, ein Betrüger, ein Schurke, ein Erzschelm.

Vom Gesetze zu reden, wo er es war, der an allem die Schuld trug.

Und sie wiederholten sich sein Sündenregister von Anfang an. Nichts vergaßen sie. Jede Erinnerung gab ihrem Zorne einen neuen Peitschenschlag.

Heute brauchten sie keinen Branntwein zu trinken, um in die Rauflust hineinzukommen.

Sie rotteten sich zusammen und zogen nach dem Stenbackshof.

Aber der Vogel war ausgeflogen. Die Tür war verriegelt. Die Fenster bargen sich hinter eisengebänderten Läden.

Sie schlugen an die Türe, sie polterten rund ums Haus. Sie warfen im Schuppen einen Wagen um, zerschlugen ein paar leere Fässer, ließen Kuhmist in den Ziehbrunnen fallen und schleuderten Feldsteine gegen die gelben Bretterwände.

Aber das war ihnen nicht genug. Sie spürten ein Zukken in den Händen. Und für dieses Zucken gab's keine andere Arznei als eine tüchtige Schlägerei.

„Eigentlich bist du dran schuld, daß wir die Sägemühle gebaut und all unser Geld verloren haben," sagte der Back-Jonas und trat auf den Svarvar-Gustav zu.

„Recht hat er," stimmte ihm der Dunder-Fredrik bei, „wir hätten die Sägemühle nicht bauen sollen!"

„Die Sägemühle war gut," antwortete der Svarvar-Gustav, „der Fehler liegt am Amerika-Johann . . . wenn der uns nicht betrogen hätte . . ."

„Jawohl," rief der Näs-Olle, „die Sägemühle war recht, aber der Amerika-Johann war ein Schuft . . ."

„Und ich sage, daß der Svarvar-Gustav an allem schuld ist," sagte der Bach-Jonas eigensinnig, „er hat gesagt, daß wir unser Geld nicht verlieren könnten . . ."

„Ja, das hat er gesagt . . ."

„Und nun haben wir es doch verloren . . ."

„Der Svarvar-Gustav ist ein Schuft, genau so gut wie der Amerika-Johann."

„Sag's noch einmal," schrie Gustav außer sich „und ich schlage dir deine Zähne in den Rachen hinunter, daß du von heute ab kein hartes Brot mehr essen kannst."

„Ein Schuft bist du," sagte Jonas und stellte sich in Positur.

Nun war das Zucken in den Händen so stark geworden, daß Gustav nicht mehr an sich halten konnte. Er sprang auf den Back-Jonas los und war bald mitten drin in der prächtigsten Schlägerei.

Die anderen nahmen Partei. Und da sich ungefähr die Hälfte auf Gustavs Seite stellte, war es jedem vergönnt, zu dreschen und gedroschen zu werden.

Und die Schläge und Püffe und Stöße und auch die Fußtritte taten allen wohl und wirkten wie eine Schwitzkur oder wie ein tüchtiger Aderlaß.

In einer Viertelstunde hatten sie sich allen Schmerz und alle Wut und alle Enttäuschung vom Herzen heruntergeprügelt.

Eine wehmütige Stimmung lag über ihnen, wie sie so dastanden und an ihren Kleidern herumbürsteten und tiefsinnig die Fetzen und Löcher betrachteten. Und in der Wehmut war keine Bitterkeit mehr.

„Zum Raufen haben halt doch die bocksledernenen Hosen besser getaugt", sagte der Back-Jonas.

„Aber eine schöne Sägemühle ist's doch gewesen", sagte der Svarvar-Gustav träumerisch.

Etwas wie Stolz kam über sie. Nun hatten sie doch wenigstens eine Erinnerung, von der sie zehren konnten, solange sie lebten. Nun würden sie immer wieder von der Dampfsägemühle erzählen, die einmal dort unten am See gestanden hatte, mit einem Schornstein, so hoch wie ein Kirchturm, mit einer Maschine, stärker als alle Äppelviker Pferde zusammen, und einer Gattersäge, die in einer Minute hundert mannsdicke Bäume zerschnitten hatte. Oder nicht?

„Und der Amerika-Johann ist im Grunde vielleicht gar nicht so schlimm," sagte der Dunder-Fredrik, „für die Krisis in England kann er nichts . . . und ein verflucht

gescheiter Kerl ist er auf alle Fälle ... der hat sich von dem Konkurse nicht erwischen lassen ..."

„Und eigentlich haben wir ja jetzt nicht weniger als vorher," sagte der Stor-Daniel philosophisch, „wir sind nicht ärmer als anno siebzig."

Er glaubte an das, was er sagte. Und auch den anderen war es wie eine plötzliche tröstende Erleuchtung.

* * *

Der Hol-Matts klagte nicht über den Konkurs. Er hatte schon längst eingesehen, daß das Geld nichts wert sei. Der Verlust seiner beiden Aktien kam wie eine längst erwartete letzte Bekräftigung.

„Das Geld ist nur eine Einbildung," sagte er zu sich selber, „denn wie könnte etwas, das etwas ist, plötzlich zunichte werden? Ein Acker ist und bleibt ein Acker, und ein Haus ist und bleibt ein Haus. Hier aber hab' ich zwei Scheine —" er schaute auf seine beiden Aktien — „und darauf steht, daß ich zwei Tausend besitze, und doch besitze ich nichts. Es scheint mir, daß man an das Geld glauben muß, so gut wie an den Himmel. Verliert man aber den Glauben, so ist's aus mit ihm. Da lob' ich mir einen Acker."

Der Konkurs hatte ihm seine Söhne auf den Hof zurückgebracht. Da saßen sie nun notgedrungen zu Hause, untätig und faul, obwohl an allen Ecken und Enden genug zu tun war.

Aber die Hoffnung verließ ihn nicht. Wohl wußte er, daß das Pflichtgefühl, das früher die Jungen an Grund und Boden gebunden hatte, nicht mehr lebendig war. Aber er hoffte auf den Zwang der Not. Und aus der notgedrungenen Arbeit in Wiese und Feld würde ganz langsam die Freude am Bauern wieder in ihnen aufwachen. Er wollte sie machen lassen. Sie sollten spüren, daß sie ihr Eigenes verwalteten. Sie sollten mit Stolz und Lust

erfahren, daß sie hier auf dem Hofe Herren waren, Herren von Gottes Gnaden.

Aber die Söhne schrieben heimliche Briefe an ihre Bekannten in Stockholm. Und als sie Antworten erhielten, die ihnen paßten, schnürten sie ihr Bündel und machten sich davon.

Sie hatten dem Alten nichts gesagt und freuten sich nun über ihre gelungene Flucht wie über einen lustigen Streich.

Wenn einer reuig werden wollte und für den alten Vater das Schlimmste zu fürchten begann, dann halfen ihm die anderen mit zuversichtlichen Worten über die wehleidige Anwandlung hinweg. „Er wird wohl nicht verhungern," sagten sie, „und kommen wir als reiche Leute wieder nach Haus, so hat er auch nichts dagegen."

Der Hol-Matts verhungerte nicht. Die Nachbarn gaben ihm zu essen, wenn sein Teller leer war. Viel brauchte er nicht. Er aß nicht mehr als ein Vogel.

„Er lebt vom Hasse", sagten die Äppelviker zueinander.

Ja, der Hol-Matts lebte von seinem Hasse. Er hatte seine Söhne verflucht. Er verfluchte sie jeden Tag. Ein Fluch war sein Morgengebet, ein Fluch sein letztes Wort, ehe der Schlaf über ihn kam.

Er saß untätig in seinem Hause und wartete darauf, daß die Strafe Gottes an seinen Söhnen offenbar werde. Das Unkraut wuchs unter der Türschwelle herein.

Einmal besuchte ihn der Pfarrer.

Er war ergriffen von dem verwilderten Hof, wo alles wuchs, wie es wachsen wollte, und hundert Vögel in den sicheren Dickichten ihre Nester hatten.

Er ging in das Haus hinein wie in ein verwunschenes Schloß. Aber in das Herz des Alten kam er nicht.

Der Hol-Matts ließ ihn reden und predigen. Auf alles hatte er nur eine Antwort: „Gott wird sie strafen," murmelte er.

Und er verharrte in seinem Hasse wie in einer uneinnehmbaren Festung.

Ein Winter verging. Der Alte wartete immer noch darauf, daß die Strafe Gottes an seinen Söhnen offenbar werde.

In einer Frühlingsnacht, als auf dem See mit Donnern und Krachen das Eis in Stücke ging, da geschah es, daß er die Stimme Gottes hörte. „Reise nach Stockholm zu deinen Söhnen!“ sagte sie klar und deutlich.

Neues Leben kam in seinen alten ausgemergelten Leib. Er mußte der Stimme Gottes gehorchen.

Er setzte sich vors Haus, und wenn ein Bauer vorüberkam, so rief er ihn an und fragte ihn, ob er nicht einen kleinen Acker kaufen wolle. Denn er habe die Stimme Gottes gehört und müsse nach Stockholm reisen und dazu sei Geld von nöten.

Man fand das Angebot wunderlich, aber man war an seine Wunderlichkeit gewöhnt, und schließlich stellte sich ein Käufer ein, denn der Preis war niedrig.

Seine Absicht sprach sich herum.

„Du kannst ja nicht gehen,“ sagte man zu ihm.

„So kann ich fahren,“ antwortet er, „und wenn ich eine lange Treppe hinauf muß, so kann man mich tragen. Ich bin so leicht wie eine Vogelfeder.“

Er machte sich zur Reise bereit.

Es gab aber einige Bauern in Äppelvik, die der Meinung waren, daß man ihn nicht dürfe fahren lassen. Er werde sicher irgendwo verunglücken, alt und gebrechlich wie er sei. Und sie wandten sich an den Pfarrer und baten ihn, die Reise zu verhindern. Der Pfarrer aber ging nicht darauf ein. Wohl konnte er nicht an das hörbare Auftreten Gottes glauben und war geneigt, den nächtlichen Ruf einer krankhaften Sinnestäuschung zuzuschreiben. Aber er versprach sich von dem Stockholmer Besuch eine wohltätige Abwechslung für den armen Alten,

der so verbissen und befangen in seinem Hasse dahinlebte. Und darum legte er der Reise nichts in den Weg. Aber er riet dem Hol-Matts, einen erfahrenen Mann mitzunehmen, der schon einmal in der großen Stadt gewesen sei und ihm während der langen Fahrt und bei dem vielleicht nicht so einfachen Aufsuchen der Söhne behilflich sein könne.

Der Hol-Matts folgte seinem Rate. Und an einem frühen Morgen fuhr er davon, mit den Augen ungeduldig dem Wagen vorauseilend.

Als eine Woche vergangen war, kam er wieder zurück. Der Pfarrer hatte ihn gebeten, auf der Heimreise bei ihm einzukehren. So geschah es.

Carlénius schaute ihn neugierig an und fand, daß er jünger und kräftiger aussehe und den Kopf höher trage, als vor acht Tagen.

„Nun, mein lieber Alter, wie war denn die Reise?“ fragte er leutselig.

„O ja, schnell ging's, das muß ich sagen“, antwortete der Hol-Matts.

„Habt Ihr nicht viel Merkwürdiges und Wunderbares gesehen?“

„He, ja, man sieht Verschiedenes.“

„Ist Stockholm nicht eine schöne Stadt?“

„Ja, das kann schon sein . . .“

O diese Bauern, dachte der Pfarrer, sie könnten ans Ende der Welt reisen und würden doch nichts sehen.

„Habt Ihr die Söhne getroffen?“ fragte er.

Da lebte der Hol-Matts auf.

„Ja, ich habe meine Söhne getroffen“, antwortete er triumphierend.

„Ihr müßt sie in sehr guten Umständen gefunden haben, daß Ihr so glücklich dreinschaut“, fuhr der Pfarrer fort.

„Gott hat sie gestraft“, sagte der Alte hart und feierlich.

Der Pfarrer hörte die befriedigte Rache aus den Worten heraustönen und fühlte sich unangenehm berührt.

„Erzählt“, sagte er dann, als er seine Gemütsruhe wiedergewonnen hatte.

Und der Hol-Matts begann: „Ich bin also nach Stockholm gekommen ... und dort hat mich der andere, der mit mir gereist ist, in einen weichen Stuhl gesetzt, der fahren konnte. Und dann haben wir die Söhne gesucht.“

„So mir nichts, dir nichts? Wußtet Ihr denn die Adressen?“

„Der andere wußte sie ... er hatte gefragt und gefragt, bis er sie erfahren hatte ... Und dann bin ich in dem Stuhl durch viele Straßen gefahren ... der andere hat nämlich gestoßen ... ich bin mir vorgekommen wie ein kleines Kind und hab' mich geschämt ... aber die Leute haben sich nicht groß um mich gekümmert ... und dann bin ich an eine Stelle gekommen, wo sie ein Haus gebaut haben ... das Haus ist so hoch gewesen wie der Schornstein unserer Sägemühle, der jetzt wieder abgerissen worden ist ... Man mußte den Kopf beinahe auf den Rücken legen, wenn man das Dach sehen wollte, das aber noch nicht fertig war ...“

„Warum habt Ihr denn vor diesem Neubau Halt gemacht?“

„Der andere hatte erfahren, daß mein Jüngster auf diesem Bau Arbeit gefunden hatte ... darum saß ich also in dem Stuhle, dem neuen Haus gerade gegenüber ... und endlich sah ich einen mageren Burschen, der ein hölzernes Gestell auf dem Rücken hatte, und auf dem hölzernen Gestelle hatte er Ziegel und die trug er in den vierten Stock hinauf ... immer hinauf und hinab, hinauf und hinab ...“

„War das der Jüngste?“

„Ja, das war er ... immer hinauf und hinab ... hinauf und hinab ... und ringsum waren gleichhohe Häu-

ser . . . und keinen Baum sah man und vom Himmel nur einen kleinen Fetzen . . . nicht der tausendste Teil von dem, was wir in Äppelvik über uns haben . . . Und dann sind wir weiter gefahren, durch viele, viele Straßen, eine wie die andere, aber sie hatten verschiedene Namen und das war gut, sonst könnte man sich nicht zurechtfinden . . . und dann ist mein Stuhl auf einmal stillgestanden, und dann hat sich der andere umgeschaut und hat gesagt: ‚Hier muß dein Zweitältester irgendwo an der Arbeit sein.' Und ich hab' auch geschaut, und meine Augen sind gut, denn ich bin früher ein guter Schütz' gewesen — — — und da hab' ich auf einmal ein Dutzend Männer gesehen, alte und junge, und einige hatten lange Schläuche in den Händen, aus denen spritzte Wasser heraus . . . und einige hatten lange Besen, mit denen sie den Kot und den Schmutz zusammenfegten . . . er war einer von ihnen!"

„Wer?"

„Der Zweitälteste! ‚Soll ich ihn anrufen?' hat der andere gesagt. ‚Nein', hab' ich gesagt, ‚sei still' . . . Und ich hab' ihn genau angesehen . . . er aber hat mich nicht erblickt, sondern hat auf den Boden geschaut, auf all den Schmutz und den Kot . . . und er hat in einem fort gewischt . . . hin und her . . . und bisweilen haben sie ein Loch aufgetan, aus dem ist ein übler Gestank gekommen . . . und ich hab' geguckt und geguckt . . . und dann hab' ich den anderen gefragt: ‚Glaubst du, daß er jeden Tag dasselbe tut?' ‚Ja', hat der andere gesagt. ‚Das glaub' ich."

„Es muß auch Leute geben, die solche Arbeit tun", sagte der Pfarrer belehrend.

„Es kann sein, daß es solche Leute geben muß," antwortete der Hol-Matts, „die Stadt ist eine merkwürdige Einrichtung . . . hier auf dem Lande wischt jeder seinen Schmutz selber auf die Seite! . . . Doch, wie gesagt, es ist möglich, daß es solche Leute geben muß . . .

daß aber einer, der auf einem Hofe sitzen könnte, solches tut, das kann man nur begreifen, wenn man weiß, daß ihn Gott gestraft hat. Und wir sind weiter gefahren, und ich hab' mich gewundert, ob auch der Älteste von Gott gestraft worden sei ... und wir sind vor eine große weite Türe gekommen, und dahinter hat's gerasselt und gelärmt, wie in unserer Bautischlerei, die jetzt nicht mehr steht ... ‚Da drin ist dein dritter', hat der andere gesagt ... und ich bin sehr neugierig gewesen. Und die Türe hat sich auf die Seite geschoben, denn in der Stadt ist alles anders ... und da bin ich in einen großen Saal gekommen, und zuerst hab' ich mir gar nicht denken können, daß mein Stuhl weiter fahren werde, denn alles ist voll Räder und Eisenstangen und breiten Lederriemen gewesen ... aber ein Mann ist auf uns zugetreten. ‚Was wünschen Sie', hat er gesagt ... und hat mich ganz merkwürdig angeschaut, als hätt' er noch nie einen krüppligen, alten Mann gesehen ... ‚Er möchte seinen Sohn sehen', hat der andere gesagt und er hat auch gesagt, wie ich heiße und wie mein Sohn heiße ... und da hat der Mann mit der Hand gewinkt und ist uns vorausgegangen ... und dann sind wir an einen Tisch gekommen mit vielen Rädern, die Räder aber sind stillgestanden ... und der Mann hat einem Arbeiter etwas gesagt, und der hat geantwortet und mit der Hand hinter sich gezeigt ... ‚Ihr Sohn ist im Magazin', hat da der Mann gesagt, und zwar ganz freundlich, er war überhaupt ein freundlicher Herr, ‚soll ich ihn rufen lassen?' ‚Nein,' hab' ich geantwortet .. ‚aber ich möchte gerne wissen, was er für eineArbeit tut.' ‚Bitte', hat der Mann gesagt und hat ein kleines hölzernes Ding vom Tische genommen und hat es mir gezeigt ... Es hat ausgesehen wie ein Tellerchen, wie ein Schüsselchen, mit einem Loch in der Mitte ... ‚Macht er solche Scheibchen?' hab' ich gefragt. ‚Ja', hat er geantwortet. ‚Wozu braucht man solche Scheibchen?' hab ich gefragt.

‚Für unsere Telefonhörrohre', hat er geantwortet. ‚Macht er nichts anderes?' hab' ich gesagt. ‚Nein', hat er geantwortet. ‚Aber von dem kann er doch nicht leben', hab' ich gesagt. ‚Gewiß,' hat der andere gesagt und gelächelt, ‚sehr gut sogar. Er hat's vom Stück, und wenn er fleißig ist, kann er täglich eine hübsche Anzahl von Kronen verdienen.' Ich hab' nur immer das nichtige Tellerchen anschauen müssen. ‚Macht er wirklich nichts anderes?' hab' ich wieder gesagt, ‚vom Morgen bis zum Abend?' ‚Nein', hat er geantwortet . . . ‚Jahraus, jahrein?' ‚Nein' hat er wieder geantwortet. Ich hab' eine Weile lang nichts zu sagen gewußt . . . dann hab' ich auf das kleine Schüsselchen gezeigt und hab' gesagt: ‚Darf ich das behalten?' ‚Bitte', hat er gesagt . . . dann sind wir wieder hinausgefahren . . . und da hab' ich gewußt, daß auch mein Ältester von Gott gestraft worden ist, wie er es verdient hat."

Der Pfarrer schaute den Alten an, der zufrieden lächelte. Er wollte ihm beweisen, daß seine Söhne nicht zu beklagen seien und daß von einer Strafe Gottes nicht gesprochen werden dürfe. Aber die fanatische Überzeugung und Sicherheit, die aus den Augen des Hol-Matts leuchtete, brachte ihn aus der Fassung. Er schwieg.

Und der Hol-Matts kehrte auf seinen Hof zurück.

Am andern Morgen setzte er sich vor die Türe und schaute sich um.

Die Bäume trieben das erste Laub, und die Fichten hatten ihre rosenroten, erdbeergroßen Blütenzäpfchen aufgesetzt. Der Himmel war so blau, wie er nur sein konnte, und doch war der See noch blauer. Am allerblauesten aber waren die Berge dahinter, ein jeder doch mit einem neuen Ton und ganz besonderer Schattierung. Die Birken schimmerten hell und funkelten, als hätten sie tausend kleine Spiegelchen aufgesetzt und nicht kleine, gelbe, grüne, starkduftende Blättchen. Und das Sonnen-

licht lachte und spielte im Himmel und auf Erden, guckte in alle Winkel, fraß allen Schatten auf, leuchtete und blendete und brach sich tausendfach an Fensterscheiben und glitzernden Steinen und Sandkörnern.

Der Alte dachte an seine Söhne. „Sie sind schon gestraft", sagte er wieder und wieder triumphierend vor sich hin.

Aber vor der hellen, seligen Frühlingswelt hielt der Triumph seines Hasses nicht stand.

Er sah den Jüngsten vor sich, wie er die Ziegel in den vierten Stock hinauftrug. Er konnte vom Bilde des Zweitältesten nicht loskommen, der mit seinem Besen die Straße kehrte. Und er beschaute das armselige hölzerne Scheibchen, das er aus der Werkstatt mitgenommen hatte, und er sah seinen Ältesten vor sich, wie er tausend und aber Tausende solcher Scheibchen drehte. Nichts anderes, jahraus, jahrein.

Es wurde ihm so seltsam zumute. Und auf einmal fühlte er einen Schmerz, einen stechenden Schmerz. Der Schmerz kam aus dem Herzen. Er trieb ihm die Tränen zu den Augen hinaus. „O meine armen Söhne", jammerte er. Der Haß war aus seiner Seele verschwunden. Nur Mitleid war in ihr, nur Mitleid.

Er wußte nicht, warum seine Söhne ihr schlimmes Leben gewählt hatten. Er konnte nicht begreifen, daß sie in der Stadt lebten, statt bei ihm unter dem blauen Himmel, mitten im grünen Wachsen.

Er begriff das Tun seiner Söhne nicht.

Aber er hatte ihnen verziehen. Er trauerte um sie. Ihretwegen litt er. Keine Spur von Haß war mehr in ihm.

NEUNTES KAPITEL.

Unermüdlich drehten sich die Jahresräder auf ihre alte und doch so ewig neue Weise. Knarrend und knirschend ächzten die langen Winter langsam vorüber, lustig und wie geschmiert liefen die kurzen Sommer vorbei. Und aus den Quellen, die uns ewig dünken, floß Sonnenschein und Regen, die liebe Wärme und die schlimme Kälte. Und tausend Saaten standen freudig auf und legten sich ergeben nieder, da die Ernte kam.

Ruhig, unerschüttert und unveränderlich stand der Pellashof im Wechsel der Tage und Jahreszeiten.

Dort herrschte noch alte währschafte Sitte. Da bedeutete der Hof noch immer die Welt. Ihm gab man alles, alle Kraft, alle Gedanken. Dafür schenkte er alles, was zum Leben nötig war. Die Welt um ihn herum konnte untergehen. Der Pellas-Jerk würde ruhig weiterleben als wie zuvor.

Da war fleißige Arbeit. Der Hausvater gab das gute Beispiel. Und der alte Knecht und die alte Magd wußten nichts anderes, als daß man zum Arbeiten und Sterben geboren war.

Bei ihm war Sparsamkeit. Wenn der alte Knecht den Holznapf voll Suppe ausgelöffelt hatte, dann krümmte er den Daumen nach rückwärts, setzte ihn in die Mitte des Tellers, bewegte ihn im Kreise herum und schleckte ihn umständlich und gründlich ab: Nichts durfte verloren gehen, das war geheiligter, eingefleischter Grundsatz.

Bei ihm war ein gebietender Wille, der unbedingten Gehorsam forderte. Das mußte seine Tochter Kerstin erfahren.

Sie war sein einziges Kind geblieben. Greta, seine Frau, war an einem Frühlingsmorgen auf dem Glatteise ausge-

glitten und hatte den Rücken gebrochen. Sie war nach dreitägigem Leiden, das nur aus den Augen gesprochen hatte, doch nicht aus dem gelähmten Munde, in einer Nacht, und ohne daß es einer merkte, von ihnen weggegangen in das große Unbestimmte.

Er hatte sich mit seinem Töchterchen getröstet. Und ängstlich sich fragend, ob er nicht in der Erziehung seines Sohnes manchen Fehler begangen hatte, hatte er sich alle Mühe gegeben, mit unbeugsamem Willen und starrem Sinn sein Töchterchen beizeiten an Gehorsam zu gewöhnen.

An keinem Werktag hatte er sie aus den Augen gelassen. Und wenn der Sonntag gekommen war, dann hatte sie schon als kleines Kind mit ihm zur Kirche fahren müssen. Man hatte hinter ihnen dreingelacht. Sie hatte es gehört, doch nicht gewußt, warum man lachte. Sie hatte gar in ihrer Unschuld fröhlich mitgelacht.

Aber sie war älter geworden und hatte erfahren, warum man lachte. Und da hatte sie geweint und mit den Füßen auf den Boden gestampft und zum Vater gesagt, daß sie nie mehr mit ihm in die Kirche fahren werde, wenn er sich nicht kleide wie die anderen und auch ihr einen Rock verschaffe nach der üblichen Art und einen Hut.

Der Pellas-Jerk hatte rundweg Nein gesagt. Sie hatte ihn auch fürderhin in der alten Tracht begleiten müssen.

Und sie lernte spinnen und weben. Sie lernte das Dünnbier brauen und die Lichte gießen.

Sie tat die Arbeit gern. Wenn nur die Sonntage nicht gewesen wären!

Dann ging sie mit brennenden Wangen neben ihm her durch die schwarzgekleidete Menge zur Kirche. Das war schlimmer als Spießrutenlaufen. Sie hielt den Kopf gesenkt, um das Lachen und Grinsen nicht sehen zu müssen.

Sie hatte keine Freundin. Nie ging sie zum Tanz. Die Burschen würden sie doch nur auslachen.

Bisweilen haßte sie den Vater, weil er sie nicht leben ließ, wie es jetzt Brauch war! Aber sie zitterte dabei und zwang mit starkem Willen und Gebet den sündhaften Haß nieder.

Aber wieder und wieder stieg er in ihr auf. Er wurde zu einem dumpfen Groll gegen alle Welt. Er wendete sich gegen sie selber.

Sie konnte nichts dagegen tun.

* * *

Im Kirchdorfe war's, an einem Sonntage im Herbst, an einem Tage, von dem man gesagt hätte, daß er ein rechter Sonntag sei, wenn man auch nicht in den Kalender geguckt hätte. Denn er hatte die Stille und die Feierlichkeit und die Sonnenhelle, die es so leicht macht, an Gott zu denken und alle Arbeit ruhen zu lassen.

Vor der Kirche standen die Bauern in einem schwarzen Klumpen beisammen. Mitten drin aber sah man einen hellen Fleck. Alle Aufmerksamkeit richtete sich nach dieser sonderbaren Erscheinung. Die Leute hatten es heute gar nicht eilig, nach Hause zu kommen.

Trat man näher — und schwer war das, denn die Bauern standen wie aneinandergeleimt — so machte man die Entdeckung, daß den hellen Fleck ein junger Mann bildete. Er trug einen weißgrauen Anzug, Kniehosen, braune Strümpfe und niedere gelbe Schuhe. Der offene Rock ließ eine gelbe Weste hervorleuchten. Auf dem Kopfe trug er einen weichen Filzhut mit einem hellfarbigen Bande. Nicht zu vergessen ein blendend weißer, ungestärkter Kragen und eine bunte flatternde Krawatte.

„Wer ist das?“ fragten die Bauern.

„Einer aus der Stadt“, antwortete man.

„Was für einer? Ein Waldkäufer? Ein Händler?“

„Und sieh, Kniehosen trägt er!“

„Von weitem sieht er aus, als ginge er in unserer alten Tracht. Du weißt, wir hatten im Sommer auch hellgraue lange Röcke."

„Und niedere Schuhe hatten wir auch, hähä!"

„Aber schwarze, nicht gelbe, weißt du noch, mit Silberschnallen. Ich hab' jetzt noch ein Paar daheim auf dem Boden stehen."

„Ich auch."

„Aber weiß denn keiner, was das für ein Mensch ist? Vielleicht ist's einer von der Regierung?"

„Nein, das glaub' ich nicht, die kommen immer in Schwarz oder sie haben eine Uniform! Und dann sind sie gewöhnlich auch dicker!"

„Wo wohnt er?"

„Im Gasthaus."

„Dann braucht man bloß nachzufragen."

Da sagte der Dunder-Fredrik, der weiter hinten stand: „Ich habe nachgefragt."

„Und?"

„Das ist ein Tourist!"

„Ja so, ein Tourist", sagten einige und taten, als ob sie wüßten, was das sei.

Andere aber, die aufrichtiger waren, fragten: „Was ist das?"

„Das ist einer, der herumreist", antwortete der Dunder-Fredrik.

„Und Baumwollwaren verkauft oder so was? Ein Musterreiter?"

„Nein, er reist bloß herum, und wenn er etwas sieht, das ihm gefällt, so bleibt er stehen und sieht es an!"

„Ja so, das wäre mir ein merkwürdiger Kerl!"

„Er reist bloß um des Vergnügens willen, versteht ihr?'

„Also nicht, um Geld zu verdienen?"

„Nein, eher um Geld auszugeben!"

Man lachte.

„Dann muß er wohl reich sein!"

„Sicher! Würde er sonst herumreisen können? Auch die Scherenschleifer ziehen von Dorf zu Dorf, aber die leben von ihrem Schleifstein. Und manchmal betteln sie, wie die Vagabunden auch. Aber ein solcher Mann, ein Tourist, wie man das nennt, der reist um des Vergnügens willen von Dorf zu Dorf, versteht ihr, und schläft in einem guten Bette, wenn es eines gibt, und ißt gut und trinkt gut, und alles bezahlt er, versteht ihr. Wo er durchgereist ist, da bleibt Geld zurück. Man kann sagen, ein Tourist ist eine Art von Vagabund, versteht ihr, aber eine ganz angenehme Art von Vagabund, gegen die man nichts haben kann, im Gegenteil."

Nun wußten die Leute, was ein Tourist sei, und beschauten ihn in Anbetracht seines wahrscheinlichen Reichtums mit Ehrfurcht und Neid, trotzdem er nicht schwarz gekleidet war.

„Wieso ist er denn gerade zu uns gekommen?" fragten sie dann wieder.

Der Mann mit der vielen Weisheit in der Tasche gab Antwort: „Der Amerika-Johann hat ihn irgendwo aufgefischt und mitgebracht."

„Ja so, der Amerika-Johann. Der weiß doch immer was Neues. Da steckt etwas dahinter."

„Ja, da steckt etwas dahinter. Umsonst tut der nichts", wiederholte man rundum. Aber man konnte nicht herausfinden, was der Amerika-Johann im Sinne hatte. Man hatte bloß die unbestimmte Ahnung, daß der nimmermüde Geschäftsmann eine neue Goldgrube entdeckt hatte. Und man wäre bei der Ausbeutung gerne mit dabeigewesen.

Es steckte wirklich etwas dahinter. Die Bauern ahnten das Richtige.

Der Amerika-Johann war auf einer seiner Geschäftsreisen mit dem jungen Manne zusammengetroffen. Da

sie auf einem abgelegenen Wirtshause die einzigen Gäste waren, hatten sie sich einander vorgestellt und den Abend zusammen verplaudert. Unter anderem hatte der Amerika-Johann auch den Ort seiner Herkunft genannt und dabei ganz beiläufig den alten Pellas-Jerk in seinem allgemeinen Berichte auftreten lassen. Da war der Fremde auf einmal Feuer und Flamme geworden, hatte mehr zu wissen verlangt und war mit Berichten über den altmodischen Bauern und seine Tochter und über den wunderlichen Bildermaler gar nicht zu ersättigen gewesen. Es hatte sich herausgestellt, daß er sich für derlei Menschenvorkommnisse lebhaft interessiere. Und da er sich gerade auf einer Ferienreise befand und über vollständige Bewegungsfreiheit verfügte, so hatte er nicht lange gezögert, sich dem Amerika-Johann anzuschließen, um so mehr, da dieser gegen einen Reisebegleiter nichts einzuwenden hatte, sondern ihm freundlich seinen Wagen zur Verfügung stellte! Dem Amerika-Johann war es nämlich unter dem Gespräche mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen, daß dieser Fremde eine Menschenart vorstelle, die er bis dahin noch nicht kennen gelernt habe, und daß diese Anziehungskraft, die Äppelvik ja augenscheinlich auszuüben vermöge, vielleicht eine Bereicherungsmöglichkeit bedeute, von der er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Jedenfalls hatte er sich gelobt, den anderen nicht so schnell aus den Blicken zu lassen, sondern scharfäugig und aufmerksam auf der Wacht zu sein, um einen etwaigen neuen Vorteil als Erster am Schopf zu nehmen und gewinnbringend zu machen.

Der junge Mann, ein geborener Stockholmer, war Schreiber in der Königlichen Eisenbahnverwaltung mit dem Titel eines Notars. Und wie sein bleichhaariges, blauäugiges Wesen ihn schon äußerlich als einen ausgesprochenen Schweden kennzeichnete, so ließ auch alles, was er sprach, ihn als eine hochpatriotische Seele er-

kennen, die gerne von Wikingern, Gustav Wasa und Karl dem Zwölften träumte und in einem Tanzklub, wo man nur echte Nationaltänze übte und alte Volkslieder sang, den Geist der schönen, unvergleichlichen Vergangenheit in einer schmählichen, prosaischen, allen erhabenen Idealen abgekehrten Gegenwart wieder lebendig zu machen versuchte. So war sein Dasein geteilt in die Stunden des aufgezwungenen, langweiligen Broterwerbs auf dem Königlichen Büro, wo er nun schon fünf Jahre saß, und in die mehr vergnüglichen Stunden seiner Freiheit, wo er sich erst als Mensch fühlte. Und wie andere in diesen Stunden dem Punsche fröhnen und der Liebe ihre Opfer bringen in höherer oder niederer Form, vielleicht auch als vernünftige Naturfreunde ihr Gärtchen bebauen und schöne Blumen züchten und nützliche Gemüse, so war für ihn ein vaterländisches Buch der beste Trank, die heldenhafte Vergangenheit die höchste Liebe und das reiche Gebiet der Volkskultur das Gärtchen, das er mit Eifer und gutem Willen und einer etwas kritiklosen Begeisterung immer wieder nach neuen Blumen durchsuchte.

Und jetzt stand dieser junge Mann auf dem Kirchplatze und schaute sich neugierig und erwartungsvoll um.

Auf einmal wurde er unruhig, änderte die Stellung und öffnete die Augen groß und weit, wie einer, der aus dem Schlafe erwacht.

Denn von der Kirche her, durch all die braune und schwarze Gewöhnlichkeit hindurch, kam ein alter Mann und ein junges Mädchen auf ihn zu, beide in der alten farbigen Tracht.

„Welche Pracht, welche Schönheit," sagte der Tourist zu sich selber, „wie ein wandelnder Blumengarten . . . o längstentschwundene Zeit, die hier noch am Leben ist . . ." Und indem er sich rücksichtsvoll zur Seite stellte, ließ er das Paar mit deutlich gewisener Ehrfurcht und

Bewunderung an sich vorübergehen. Doch der alte Mann schaute geradeaus und das Mädchen hielt den Kopf mit den wie vor Scham geröteten Wangen gesenkt.

„War er's?" fragte der Tourist den Amerika-Johann, der auf ihn zugetreten war.

„Jawohl."

„Ein wunderbarer Mensch!"

„Ja, der Herr Notar kann Recht haben . . ."

„Wann fahren wir nach Äppelvik?"

„Wann es dem Herrn beliebt!"

„Gleich?"

„Ganz wie der Herr Notar es wünscht: Mein Wagen steht vor dem Gasthause."

Sie fuhren.

Der Fremde wurde nicht müde, vom Pellas-Jerk und seiner schönen Tochter zu reden.

Erst nach einer Stunde ließ er den geliebten Gesprächstoff fallen.

„Wie sieht denn Äppelvik aus?" fragte er, „schöne Häuser?"

„O ja!" antwortete der Amerika-Johann und dachte mit Stolz an die bretterverschalte Schreinerherrlichkeit.

Aber als das Dorf vor ihnen lag, da sagte der Tourist:

„Pfui Teufel!"

Der Amerika-Johann sah ihn verwundert an.

„Und das nennen Sie schöne Häuser, diese gelbe, grüne, blaue und fleischrote Häßlichkeit? Ach Gott, wie das Land verdorben wird. Hier standen sicher die grauschwarzen, mächtigen Blockhäuser, voller Charakter, voller Schönheit."

„Schönheit? Wir fanden sie häßlich."

„Natürlich. Die alte Tracht vom Leibe und gespundete Bretter auf die Balkenwände. Und mit all dem Alten ins Feuer, auf den Misthaufen. Oder nicht?"

Der Amerika-Johann, der sich dieser ganz unerwarteten

Art von Wertschätzung gegenüber etwas unsicher fühlte, antwortete nicht.

„Aber der Pellas-Jerk wohnt ja hier, und seine Tochter, der wandelnde Blumengarten.“

„Ja, er wohnt weiter oben.“

„Und hat ein altes Haus, kann ich mir denken, wo noch die gute, geheimnisvolle Volksseele ihre Wunder weist.“

„Ja, ein Haus hat er ... ein häßliches, altes ...“ er brach mitten im Satze ab. Das Wort reute ihn. Er fühlte, daß er eine Unvorsichtigkeit gesagt hatte.

Der Tourist fiel auch schon über ihn her.

„Häßlich? Ach, mein lieber Mann, merken Sie denn nicht, daß wir in einer neuen Zeit leben, die die Worte häßlich und schön wieder gegeneinander ausgetauscht hat? Ich weiß von vornherein: Alles, was Sie schön heißen, werde ich häßlich finden, und alles, was sie als häßlich mit einem Achselzucken abtun, wird mich rühren und erschüttern und zu heißer Bewunderung zwingen. So sind wir Leute aus der Stadt.“

„Ein merkwürdiger Kauz,“ dachte der Amerika-Johann, „aber er hat Geld ... und mir kann's recht sein. Lohnt es sich, so gehe ich wieder in Kniehosen. Warum nicht?“

Und er klopfte auf den Busch und fragte: „Sie freuen sich also an den alten Dingen, ja? Aber viele Menschen gibt's wohl nicht, die sich um solches Bauernzeug kümmern? Oder doch?“

„Nicht viele? Allzuviele! Wissen Sie denn nicht, daß die Bauernkunst nahe daran ist, Mode zu werden! In der Stadt wenigstens! Noch einige Jahre: Und Sie werden Ihre Wunder erleben! Da pilgert man hinaus aufs Land, geht pietätsvoll den heiligen Stätten alter Kultur nach und fühlt bis ins Herz hinein, erschauernd, das echte, blutreiche Wesen unseres Volkes ... Ach ja ... Sie kön-

nen es nicht begreifen, wie wir in der Stadt uns danach sehnen, mit welcher Kraft und Intensität wir uns sehnen, im frischen reinen Quell der einfachen, herben Ursprünglichkeit zu baden!"

Der Amerika-Johann verstand nur die Hälfte. Der Tourist gebrauchte ein Wörterbuch, das ihm noch fremd war. Aber er hörte aufmerksam zu, so wie es einem Geschäftsmanne gebührt, und gelobte sich, auf der Hut zu sein und auf alle Zeichen zu achten.

„Hier wohne ich", sagte er und wies auf sein Haus.

Der andere verzog das Gesicht, als gebe man ihm alten Essig zu trinken.

„Lieber Mann," sagte er dann, „verzeihen Sie, wenn ich spreche, wie es mir ums Herz ist: Es ist ein ganz abscheuliches Haus! Man könnte blutige Tränen weinen, wenn man bedenkt, daß sich der angeborene Sinn des Volkes für Schönheit und zweckmäßige Einfachheit so hat täuschen, überreden und betrügen lassen."

Der Amerika-Johann nahm die absprechende Kritik seines Hauses stillschweigend entgegen.

„Aber wo kann ich ein Zimmer und ein Bett kriegen?" fragte der Tourist.

„Bei mir, wenn es Ihnen paßt. Und ich darf wohl sagen: Ist dieses Haus vielleicht auch häßlich und nicht nach dem angeborenen Sinn des Volkes für Schönheit und zweckmäßige Einfachheit, wie der Herr Notar gesagt hat, und der Herr Notar muß das besser wissen als ich . . . denn ich bin ein ungebildeter Mensch . . ."

Der Tourist machte eine ungeduldige Gebärde: „Lieber Mann, es handelt sich hier nicht um Bildung . . . Eben nicht . . . Gerade nicht . . . es handelt sich um den natürlichen, angeborenen Sinn . . ."

Aber der Amerika-Johann fuhr unbeirrt fort: „Denn ich stamme aus einem Bauerngeschlechte und verstehe mich nicht so gut darauf, wie ein Herr aus der Stadt."

Der Tourist verwarf wie verzweifelnd die Hände: „Ach ... ach ... ach ... das ist ja die schlimme Tatsache, die grausame Ironie: Daß heutigen Tages nicht mehr der Bauer, sondern der Städter das Bäurische achtet, schätzt und versteht. Begreifen Sie das?"

Der Amerika-Johann merkte, daß es nicht gut war, allzu viele Worte zu machen.

Er nahm sich vor, nur noch das Notwendigste zu sagen, in allem übrigen aber zu schweigen und durch diese Zustimmung den Fremden in der Meinung zu lassen, er werde verstanden.

„Wenn das Haus auch nicht schön ist," fuhr der Amerika-Johann fort und sah sich unwillkürlich um — was würden die Bauern sagen, wenn sie ihn hörten — „so ist es doch reinlich und luftig, sauber und praktisch, Dinge, die man den alten, wenn auch schönen, doch nicht immer allzu sauberen Bauernhäusern nicht nachsagen kann!"

Der Fremde lachte: „Die Kehrseite der Medaille. Ganz richtig. Das wäre natürlicherweise das Ideal: Die alte Schönheit harmonisch vereint mit der neumodischen Reinlichkeit. Aber man darf nicht zuviel verlangen. Und vorläufig nehme ich denn wohl mit der neumodischen Reinlichkeit vorlieb!"

Sie gingen ins Haus. Das Zimmer, das dem Touristen angeweisen wurde, gefiel ihm. Als er sich notdürftig eingerichtet hatte, stieg er die Treppe wieder hinunter.

Der Amerika-Johann führte das Pferd in den Stall.

„Wunderbar", sagte der Tourist, der ihm gefolgt war, und blieb wie gebannt vor einem bleiverglasten Fenster stehen, dessen alte Glasscheibchen in allen Regenbogenfarben glänzten und schillerten. „Wunderbar", wiederholte er. „Und diese Schönheit hat man in den Stall gebannt ... Ein Symbol, sozusagen. Die Prinzessin in der Tracht des Aschenbrödels! Mein lieber Mann, was

haben Sie getan! Ach, hätt' ich das Fenster in Stockholm!"

„Wenn es dem Herrn Notar beliebt ..." sagte der Amerika-Johann und machte eine Handbewegung, die soviel bedeutete als: Greifen Sie bloß fröhlich zu.

Der Tourist leuchtete auf: „Darf ich das Fensterlein kaufen ... das köstliche Fensterlein ...", fügte aber plötzlich hinzu, als ob ihn die allzu offene Bewunderung, die notwendigerweise eine Erhöhung des Kaufpreises herbeiführen mußte, plötzlich reue: „Nun ja, es ist ja ein altes Fenster ... und das Glas ist beinahe undurchsichtig ... und der Rahmen ist schon etwas angefault ..."

Aber der Amerika-Johann ließ sich nicht täuschen. Er hatte gut aufgepaßt: Kaufen? Wurden solche Dinge bezahlt? Gut denn, die Nachfrage bestimmt den Preis. Für ihn hatte das Fensterlein keinen Wert. Hatte es aber einen so großen Wert für den Fremden, wie sein deutliches, überschwängliches Entzücken vermuten ließ, so sollte er es auch gut bezahlen.

„Wieviel soll es kosten?" fragte der Tourist zum zweiten Male, denn er hatte die nicht unbegründete Furcht, daß der Preis um so mehr in die Höhe gehen werde, je länger der Besitzer nachdenke.

„Fünf Kronen," sagte der Amerika-Johann und war nach Bauernweise darauf vorbereitet, zwei, drei Kronen hinuntergehen zu müssen.

Aber der Tourist feilschte nicht. Die feingeschwungenen Bleibogen, die noch aus der Zeit stammten, wo das Glas etwas gar Wertvolles gewesen war und man es in die feierlichen Formen gotischer Kirchenfenster gebunden hatte, waren ihm viel mehr wert als fünf Kronen. Und das Glas selbst, dieses primitive, technisch so unvollkommene Material, das dafür aber in allen Farben spielte, wie eine Seifenblase, wie Perlmutter, wie eine ge-

wisse Art von irisierenden Halbedelsteinen, bekam er ja zu diesem Preise geschenkt.

Sie wurden schnell handelseinig, und der Tourist war um ein Bleifenster und der Amerika-Johann um eine wertvolle Erfahrung reicher, und jeder war auf seine Weise mit dem Geschäfte sehr zufrieden.

Das Stallfenster durfte vorläufig noch an seinem Platz bleiben, und die zwei traten zwischen den Hofgebäuden auf den steinigen Acker hinaus, wobei aber der Tourist einige Male zärtlich nach seinem Besitze zurückschaute und ein paar begeisterte Worte über das Ruhende, Festliegende des Blockbaues, wie es bei Stall und Scheune offen und unverhüllt zutage trat, äußerte.

Jetzt sah er auf einmal den Kornspeicher, der in einem Abstande von fast zwanzig Metern auf seinen hohen Füßen stand.

„Wie herrlich, wie entzückend ...“ rief er aus.

Der Amerika-Johann schaute verwundert nach allen Seiten, um den Grund der neuen Begeisterung zu entdecken und nicht unversehens mit einem Kaufangebote überrumpelt zu werden.

„Was ist denn das für ein Häuschen?“ fragte der Tourist und deutete auf den freistehenden Holzbau.

„Unser Speicher ist das, unser Speicher für Korn und Mehl ..., wir nennen's auch Herberge, denn man erzählt, daß man früher im Obergeschoß auch Gäste einquartierte, doch das ist lange her und die Sitte ist heutzutage vollständig verschwunden. Nur der Name ist geblieben.“

„Warum steht die Herberge so weit weg?“

„Wegen der Feuergefahr.“

„Und warum auf hohen Pfostenfüßen?“

„Wegen der Mäuse.“

Der Tourist stieg die dreistufige, aus einem Holzblocke ausgehauene Treppe hinauf und blieb mit dem Aus-

drucke eines Feinschmeckers, der einen seltenen Wein von auserlesenem Bukett prüfend kostet, vor der einflügeligen Bohlentüre stehen, die wuchtig, mit starken schmiedeeisernen Beschlägen wie gebändigt, doch auch mit einem zierlichen Griff und einem lustigen Schlüsselblech in Form einer etwas archaisch dargestellten Frauenfigur, den niederen Eingang versperrte. Er las mit Rührung und Ergriffenheit die eckigen Zahlen, die auf dem Türsturze eingehauen waren und besagten, daß diese Herberge schon vor dreihundert Jahren aufgebaut worden sei. Wahrlich, er fühlte erschauernd den Atem der Vergangenheit!

„Und der Schlüssel?“ fragte er.

Der Amerika-Johann stellte sich auf die Zehenspitzen, fingerte zwischen den Balkenvorstößen herum und bekam endlich den Schlüssel zu fassen, den er dem Touristen lächelnd hinunterreichte.

Der Schlüssel war von vorsündflutlichen Dimensionen, so schwer wie ein Hammer, im Notfalle ganz gut als Hiebwaffe zu gebrauchen, mit einem Schlüsselringe von der Größe eines Schirmgriffes, und verhielt sich zu den derzeitigen Schlüsseln wie ein Vater zu seinen kleinen Kindern.

Rasselnd und knarrend bewegte sich das Schloß, ächzend und stöhnend drehte sich die schwere Türe in den verrosteten Angeln, und mit einem tiefen Bücklinge und mit hochgehobenen Füßen traten sie vorsichtig über die Balkenschwelle in den niederen Raum.

Truhen und Kisten standen an den Wänden, und in einem ausgehöhlten Baumstamme als wie in einem Einbaume, dem primitiven Ruderboote heidnischer Vorfahren, lag Hafer. Der Fußboden bestand aus gespaltenen Stämmen, die Wände aus unbehauenen, mit Moos gedichteten Rundhölzern.

„Wie traulich, wie heimelig,“ sagte der Tourist, „und wie geborgen und sicher fühlt man sich hinter diesen unverhüllten Holzwänden. Kein Schwindel, keine pfuscher-

hafte Übertünchung. Das, was ist, weist sich offen. Das Holz schämt sich nicht. Ach, ein solches Zimmer zu haben. Meine lieben schwedischen Kiefern, die uns so getreulich gegen Wind und Wetter und alle Schrecken des Winters schützen. O Inbegriff der starken, festen, gesicherten, wohnlichen Häuslichkeit! Fühlen Sie nicht auch, mein lieber Mann, wie man gewissermaßen all den dummen Firlefanz, all das Schwächliche, Verlogene, mit dem uns die moderne Kultur so reichlich, allzu reichlich versehen hat, gleichsam abwirft in einem solchen Raume, über den dreihundert Jahre hinweggegangen sind, ohne ihm etwas anhaben zu können?" Und in empfindsamen Gefühlen wühlend, lehnte er sein Haupt an den Türsturz, mit einer Art Wollust daran denkend, daß eine wuchtige Hand vor dreihundert Jahren da draußen vor der Tür, dicht hinter ihm, mühsam Zahl um Zahl mit eckigen, beinahe runenhaften Ziffern in das harzreiche Kernholz eingehauen hatte.

Der Amerika-Johann hatte diese und jene Einwendung auf der Zunge: Beispielsweise, daß die dreihundert Jahre nicht so ganz spurlos über den Bau hinweggegangen seien, denn gar viele Balken seien bedenklich angefault und auf der Nordseite so gut wie zerstört, aber er behielt das für sich und prägte sich die nützliche Tatsache ein, daß der Geschmack der Städter von dem des Landbewohners sehr verschieden sein müsse, und daß es sich empfehle, aus diesem Umstande gelegentlich, wie es sich ziemt, angemessenen Nutzen zu ziehen.

„Steigen wir hinauf!" sagte der Tourist und kletterte langsam und vorsichtig die etwas wacklige Leiter hinauf.

Das Obergeschoß war offen bis unters Dach und zeigte alle Einzelheiten der Konstruktion, was den Touristen zu neuen Ausrufen des Entzückens veranlaßte, die die Offenheit, Unerschrockenheit, ja Monumentalität des bäurischen Bausinnes aufs lebhafteste priesen.

Der Amerika-Johann dachte sich im stillen, daß all dies schließlich nur auf Armut und ökonomisches Unvermögen zurückzuführen sei und der Erbauer wohl sehr erstaunt sein würde, wenn er hören dürfte, wie man ihm nach vielen hundert Jahren aus der Not eine Tugend machte. Und er dachte mit Befriedigung, daß es sehr leicht sein müßte, für Städter zu bauen, die vor einem Stallfenster und einem angefaulten Holzkasten in helles Entzücken geraten.

„Hier zu wohnen! Es wäre die Erfüllung meines höchsten Traumes. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein Fenster, alles primitiv seiner Form nach, damit es zu den Wänden paßt."

„Ganz wie es der Herr wünscht," sagte der Amerika-Johann.

„Wirklich? ... Sie sind ein famoser Kerl ... Und die Miete?"

„Ich müßte zuerst nachdenken ..."

„Natürlich, natürlich ..."

„Denn eigentlich ist mir der Speicher unentbehrlich .. Als Speicher nämlich."

„Ach ... ich verstehe ..."

„Der Hafer nämlich ... wohin soll ich mit dem Hafer?"

„Lassen Sie den Hafer, wo er ist. Ich brauch' nur diesen Raum, mehr nicht. Und hier liegen ja bloß ein paar alte Lumpen."

„Die Sache ist bloß die, daß ich hier oben ein Zimmer für meinen Knecht einrichten wollte!"

„Ach was, der kann wo anders schlafen."

„Nun ja, es hängt ganz davon ab, was der Herr bezahlen möchte ..."

„Gut, gut ... wir werden schon eins werden ... das bezweifle ich gar nicht ... aber zuerst noch die Aussicht ... denn eine gute Aussicht gehört dazu ..." Er

steckte den Kopf durch das kleine Guckloch in der Giebelseite.

Zehn Kronen im Monat, dachte der Amerika-Johann. Ob er das zuviel finden wird?

„Wunderbar, herrlich!“ rief der Tourist aus, aber es klang gedämpft, denn sein Hals und sein Kopf waren in der freien Luft.

Was er wohl jetzt wieder gesehen haben mag? dachte der Amerika-Johann. Ich muß ein rechter Dummkopf sein — und hab' doch immer gemeint, ich sei so gescheit — daß ich jahrzehntelang hier herumgelaufen bin und von all dem, was er wunderschön, entzückend und herrlich findet, nichts gemerkt habe.

Der Tourist zog den Kopf zurück und sprang auf die Füße: „Eine herrliche Aussicht, die prächtigste Aussicht in ganz Schweden ... ganz sicher ... unzweifelhaft ... das ist ja überwältigend ... kommen Sie hinunter ... ich will die Aussicht ansehen ... Vor dem Speicher muß es ja wunderbar sein ... die Öffnung hier oben ist etwas zu klein ... man wird müde ... kommen Sie ... schnell ... ich bin auf einer Entdeckungsreise ... können Sie meine Gefühle begreifen ... nicht Afrika, nicht der Nordpol ... nein Schweden ist's, das ich entdecke ... es ist wahrhaftig an der Zeit ... daß wir Schweden Schweden entdecken, das schönste Land Europas ... Spanien, Italien, Schweiz ... Mist!“ Und die Treppe hinuntersteigend wurde er so vaterländisch, daß er die Nationalhymne zu singen begann, bis ihm dann das Staunen über die überwältigende Aussicht für einige Augenblicke wenigstens von neuem den Mund verschloß.

Der Amerika-Johann aber ging langsam hinterdrein und beschloß, daß der Tourist zum mindesten fünfzehn Kronen im Monat zahlen müsse, der schönen Aussicht wegen.

Auf dem steinigen Acker stand der Fremde und schaute über Feld und See und die blauen Berge.

„Was für herrliche Steine!“ rief er aus.

Das ist bei meiner Seele der erste, dachte der andere, der so etwas sagt. Meinetwegen könnte sie der Teufel holen, schon lange.

„Alle Farben haben sie, meine lieben Brüder, die Steine. Grün und rot und grau und schwarz, mit Flecken und Streifen, einige wie kostbarer Marmor — o Griechenland, nicht stehst du höher als Schweden — du unser Wahrzeichen ... du wuchtiger, schwerlastender Granit ... schwarz und dunkel bisweilen, dann wieder hell und mit den weißen Feldspaten leuchtend ... und du Porphyr ... edles Material .. wert, Königsgräber zu schmücken ... o ihr lieben Steine.“

Ihr verdammten Steine, so sagten wir, dachte der Amerika-Johann.

„Und die Birken ... die Birken ... die reinen, weißen, jungfräulichen Birken ... ach, die Birken ...“

Was? Birken? Nun ja: umgehauen, gespalten, elf Kronen für ein Klafter; mehr wert als Steine sind sie schon, aber deswegen derart die Augen verdrehen und mit der Stimme überschnappen, nein, das soll ein anderer begreifen ...

„O ihr herrlichen Birken ... Rom, was prahlst du mit deinen stolzen Säulen ... Komm und schau unsere Birken und steh beschämt ...“

Das verstand er nun schon gar nicht ...

„Und du liebe Schwester, o Wasser! ... Du göttlicher See ... so blau, daß das Meer in der Bucht von Neapel nicht blauer sein kann. Herrliches Wasser!“

Na ja, mit der Herrlichkeit ist's nicht so weit her. Gut zum Trinken ist's nicht, Fische gibt's auch nicht, und jeden Winter brechen zwei, drei Menschen durchs Eis.

„Und der Blick in die Ferne ... Berg hinter Berg ... und der dunkle Wald ... O himmlische Aussicht ...“

„Ja, die Aussicht ist gar nicht übel,“ sagte der Amerika-

Johann laut, denn nun glaubte er mitsprechen zu können, „man sieht alle Segelschiffe, die vorbeifahren, und auch das Dampfschiff, wenn es ein Floß über den See schleppt ... und gerade gegenüber sieht man ein paar Sennhütten."

„Ach ... was schwatzen Sie da ... Gott sei Dank, daß ich kein Dampfschiff sehe, gerade die Einsamkeit ist's, die ich genieße."

Einsamkeit ...? Sollte das etwas Lustiges sein? Merkwürdige Leute, diese Städter. Sie, die Bauern, bauten immer an die Landstraße, um soviel wie möglich zu sehen und zu hören. Wie verschieden ... wie verschieden ... so ein Tourist war sicher am liebsten, wo man keinen Menschen sah, auch kein Dampfschiff ... bloß Steine — wer das begreifen konnte — und Birken — — — na ja, elf Kronen das Klafter, immerhin das — und Wasser — wenn es nur etwas fischreicher wäre ... Aber so waren wohl die Städter, man mußte sich danach richten. Ihm konnte es gleich sein, wenn's nur Geld zu verdienen gab. Vielleicht konnte er für den kleinen Dachraum in der Herberge zwanzig Kronen im Monat verlangen? Schon möglich! Vielleicht war dies alles: Verfaulte Hütten, Steine, Birken und Aussicht ein Kapital, das gute Zinsen tragen konnte, vielleicht größere und sicherere als der Wald!

Der Tourist stand still da. Hatte er nicht die Hände gefaltet? Nein, es sah nur so aus. Aber weit vom Händefalten war's nicht ...

Der Amerika-Johann wußte nicht, was er denken sollte. Schließlich sagte er. „Drei Meilen weit ist es bis ans Ende des Sees ..."

Der Tourist kam wieder zu sich. Er lächelte. „Da sehen Sie, wie man über dieser Aussicht alles vergißt ... Ich habe die schönste Stunde meines Lebens hinter mir ..." und mit frischem Tonfall, gleichsam aus der Kirche in den Alltag heraustretend — dem Pfarrer gleich, der in der Sakristei den feierlichen Rock auszieht und

nach Hause geht, um zu essen — fuhr er fort: „Wie steht's mit der Herberge? Kann ich das Obergeschoß mieten ...? Natürlich mit Bett, Stuhl, Tisch und verschließbarem Fenster?"

„Wenn Sie denn durchaus wollen, aber wie gesagt ..."

„Preis?"

„Ja, was soll ich sagen ... wieviel möchten Sie geben?"

„Sie haben zu bestimmen ..."

„Nun, ich habe mir gedacht ... zwanzig Kronen."

„Abgemacht! Zwanzig Kronen! Und daß Sie es nur wissen," dabei schaute der Tourist aus wie ein Spitzbube, der einen gewinnreichen Handel gemacht hat, „daß Sie's nur wissen ... die Aussicht ist mindestens hundert Kronen wert!"

Der Amerika-Johann war etwas verblüfft. Und bitter reuen tat's ihn auch. Aber er dachte: Wart' bloß ... das nächstemal!

Der Tourist, der seine verstörte Miene sah, kam mit einem Trostspruch: „Nun ja, offen gestanden, es sind nicht alle so vernarrt in Aussichten wie ich. Und darum sind zwanzig Kronen ganz gut bezahlt."

Aber der Amerika-Johann dachte: Mich übertölpelst du nicht. Ich weiß jetzt, was die Aussicht wert ist, du kannst sagen was du willst ... und laut entgegnete er: „Ja, aber die schönen Steine, die schönen Birken, das schöne Wasser ... und die schöne Aussicht! So was gibt's in ganz Schweden nicht!"

Der Tourist lachte laut heraus. „Ja so, haben Sie es auch schon gemerkt ... Aber gestern, nicht wahr, und auch heut' morgen, da haben Sie von all den schönen Dingen noch keine Ahnung gehabt, obwohl's Ihnen schon seit der Geburt vor der Nase liegt!"

Der Amerika-Johann wollte beleidigt tun, aber der Tourist ließ ihm keine Zeit dazu: „Also das Zimmer. Es muß sobald wie möglich in Ordnung sein."

„Ja, zwei Wochen wird's wohl gehen, bis die Herberge in Ordnung ist ... denn das Dach ist undicht ... und zwei, drei Balken müssen durch neue ersetzt werden."

„Neue?"

„Ja, denn sie sind so dünn vor Alter, daß der Wind hindurchbläst ... und jetzt im Herbst ..."

„Hm, ja ... zwei Wochen sagen Sie?

„Ja, ungefähr ..."

„Aber ich kann ja bloß zwei Wochen in Äppelvik bleiben!"

Sie schauten sich an.

„Bauen Sie die Herberge um!" sagte dann der Tourist. „Sie müssen mir versprechen, daß Sie das Zimmer einrichten ... Ich komme sicher wieder nach Äppelvik ... und sollte ich verhindert sein, so kommen meine Freunde! ... Und stellen Sie ein paar alte Möbel hinein ... Sie haben doch sicher ein paar alte Möbel?"

„Alte?" fragte der Amerika-Johann verwundert.

„Ja, alte! Je älter, je lieber!"

„O ja, die gibt es ..."

„Wo, wo?" Und der Tourist wurde ganz aufgeregt.

„Nun ja," kam die etwas zögernde Antwort, „auf dem Boden ... und im Holzhause."

„Im Holzhause?"

„Ja, und auch im Stalle!"

„Im Stall? ... Gerechter Himmel! ... und so behandelt ihr die heilige alte Kultur? ... Ihr Vandalen! ... Gut, daß ich gekommen bin ... Herunter vom Boden mit allem, was noch etwas taugt, heraus damit aus dem Holzhaus und Stall ..."

„Aber heute ist Sonntag ..."

„Ach ja, ... aber morgen ... nicht wahr?"

„Gerne!"

„Ich behalte also das Zimmer im Bretterpalast drüben ... und jetzt geh' ich und schau' mir das Dorf an ...

Wo wohnt der Pellas-Jerk? Und was ist sonst noch Interessantes zu sehen?"

„Wenn Sie die Straße hinauf gehen, dann kommen Sie zuerst zum Kvist-Pelle ... der hat einen guten Kaufladen ..."

„Gott bewahre mich ..."

„Dann haben Sie links den Skomar-Hans, ... und rechts den Back-Jonas, und noch weiter oben kommen Sie zum Näs-Olle und dann zum Svarvar-Gustav ... und ihm gegenüber auf der Höhe liegt der Pellashof. Und zwischen dem Skomar-Hans und dem Näs-Olle wohnt der Narren-Petter ... Sie werden's schon merken, wenn Sie zu seinem Häuschen kommen ... und nicht weit vom Svarvar-Gustav wohnt die Stenbacks-Britta ... das ist vieleicht auch was für Sie ... und dann gibt's auch einen Hof, wo bloß Unkraut wächst."

„Das interessiert mich nicht. Ich gehe also die Straße hinauf und komme erstens zum Narren-Petter, zweitens zu einer gewissen Britta!"

„Stenbacks-Britta."

„Und drittens zum Pellas-Jerk. Stimmt's?"

„Ja ... aber das Essen?"

„Das spielt heute keine Rolle!"

Und mit fröhlichen Schritten, von den Entdeckungen in Stall und Herberge angenehm belebt, auf viele andere, gar nicht unwahrscheinliche Entdeckungen freudig gespannt, ging er den steinigen, holprigen Dorfweg hinauf. Er war dem märchenhaften Schaffen der Volksseele auf der Spur und mit klopfendem Herzen erwartete er ihre Offenbarung.

Der Amerika-Johann aber rieb sich die Hände, ging dann auf den Boden, ins Holzhaus und in den Stall, betrachtete mit Vergnügen einige halbzerfallene, angefaulte Möbelstücke und sah plötzlich ein riesiges Kapital vor sich, von dem er keine Ahnung gehabt hatte. Und als sein

Blick auf ein Eckschränkchen fiel, das erst braun übermalt worden und dann zuguterletzt doch noch aus der Wohnstube verbannt worden war, da fielen ihm auf einmal die Blumen ein, die unter der braunen Farbschicht begraben lagen. Und da er sich der Bewunderung des Fremden für alles Alte erinnerte, nahm er ein Messer und begann die braune Farbe abzukratzen, obwohl es Sonntag war. Aber erst schaute er sich vorsichtig um, ob ihn auch kein Unberufener bei seinem seltsamen Werke überrasche, denn das wäre ihm unlieb gewesen, da ja vorläufig der ökonomische Erfolg noch ungewiß war.

* * *

Der Narren-Petter saß bei seinen bunten Steinen und sonnte sich.

Da kam auf einmal ein junger Mann von rechts her, wo der Weg hinter dem grünen Wohnhause des Skomar-Hans hervortrat, blieb stehen, schüttelte die Faust gegen die grellbemalte Bretterherrlichkeit und rief entrüstet: „Pfui Teufel!"

Der Narren-Peter glaubte seinen Ohren nicht. Was er geheim gefühlt, dort auf dem Wege schrie es einer laut heraus. O Wunder! So lieblich hatte ihm schon lange nichts mehr geklungen, und so süß war ihm Zeit seines Lebens noch nie ein Ausruf durch den ganzen Leib gegangen, wie dieses ehrliche, herrliche „Pfui Teufel!"

Und damit nicht genug ... der Fremde, ein junger Mann in hellgrauen Kleidern, ei, ei! in Kniehosen, ei, ei! in niederen Schuhen ... man darf ja seinen Augen nicht trauen ... dieser unglaubliche Mensch, mit dem ehrlichen, herrlichen, herzerfreuenden „Pfui Teufel!", das den Narren-Petter mit einem Schlag über die vielen Jahre des Ausgelachtwerdens hinwegtröstete . . . er . . . ja, wahrhaftig . . . oder nicht? . . . doch . . . doch . . . er stand vor seinem Wiesenfleck still ... vor seinen bemal-

ten Bäumen ... vor den Steinen mit Figuren, vor dem Häuschen mit den blumengeschmückten Balken ... er hielt staunend die Arme über der Brust verschränkt ... bis dann ein frohes Lachen wie ein Leuchten über sein Gesicht flog ... und sich mit Feierlichkeit und Andacht seltsam rührend vermengte ... und der Narren-Petter auf seiner Bank nicht mehr zu atmen wagte ... und noch nicht recht daran glauben mochte, daß diese Bewunderung seinen Malereien gelte ... und der Fremde das Gatter öffnete und auf ihn zukam ... und vor ihm stehen blieb und mit höflicher Gebärde den Hut abzog ... und sagte: „Ist's erlaubt? Sie werden entschuldigen, ich interessiere mich für derlei Dinge ... wer hat dies alles gemalt ...?" und mit einer leichten Handbewegung auf die Blumen und Figuren rundum wies.

Der Narren-Petter brauchte geraume Zeit zu einem langen Gedankengange, der mit der großen Veränderung vor vielen Jahren anfing und mit dem heutigen merkwürdigen Geschehnis aufhörte, und sagte dann: „Ich."

„Wie heißen Sie?" fragte der Fremde.

Darauf war nicht leicht zu antworten, aber schließlich kam es doch trotzig heraus: „Narren-Petter!"

Der Fremde schaute ihn verwundert an. Da er aber nicht lachte und auch nicht erschreckt zurücktrat, sondern immer in derselben höflichen Stellung vor ihm stehen blieb, so fügte der Maler wie erklärend hinzu: „Aber früher nannten sie mich den Färg-Petter."

Da schien der Unbekannte auf einmal alles zu begreifen: „Früher? Wann war das?"

„Vor wohl zwanzig Jahren ..."

„Als man den Wald verkaufte, nicht wahr?"

„Ja, eben da ..."

„Und vorher nannte man Sie den Färg-Petter ... ein sehr guter Name ... Farbe ... natürlich ... und nachher dann ... als man die alten Möbel auf den Boden

warf und ins Holzhaus und in den Stall ... als man die schönen Bleifenster herausriß ...“

„Die schönen Bleifenster?“ wiederholte der Narren-Petter. Sollten auch die wieder zu Ehren kommen?

„Und sie bloß für den Stall gut genug waren!“

„Gerade so!“

„Als man die wuchtigen, stolzen Balken mit diesen verfluchten, gespundeten Brettern verschalte ...“

„Ja, ja, richtig, ganz richtig ...“

„Da begriff man natürlich auch diese Malereien nicht mehr. Man verlor den Sinn dafür ... Alles mußte neumodisch sein ... fein, fein ... Ich kenne das ... Und was man nicht begriff, das nannte man verrückt ... Und Sie bekamen den neuen Namen, weil Sie am Alten festhielten ... Aber nun komme ich, ein Tourist ... Das ist einer, der herumreist und an allem eine herzliche Freude hat, was noch alt und schön ist und ein Ausfluß der ewigen, unverfälschten Volksseele ... Ich komme, und ich taufe Sie wieder mit dem guten Namen, der Ihnen gebührt: Von heute an sollen Sie wieder Färg-Petter heißen. Denn glauben Sie mir ... die Zeit der Narretei ist vorüber ... Das Volk war der Narr, nicht Sie ... Aber die neue Veränderung ist unterwegs, die Wiedergeburt.“

Der Färg-Petter kam mit dem Verständnis nicht mehr nach, aber er begnügte sich mit dem, was er begriff, und war froh darüber. Und der Tourist ließ sich herumführen und lauschte aufmerksam auf alle Erklärungen und zeigte viel Freude und Bewunderung: bei den Figuren auf den Steinen, bei den bemalten Blättchen, bei den Blumen auf allen Balken, beim Kühlein im Stall und auch bei dem Häuschen, von dem man nicht reden darf und das aussah wie ein Liebestempelchen in einer Schäfergeschichte aus dem verschnörkelten, goldenen Rokoko, so daß es wirklich schade ist, daß man nicht davon reden darf.

Und dann traten sie in die Stube ein. Und da gebärdete sich der Tourist ganz so, als sei er in den siebenten Himmel gekommen. Denn da hingen die Schilderungen aus der Bibel: Joseph, der ein Herr geworden ist in Ägypten, und die Jungfrau Maria mit den heiligen drei Königen. Und der Walfisch, der den Jonas ausspeit, und Salome, die vor Herodes tanzt. Und die törichten Jungfrauen, die gar jämmerlich und betrübt dreinschauten, und Adam und Eva nach dem Sündenfalle, die ganz so aussahen, als tue ihnen das Geschehene nicht im mindesten leid. Und Elias, der Prophet, der zum Himmel auffuhr, aber nicht in einem feurigen Wagen, sondern ganz bescheiden und gar nicht unnatürlich, indem er sich an einem Regenschirme hielt, der mit ihm in die Höhe flog.

Dem Touristen war es zumute wie einem Entdeckungsreisenden, der in der Wüste unvermutet auf eine halb im Sande begrabene Stadt stößt, mit Tempelpracht und Burgengewaltigkeit.

„O heilige, naive, reine Kunst. Einfach und steif wie Cimabue, gemütstief wie Giotto! Verschieden ist der Ausdruck deiner Augen, o Volkskunst, feierlich, ernst und würdig schaut das eine, aber schalkhaft und verschmitzt lächelt das andere. Da sitzt die Jungfrau Maria und trägt eine Tracht, als sei sie aus Äppelvik. Und das Christuskindlein ist so groß, als sei es zwei Jahre alt, und die Haare trägt's wie ein alter Mann, sauber gekämmt und vom Scheitel aus tief nach beiden Seiten hinuntergebürstet. Und Joseph in Soldatenuniform ... Und sein hoher steifer Hut hängt an einem Nagel über ihm ... Ach, du lieber Joseph ... Und die heiligen drei Könige in Soldatenuniform, mit Zweimastern, auf ziegelroten Pferden ... Und der Platz, der frei geblieben ist, freigebig mit Blumen ausgefüllt ... So ist's recht, das ist mutige Kunst ... Und hier haben wir den anderen Joseph ... Pharaos

Günstling . . . in einer vierrädrigen Equipage kommt er daher, mit Lakaien auf dem Kutscherbocke . . . Woher haben Sie denn die Equipage, Färg-Petter?“

„Die hab' ich in meiner Jugend gesehen. Es war einer von der Regierung, der darin durchs Dorf fuhr!“

„Gut . . . gut . . . Gerade diese frisch zugreifende Unbefangenheit macht den unbeschreiblichen Reiz aus . . . Diese Wahrheit . . . und dies Gemüt . . . die moderne Kunst muß Sie darum beneiden . . . O, Sie gesegneter Mann . . . Ganz Schweden müßte Sie kennen . . . Ein Erlöser des Volks könnten Sie werden, Sie, die lebendige Personifikation des naturnahen, buntfarbigen, wirklichkeitsfreudigen, humorvollen Volkstums. In keinem anderen Lande Europas ist das möglich . . . nur bei uns . . . in unseren geheimnisvollen, tiefen Wäldern . . .“ Er hatte ganz vergessen, daß sie zum großen Teile abgeholzt waren.

Der alte Bildermaler stand steif da. Es war ihm, als sei er in der Kirche und höre eine Predigt, die nicht vom Himmel, nicht von Gott . . . nein, von ihm selber handelte.

Bis zu diesem Tage hatte er nicht geahnt, daß er so was Großes und Bedeutendes sei und so viel Stoff zum Reden gebe.

„Aber hören Sie, Färg-Petter . . . ist eins von den Bildern verkäuflich? . . . Ich möchte so gern ein Andenken haben . . .“

„Ja, das glaub' ich, daß eins von den Bildern verkäuflich ist.“

„Welches denn?“

„Wie es dem Herrn beliebt . . .“

„Nun, sagen wir, die drei Weisen aus dem Morgenlande. Was kosten sie?“

„Ach, das weiß ich nicht . . . Möge der Herr selber den Preis bestimmen . . .“

„Nun, Sie werden doch wohl ungefähr wissen, wieviel ein solches Bild wert ist? Ich habe keine Ahnung."

„Ja, das ist nicht so leicht zu sagen ... Der Herr kann ja soviel geben, wie es ihm beliebt ..."

„Dann ist es vielleicht zu wenig ... Und ich will nicht zu wenig geben ..."

„Nun, sagen wir eine Krone ... Aber wenn es der Herr zu teuer findet, dann kann ich ja mit dem Preise etwas herunter gehen."

„Warum nicht gar! Eine Krone zu bezahlen ... das wäre eine Schande!"

„Eine Schande ...?"

„Ja, denn das Bild ist bedeutend mehr wert ... mindestens fünf Kronen ..."

Aber der Färg-Petters stemmte sich gegen den hohen Preis, als werde ihm eine Beleidigung zugefügt. „Ich nehm's nicht, ich nehm's nicht!" rief er, und dabei blieb's.

So mußte es der Tourist wohl oder übel bei einer Krone bewenden lassen und kriegte dafür die unbeholfene, herzensgute, gemütstiefe Malerei zu eigen.

Fröhlich und wie berauscht nahm er das köstliche Ding unter den Arm, sagte: „Ich komme wieder", und ging weiter, neuen Entdeckungen zu. Und fröhlich und wie berauscht schaute ihm der Färg-Petter nach und fühlte sich als angesehener und notwendiger Mensch wieder so recht im Erdenleben drin und sah schon die Zeit kommen, wo er alle Hände voll zu tun hatte. Und etwas Besseres wünschte er sich nicht.

* * *

Britta träumte in ihrer Stube vor sich hin und wußte nichts anderes, als daß heute ein Sonntag war, wie Hunderte von Sonntagen vorher, und daß morgen wieder ein Werktag folgen werde, von Tausenden vergangener Werktage nicht zu unterscheiden.

Es klopfte an die Türe.

Aber da es in Äppelvik immer noch nicht Sitte war, an die Tür zu klopfen, so rief sie auch nicht „Herein!" Der Klopfende mochte sich selber raten.

Und das mußte er getan haben, denn die Türe ging auf und ein junger Mann in einem weißgrauen Anzuge zeigte sich.

„So ein feiner Herr", dachte die Alte und sah sich unwillkürlich um, ob auch alles sonntagssauber sei.

„Guten Tag, liebe Mutter", sagte der feine Herr.

Sie nickte grüßend mit dem Kopf und reichte ihm die Hand.

„Haben Sie was Altes?" fragte er.

Was Altes? Was meinte er damit? Sah er denn nicht, daß alles in der Stube neu war? Viel Müh' hatte es sie gekostet, aber nun hatte wenigstens keiner mehr das Recht, sie auszulachen.

„Ich sehe nämlich die alten Sachen so gern", fügte der feine Herr wie erklärend hinzu.

Trieb er seinen Spaß mit ihr?

„Den alten, häßlichen Kram?" fragte sie.

„Aber liebe Mutter, wie können Sie die schönen, bunten, alten Dinge einen häßlichen Kram nennen!" sagte er zürnend. „Das ist eine Versündigung an der ursprünglichen, wundereichen Volksseele . . ."

„Ist denn nicht alles zusammen bloß häßlicher Kram?"

„Nein, liebe Mutter, dreimal nein! Ihr Bauern habt es in den Schandwinkel geworfen. Aber nun wird es wieder zu Ehren gezogen werden. . . . Da seht, liebe Mutter, schon ist ein großer Schatz mein Eigen geworden," er rollte das Bild der drei Weisen aus dem Morgenlande vorsichtig auf, „beim Färg-Petter ist mir das Glück widerfahren . . . seht das prächtige Bild."

„Ei, ei . . . die heiligen drei Könige . . . und das findet der Herr schön?"

„Ja . . . das finde ich . . . denn es hat alle Eigenschaften wahrer Kunst: Mut, Stil, Naivität, Gemütstiefe . . .“

„Ach ja. Früher sagte man auch, das sei schön . . . und so vieles andere auch . . . aber dann warf man auf einmal alles weg . . . schade war's um die Dinge . . . es tat einem leid um sie . . .“

„Aber warum warfen Sie die Dinge weg, liebe Mutter, wenn sie Ihnen doch leid taten?“

„Alle anderen warfen sie auch weg . . .“

„Der Färg-Petter nicht . . .“

„Ja, der . . . aber dafür nannten sie ihn auch den Narren-Petter . . .“

„Man muß den Mut haben, das Ausgelachtwerden auf sich zu nehmen . . .“

„Ach ja, aber wenn man ein armes, einsames Weib ist . . .“

„Das ist eben die Sünde . . . nicht nach seiner Überzeugung zu leben . . .“

„Der Herr hat nicht unrecht . . . aber wenn man immer nur ausgelacht wird . . .“

„Es sind die Dummen, die Nichtbegreifenden, die lachen . . .“ Er rollte sein Bild wieder zusammen . . .

„Und all das Alte ist also kein häßlicher Kram, kein Gerümpel . . .?“

„Nein . . . können Sie mir nicht glauben?“

„Ach ja . . . wenn ein feiner, junger Herr so was sagt, dann muß es wohl wahr sein . . .“ sie begann zu weinen . . . „Aber es geschieht mir recht . . . warum bin ich so dumm gewesen . . .“

Der Tourist wußte nicht, was das bedeuten sollte.

„Komm,“ sagte sie, „ich will dir was zeigen.“

Der Tourist war gar nicht ungehalten darüber, daß sie die steife Anrede „Herr“ mit dem traulichen volksüblichen „du“ vertauschte. Neugierig und fröhlich folgte er ihr und stieg eine steile Treppe hinauf, die unters Dach führte.

„Da schau!“ sagte die Alte.

Der Boden sah wie ein Kaufladen aus. Aber wie ein ganz sonderbarer, reizvoller Kaufladen. Denn die Kleiderstücke, die auf alten braunen Stangen hingen, gehörten zur alten Äppelviker Tracht. Die Möbel, die herum standen, waren gute, alte Möbel. Und die Kisten, Truhen und Spanschachteln bargen unter ihren reichbemalten Deckeln einen ganzen Schatz farbiger Hauben, bunter Bänder und kunstvoll gewebter leinener Tücher und Tüchlein. Und auch eine Malerei des Färg-Petter, die Hochzeit zu Kana, war da.

Stück um Stück ließ er sich zeigen und erklären, denn es war so vieles da, was er nicht begriff: geschnitzte Hölzer, die beim Spinnen und Weben, beim Waschen und Mangeln und bei der Verarbeitung des Flachses Verwendung fanden; verschiedenfarbige Schürzen, von denen eine jede ihre ganz bestimmte, genau geregelte Funktion zu erfüllen hatte, der abwechslungsreichen liturgischen Gewandung des katholischen Klerus vergleichbar; Sommerhauben und Winterhauben und solche für den Kirchgang und je nach der Farbe den ledigen oder verheirateten Stand bezeichnend; dann allerhand Trinkgefäße aus Holz und auch aus Silber, für Milch, Dünnbier und Branntwein von teilweise ganz absonderlichen Formen und ungewöhnlichen Dimensionen; auch Geschirr aus glasiertem Ton, das mit Zickzacklinien, Klecksen, Sternen, Tupfen und Hahnfiguren verziert war. Aber das Schönste waren doch die Spitzen mit geometrischen und pflanzlichen Mustern und die bunten Webereien: die einen wie aus tausend Fensterchen zusammengesetzt, durch die man die Welt in allen Farben sah, andere, wo sich Streifen an Streifen legte und jeder Streifen wieder anders war: Kreuze, Zickzacklinien, Achter, Haken, Würfel und blumenähnliche und tierähnliche Formen in schwarz und grün und gelb auf blut-

rotem Grunde und mit sparsamen Weiß, das dafür aber um so reiner und unschuldvoller schimmerte.

O, so viele frohe Pracht und keusche, halbverschämte Herrlichkeit. Der Tourist fühlte sich an allen empfindlichen Gefühlsnerven wunderlich gezupft und in zitternde Wonneschauer versetzt. Das Auge freute sich an soviel Farbigkeit, und das Herz gab dem Genießen sein warmes, phantasiegefülltes Blut. Und wenn er früher gelesen und gehört, daß eine reiche Stadt voll schönen Menschentums und unermeßlicher Schätze an gemünztem und ungemünztem Gold und seltenen, nie geschauten Edelsteinen mit Mann und Stein und allem Wachstum bis auf den Meeresgrund versunken sei und nur von einem Sonntagskind in gesegneter Stunde dort unten erblickt, doch nie mehr an das Licht der Sonne gehoben werden könne: so war es ihm, als hätte er auch hier eine wunderbare Welt erblickt, die begraben lag. Doch freue dich, sie lag nicht auf dem Meeresgrunde.

Und fröhlich sprang er auf, er, der sich voll Eifer und Neugierde zu so vielen Kisten und Kistchen und Schachteln niedergebeugt hatte. Und beim Gedanken an die Schreiner-Fabrikalltäglichkeit, die sich unter seinen Füßen in der Stube herrisch breit machte, beim Gedanken an die häßlich gemusterten Tapeten, an all den neumodischen, prahlhansigen Krimskrams, kam ein heiliger Eifer über ihn. „Wie Herkules, so werde ich den Augiasstall vom Miste reinigen!" rief er aus.

„Was meinst du?" fragte die Alte.

„Ich finde," antwortete er und tat auf der Ausdrucksleiter seines Gefühls ein paar Schritte hinunter, bis er wieder auf der allgemeinüblichen Höhe stand, „wir wollen alles das, was drunten ist, hier herauftragen, und alles, was hier oben ist, in der Stube wieder auf den ihm gebührenden Ehrenplatz setzen, denn hier ist das Echte, das Schöne, und drunten ist der Mist . . ."

Ihre Herzensstimme hatte also die ganze Zeit recht gehabt. „Aber wenn die anderen mich auslachen?“ fragte sie.

„Die anderen werden nicht lachen“, sagte der Tourist bestimmt. „Im Gegenteil, sie werden es bald bereuen, zu ihren alten Dingen nicht soviel Sorge getragen zu haben wie Sie. Denn dies alles ist heutzutage Geldes wert. Und was einen Verkaufswert hat, darüber lacht der Bauer nicht. Soweit kenne ich ihn!“

Ein feiner, junger Herr, er muß es wissen, dachte sie. „Ach ja, endlich will ich leben, wie ich schon lange gern gelebt hätte, endlich wag' ich's.“

„Also, hinaus mit dem Mist?“ rief er fröhlich.

„Aber es ist Sonntag“, antwortete sie zaudernd.

„Ach was,“ sagte er, „wir tun eine gottgefällige Arbeit.“

Da ließ sie den tollen jungen Mann machen. Und schließlich, da sie es eine Zeit lang beim Zuschauen hatte bewenden lassen, wurde auch sie von der Arbeitslust erfaßt und half aus allen Kräften mit. Und wenn die Kräfte auch nicht groß waren, so richteten sie doch ihren Teil aus und dienten dem Touristen zur Anfeuerung und belebenden Beifall. Er hatte den Rock ausgezogen und arbeitete wie ein Packträger. Fromme Christen, die um der ewigen Seligkeit willen die Steine zu einer Kirche herbeischleppen, konnten nicht eifriger sein als er.

Und in einer Stunde war das Wunder geschehen, das doch kein Wunder war, sondern ein ganz natürlicher Vorgang. Die Tapeten waren versteckt unter Webereien und der „Hochzeit von Kana“, in der Ecke stand wuchtig und breit der alte Tisch mit den gekreuzten Beinen, darüber hing wieder das Eckschränkchen mit den seltsamen Blumen, die in einer großbauchigen Vase standen und mit Braun und Rot und Grün und auch mit Weiß die Türfüllung hinaufwuchsen.

Und Britta saß auf einem alten Stuhl und schaute sich um, als sei sie in der Kirche ... Und der Tourist war todmüde, doch auch in der Müdigkeit noch voll Jubel und Siegesfreude, und schwatzte drauflos und pries alle Dinge, die er als sein halbes Eigentum zu betrachten alles Recht zu haben glaubte.

Und noch etwas ereignete sich.

Britta stieg auf den Boden hinauf und kam lange nicht mehr herunter. Und als sie es endlich tat, sieh, sieh, da war sie in die alte Tracht gekleidet. Potztausend, wie schön sie war, so farbig und froh. Der Tourist konnte sich nicht genug tun vor Entzücken. Ohne weiteres nahm er sie in die Arme und tanzte mit ihr zwei, dreimal durchs Zimmer, trotz seiner Müdigkeit und ihrer nicht unbeträchtlichen und nicht unsichtbaren Bejahrtheit. Und die Alte ließ alles geschehen.

Und als er schließlich sagte: „Nun gehen wir zum Pellas-Jerk, Sie müssen mir den Weg zeigen, Britta“, da ging sie mit.

Und sie achtete es nicht, daß laut lachte, wer sie traf; sie ging wie im Traume und mit jugendfrischer Stimme erzählte sie von der alten Zeit, wo alle Mädchen und Frauen anzusehen waren wie Lilien und Tulpen.

* * *

Kerstin stand am offenen Herde und schaute ins Feuer.

„Das halt' ich nicht mehr aus“, sagte sie vor sich hin.

„Was denn?“ fragte der Vater, der im Greisenstuhle saß und im Psalmbuche las.

„Du weißt, was ich meine!“

„Was kümmerst du dich um die Leute ... laß sie reden und lachen und geh deines Weges und achte bloß darauf, wie du vor Gott bestehst ...“

„Aber ich bin jung, Vater.“

„Darum geziemt dir Gehorsam ...“

Im Vorraume knarrten die Dielen. Die Tür ging auf. Vater und Tochter wandten den Kopf. Sie sahen etwas, was sie sich nicht hatten träumem lassen. Sie sahen eine Alte in Äppelviker Tracht lächelnd auf der Schwelle stehen.

„Britta!“ rief Kerstin, die schärfere Augen hatte als der Vater, „bist du's ... oder dein Geist?“

„Ich bin's ...“

„In der Tracht ...“

„Ja, warum soll man so was Schönes nicht anziehen?“

„So was Schönes?“

„Natürlich, das ist klar. Weiß Gott, warum die Äppelviker so dumm sind, und das nicht einsehen.“

„Sie werden es bald einsehen lernen!“ ließ sich eine helle Stimme hinter der Alten vernehmen.

„Das ist ein Herr, der sich auf die alten Dinge versteht“, sagte Britta und trat auf die Seite.

Der Tourist näherte sich mit einer leichten höflichen Verbeugung.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich stören sollte, Herr Pellas, ich hatte das Vergnügen, Sie vor der Kirche zu treffen, und wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so möchte ich um die Erlaubnis bitten, Ihre traute Häuslichkeit näher in Augenschein nehmen zu dürfen.“

Der Alte gab keine Antwort. Er sah ihn bloß steif und gleichgültig an. Aber er wies ihn auch nicht hinaus. Er duldete die Gegenwart des Fremden, wie man Fliegen duldet.

Kerstin war wie benommen von soviel Liebenswürdigkeit. Doch da der Vater schwieg, so schwieg sie auch.

Der Tourist ließ sich durch die stille und doch offenkundige Abweisung nicht entmutigen. Er fühlte sich als Glaubenszeuge und Eiferer für eine gute Sache, der sich vor dem Martyrium nicht fürchten darf.

„Sie wohnen prächtig, Herr Pellas“, sagte er.

Der Alte verzog keine Miene.

„Eine richtige mittelalterliche Stimmung umfängt mich. Ein so hoher Raum, offen bis unters Dach, mächtige, braune, dunkelgerauchte Firstbalken. Und ein offener Herd. O gesegnetes Feuer. Mittelalter, ich sag's, ganz Mittelalter. Eine Kulturstufe, die in der Stadt schon hinter uns liegt, ohne daß wir dafür etwas Schöneres eingetauscht haben. Ich beneide Sie um diese Stube, Herr Pellas."

„Wer's glaubt, du Narr!" kam es langsam und spöttisch aus dem Munde des Bauern. Allzulange und allzu oft hatte er gehört, wie man alles Alte verlachte und alles Neue in den Himmel hob.

Dem Touristen fiel es nicht ein, die unhöfliche Antwort als eine Beleidigung aufzufassen. Er freute sich, daß er den stummen Stein zum Klingen gebracht hatte. Bald würde er freundlichere Töne aus ihm hervorlocken. Daran zweifelte er nicht. Er wußte, wie man an solchen alten, wuchtigen, feindseligen Türen anklopfen mußte, um Einlaß zu gewinnen. Und das hübsche Mädchen, das am Herde stand, war wohl eine Anstrengung wert. Sie gab ja einer verzauberten Prinzessin nichts nach, die von einem alten, ruppigen Berggeist gefangen gehalten wird.

„Wer wie wir in der Stadt täglich und stündlich unter der Oberflächlichkeit und Häßlichkeit der neuen Kultur zu leiden hat, der weiß Ursprünglichkeit, Einfachheit, Gediegenheit und volkstümliche Ausgestaltung eines Raumes zu schätzen."

Er trat an den Tisch heran, beschaute ihn prüfend und sagte: „Wie schön drückt dieser Tisch das Wesen eines Tisches aus. Er steht fest und unverrückbar. Dick und wuchtig ist die Platte. Eine geballte Faust kann sie nicht zerschlagen."

Der Pellas-Jerk horchte auf. So hatte noch niemand von seinem Tische gesprochen. Er begann den Tisch auf

einmal von einer ganz neuen Seite anzusehen. Er hatte stets am Alten festgehalten. Er hatte es geliebt. Aber er hatte keine Gründe gewußt, um seine Meinung und seine Liebe verteidigen zu können. Das Alte war ihm als Erbe gut und recht und heilig gewesen. Nun aber war einer gekommen, dem es auf andere Weise gut und recht und lobenswert sein mußte ... vorausgesetzt, daß er seinen Worten glauben durfte.

Und der Tourist fuhr fort: „O, diese Bank, wie sitzt man sicher. Hinter sich die Wand, vor sich die Tür. Kein Windstoß läßt einen frösteln, kein heimlich eindringender Feind kann einen tückisch überfallen! Wir haben Tür und Feuer unter den Augen. Von der Bank aus können wir die ganze Stube überwachen."

„Das stimmt", sagte der Alte und schaute schon ganz freundlich drein.

Britta stieß Kerstin in die Seite und lispelte: „Das ist einer, he?" und Kerstin wurde rot, denn sie konnte nicht genug hören und sehen, obwohl sie die Augen sperrangelweit aufriß und die Ohren anstrengte, daß sie ihr weh taten.

Und der Tourist merkte die allgemeine Sympathie, und in dem wärmeren Klima schoß alles Gefühlskraut üppig in die Höhe; was eben noch in Knospen gestanden, fing an zu grünen und zu blühen, und er wurde so wortreich und schwungvoll wie ein Festredner, der auf bekränzter Kanzel im warmen Sonnenlicht über Tausenden von Menschen steht, die alle nur Schönes und Gutes hören wollen.

Er sprach von dem verlorenen Paradiese, dem sie in der Stadt heiße Tränen nachweinen, das hier aber noch selige Wirklichkeit sei. Er pries die uralte Volksseele, den ewigen Jungbrunnen, den Kern der Nation, die hausgewebte Tracht, Pellas-Jerks harte Faust, sein wie aus Holz geschnitztes Antlitz, seine trotz tausend Stürmen immer

noch ungebrochene Kraft. Und dann ging er mit einer schmeichelhaften Wendung zu Kerstin über, zur Blume aus einem Wundergarten, und pries die bunte Tracht, daß es dem unerfahrenen Menschenkinde in ihr ganz seltsam zumute wurde.

Der Alte wurde eifrig. Das war Wasser auf seine Mühle „Da hast du's, Kerstin," rief er, „jetzt brauchst du nicht mehr unglücklich zu sein und dich deiner Kleider und deiner niederen Schuhe zu schämen!"

Kerstin verwahrte sich dagegen.

„Das hab' ich nie gesagt, Vater", stieß sie verlegen hervor.

Der lächelte. „Na, na ...!"

Der Tourist sah sie vorwurfsvoll an.

„Sie hätten schlecht vom blumigen Mieder reden können und von den niederen Schuhen mit den Silberschnallen? Wirklich?"

Sie beugte den Kopf und wagte nicht zu antworten.

„Wenn es geschehen sein sollte," fuhr der Tourist fort, „dann danken Sie Ihrem Vater, daß er Sie davor bewahrt hat, eines solchen Schatzes verloren zu gehen!"

Der Pellas-Jerk schmunzelte.

„Nun ja, sie ist noch jung", sagte er entschuldigend.

Da wandte sich der Tourist wieder von dem Mädchen ab, um nicht allzu zudringlich zu erscheinen, und hängte seinem Lobgesang der toten Dinge ein paar neue Verse an. Er rühmte das eingebaute Bett, das das Wesen eines Bettes auf so vollkommene Weise ausdrücke und wie ein Stübchen für sich, hinter Vorhängen versteckt, in der Stube stehe, ja, nicht nur wie ein Stübchen, sondern wie ein Häuschen, ein Häuschen des Schlafes. Und er pries den eisernen Leuchter, mit den geschmiedeten Birkenblättchen. Die Blättchen besonders hätten es ihm angetan, da sie beim leichten Schwingen des Leuchters mitzitterten und so auf gar anmutige Weise das schwarze

Eisenbandbogengebilde belebten. Und als er in einer Ecke die schweren Nagelschuhe mit den Birkenrindensohlen sah, wurden auch sie gebührend zu Ehren gezogen und mit beredten Worten ihrer Wuchtigkeit, Zweckdienlichkeit und ihres ausgeprägten Charakters wegen gepriesen, was die drei Bauersleute in der Stube nie für möglich gehalten hätten und wodurch sie besser als durch etwas anderes davon überzeugt wurden, daß der Tourist ein zwar etwas seltsamer und überspannter, doch sympathischer Mensch sei, dessen Worte gar angenehm und tröstend zu hören seien, nach so vielen Jahren verständnisloser Verachtung, und süßer schmeckten als Honig und Wein.

Für heute schloß der Auftritt in Pellas-Jerks altem Hof damit, daß der Tourist der jungen Kerstin einen Kuß gab.

Und das geschah in der Gaststube, wo der lange Tisch stand, an dem früher bei festlichen Gelegenheiten getafelt worden war, wo mächtige starke Balken die Wände bildeten und das Licht durch niedrige Bleifenster auf so viel geblumte und gemusterte Buntheit und derbgeschnitzte, fröhliche, unerschrockene, drollige Schreinerkunst fiel, daß sich der Tourist im Übermaße seiner mittelalterlichen und auch mehr neuzeitlichen hochpoetischen Gefühle nicht anders zu helfen wußte, als daß er das Mädchen, das ihn in diese malerische Herrlichkeit geführt hatte, an sein mit vaterländischer Begeisterung gefülltes Herz drückte und heiß und etwas liebhabermäßig küßte. Und als sie erschrocken den Kopf zurückbog und abwehrend die Hände gegen seine Brust stemmte, da fühlte er die Verpflichtung, sich zu entschuldigen, und leise sagte er, indem er sie noch immer dicht an sich gedrückt hielt: „Ich küsse nicht dich, Kerstin, ich küsse die Verkörperung der keuschen, märchenhaften Volksseele“, und er küßte sie wieder und

wieder, daß es der keuschen, märchenhaften Volksseele, die allen Widerstand aufgab, ganz seltsam leiblich und irdisch zumute ward.

* * *

Zwei milde, klarfarbige Septemberwochen lang blieb der Tourist in Åppelvik. Er lebte wie auf einer glückseligen Insel. Und Pellas-Kerstin auch.

Denn mit dem Küssen in der Gaststube hatte es nicht sein Bewenden gehabt, sondern war durch Schmerz und Süßigkeit hindurch den uralten Weg gegangen.

Alles, was er seit seiner Jugend an Liebessehnsucht im Herzen bewegt und in Worte und Sätze gekleidet hatte, die nie ausgesprochen worden waren — alles, was an Sentimentalität in ihm träumte, von Romanen her, geweckt von Versen und Liedern, und was eine vernünftige Wirklichkeit bis dahin nicht in Erfüllung gebracht hatte — alles, was an gutem Willen, ein schönes, vollkommenes Leben aufzubauen, in ihm war, und gerne sich in Zukunftsschilderei erging — alles, womit die ideenreiche Zeit der Gegenwart alte Symbole und Handlungen mit neuem Inhalte füllte und auch die kleinsten Dinge als ungeahnte Reichtümer erscheinen ließ — dies alles wurde ihr zuteil. Was sie damit anfing, wußte er nicht. Es fiel ihm nicht ein, sich darum zu kümmern. Er sprach und sprach und gab und gab und unvergleichlich war die Freude, hier einmal das zu werden, was er noch nie gewesen war: Mensch zu sein, in einem großen Gefühle ganz aufzugehen, und in der ländlichen Natürlichkeit und Ursprünglichkeit als der natürlichsten und ursprünglichsten einer aus vollem Herzen und aus voller Seele das große Fest zu feiern. —

Er schied. Doch hieß sein Abschiedswort: „Ich komme wieder“, und beide glaubten es. Sie klagte nicht. Sie trug die Einsamkeit mit Zuversicht. Doch wenn der Va-

ter nicht im Zimmer war, dann stand sie oft vor dem Hochzeitssegen und las mit inniger, singender Stimme:

„Herr des Himmels, o schenke den Beiden,
Glück und Freude immerdar,
Und vor Nöten und vor Leiden
Gnädiglich sie stets bewahr.
Möge die Treue bei ihnen gedeihen,
Gib ihnen liebliche Blumen dazu,
Schenk zuletzt auch noch den Zweien
Ewige Freude und ewige Ruh!"

* * *

Er lebte wieder in Stockholm und tat, was sein Beruf ihm auferlegte.

Und wenn er an Äppelvik dachte, so war es mit Freude und Sehnsucht. Und fest hielt er an seinem Versprechen, wiederzukommen. Und er malte sich aus, was dann geschehen würde, sah in der Ferne sogar eine lustige Bauernhochzeit, wo er der Bräutigam und sie die Braut war, und wo sie bis in die kleinsten Einzelheiten hinein alte Tracht und alte Sitten wieder würden aufleben lassen. Und er stellte sich gerne vor, wie sich sein Frauchen in der Stadt ausnehmen würde, und er versprach sich eine schöne Wirkung ihres reinen, natürlichen, mädchenhaften Gemütes, in dem noch die alten Volkslieder sangen und alle Blumen einer einfachen, sinnenfreudigen Zeit üppig wucherten und dufteten.

In den Stunden aber, wo die kalte, klare Vernunft die Oberhand hatte und er mit der Wahrscheinlichkeit rechnete, nie nach Äppelvik zurückzukommen, und mit der Gewißheit, daß die Höhe seines Einkommens ihm noch auf Jahre hinaus die Gründung eines eigenen Hausstandes verbiete, da tröstete er sich damit, daß er nichts zu bedauern und nichts zu bereuen habe, denn die einfachen Bauernsitten seien aller tragischen Ausgestaltung eines Mädchenschicksals im Wege, da sie selbst einen gesegneten Leib nicht als eine Schande betrachten, sondern mit

natürlichem Sinn in das allgemeine Wachsen und Früchtetragen verrechnen, ohne davon viel Aufhebens zu machen.

An einem trüben Novembertage, da es erst gegen zehn Uhr notdürftig hell wurde und um zwei Uhr schon wieder zu dunkeln anfing, kam die Erinnerung an sein Herbstglück mit solcher Macht über ihn, daß er sich hinsetzte und zu schreiben begann:

„Herrliches, wunderliebliches Äppelvik," schrieb er, „die Dankbarkeit treibt mich, dir ein Loblied zu singen. Aber nun werden es nur ein paar armselige Zeilen, die bloß ein Stammeln sind. Nimm sie hin als ein Ausdruck eines überfließenden Herzens, das betrübt ist, seiner Sprache nicht alle die Glut und Begeisterung verleihen zu können, die es selber bewegt. Nimm den guten Willen für die Tat, herrliches, wunderliebliches Äppelvik, und sei versichert, daß ich dich nie vergessen werde."

Und er erzählte von der prächtigen Aussicht, von den Steinen, den Birken, dem langen See und den blauen Bergen. Er erzählte von der Herberge und vom Färg-Petter, der Narren-Petter geheißen hatte und der ein Kühlein besaß, das auf beiden Seiten und vorne und auch hinten mit Blumen bemalt war. Von Britta berichtete er, die nach langen Jahren wieder zum erstenmal in der alten Tracht ging, vom Pellas-Jerk, dem alten, währschaften Bauern, und von Kerstin, der keuschen, märchenhaften Volksseele.

Als er soweit gekommen war, durchfuhr ihn quälende Sehnsucht und aufreizende Erinnerung. Und wie um sich aus dieser Bedrängnis zu retten, ließ er einen kurzen Satz in seinen Bericht hineinfließen, der sich auf eine mehr intime Eigentümlichkeit von Kerstins Kleidertracht bezog, und je nachdem als recht unschuldig und natürlich oder recht frivol und unanständig aufgefaßt werden konnte, sogar dieses und jenes recht deutlich ahnen, ja erraten ließ, wenn man so wollte.

Und befriedigt lächelnd schrieb er weiter und erzählte von alten Webereien und Schnitzereien, von all der drolligen, bunten, humorvollen, originellen Bauernkunst. Nur den Schmied nannte er nicht. Den hatte er nicht entdeckt. Er hatte bloß eine Werkstätte gesehen wie hundert andere, und einen alten Mann bei gewöhnlicher grober Arbeit. Da war er vorübergegangen.

Er schloß seine Schilderung mit einem patriotischen Weihegesang, in dem die Worte „Kernvolk", „Zukunftsverheißung" und „Schwedens Jungbrunnen" eine große Rolle spielten.

Das Geschriebene schickte er an eine Zeitung ein, die es unter dem Titel „Im Herzen Schwedens" durch drei Nummern hindurch abdruckte.

Damit war die Episode für ihn erledigt.

ZEHNTES KAPITEL.

Die einen lachten, die anderen weinten.

Der Amerika-Johann war's, der lachte. Seine Herberge war umgebaut. Im Stübchen wohnte ein Stockholmer. Und auch im Hause hatten sich Touristen eingemietet. Und in den Nachbarhöfen, beim Kvist-Pelle, beim Skomar-Hans, überall waren Touristen.

Die Zeitungsartikel hatten gewirkt. Über Nacht war Äppelvik berühmt geworden. Als der Sommer gekommen war, hatte man kaum Platz genug gehabt, um allen Gästen ein Unterkommen zu verschaffen.

Der Amerika-Johann ging in Kniehosen und trug sich mit dem Gedanken, den Stenbackshof in ein großes Hotel zu verwandeln.

Die Touristen lebten mit Freude und Genuß ein künstliches Bauernleben, in dem sie wohl all das Bunte, Drollige, Originelle der bäurischen Kultur empfindsam genossen und am Kornfeld und am umgepflügten Acker ihre Freude hatten, von all der Müh' und Beschwer der harten Arbeit aber auf eine angenehme Art befreit waren. Sie kauften sich die alte Tracht und beluden sich beim Abschiede mit großen und kleinen Angedenken, wie Spanschachteln, Trinkkannen, geschnitzten Löffeln, ja Eckschränkchen und Standuhrgehäusen, die vom Amerika-Johann in einem Schuppen feilgehalten wurden und glücklicherweise nie ein Ende nahmen.

Die Bauern beneideten den Amerika-Johann um den großen Verdienst und strichen griesgrämig das Geld ein, das auch ihnen zufiel. Glücklicher wurden sie nicht. Wenn sie die müßigen Gaffer sahen, die ihnen bei der Arbeit zuschauten, dann kriegten sie Lust, die Axt oder die Hacke,

die sie gerade in den Händen hatten, wegzuwerfen. Sie begannen die Touristen zu hassen. Am tiefsten aber saß der Neid, und der war am stärksten.

„Seht euch diese Herren und Damen an," sagten sie zueinander, „sie säen nicht und ernten nicht und leben doch. Ihre Woche hat sieben Sonntage und ihr Abend kennt keine Müdigkeit und ihr Morgen keine Sorgen. Wer doch auch in der Stadt wohnen könnte, wo man im Winter soviel Geld verdient, daß man den Sommer über faul sein darf!" —

Die einen lachten, die anderen weinten.

Kerstin war's, die weinte.

Sie weinte erst nur des Nachts, nur wenn sie in ihrer Kammer war, wenn kein Mensch sie sah oder hörte.

Bald aber kam es so weit, daß sie nicht mehr an die Menschen dachte; sie weinte, wo es war: in der Stube, im Stalle, auf der Dorfstraße, vor der Kirche. Die Leute begannen zu tuscheln und große Augen zu machen.

Der Vater merkte lange nichts. Er dachte an Pflügen und Säen und rechnete aus, daß dies Jahr der Hafer wohl genug Zeit haben werde, um auszureifen. Ein gesegnetes Jahr, fürwahr, so sah es aus.

Ja, ein gesegnetes Jahr, war's nicht darum, daß Kerstin weinte!?

Als sie eines Tages mitten im Essen drin plötzlich die Arme auf den Tisch warf und den Kopf darüber und laut aufschluchzte, fiel es doch auch dem Alten auf. Was das bedeute, fragte er. Doch nur Schluchzen ward ihm zur Antwort. Da fragte er nicht mehr.

Aber als sie endlich wieder aufgestanden war und mit schweren Schritten durchs Zimmer ging, schaute er sie aufmerksam an. Und da begriff er das Schluchzen. Ja, fürwahr, ein gesegnetes Jahr, dachte er ingrimmig. Und es kamen ihm ein paar recht harte, saftige Worte auf die Lippen. Aber er bezwang sich: geschehen war geschehen.

Und sie war sein einziges Kind. Weiß Gott, sein einziges Kind, man mußte Sorge zu ihm tragen. Und der Hof hatte Nahrung für alle, die auf dem Hof geboren wurden.

Sie brauche nicht zu weinen, sagte er gelegentlich zur Tochter, nein, das brauche sie nicht. Die Sache sei nicht so schlimm. Was denn, fragte sie. Nun ... das Kleine ... Zukünftige ... antwortete er etwas unbeholfen, sie werde wohl wissen, was er meine. Ach . . . das Kind . . . antwortete sie, nein, das sei nicht das schlimmste, aber das andere . . . das andere . . .! Welches andere? fragte er. Das könne sie nicht sagen, antwortete sie . . . Nun, nun, er wolle sie nicht zwingen, aber . . . ob denn Aussicht auf eine Hochzeit vorhanden sei? . . . Einer aus dem Dorfe? Nein, nein, wehrte sie ab . . . Gut, gut . . . wie gesagt, sie brauche nicht zu weinen, er sei kein Rabenvater . . . Und er dachte, daß sie nun wohl aufhören würde zu weinen.

Aber Jung-Kerstin weinte wie zuvor . . .

Das begriff er nicht. Schließlich schrieb er es ihrem besonderen Zustande zu und fragte nicht mehr; denn das Fragen tat ihr weh, das merkte er. Aber immer wieder gab er ihr zu verstehen, daß sie sich nicht zu grämen brauche, denn er, der Vater, werde schon für sie sorgen, ja, das werde er. Doch seine Tochter ließ sich nicht trösten.

Da mußte der Alte bei aller Arbeit, die er tat, an seine Tochter denken.

Ob ihr denn wirklich nicht zu helfen war?

* * *

Oft war dem Pfarrer von seinen Amtskollegen und auch von oben herab auf feinere oder gröbere Weise bedeutet worden, daß er sich eine Ehegefährtin wählen möge, wie es einem protestantischen Pastor gezieme. Aber er hatte sich dieser Aufforderung immer zu entziehen gewußt.

Erst hatte er die Armut seines Kirchspiels vorgeschützt, dann seine Kränklichkeit und seine wissenschaftliche Arbeit, schließlich sein Alter.

Ein Glück für ihn, daß er nicht hundert oder zweihundert Jahre zuvor seines Amtes gewaltet hatte, denn damals wäre er mit der Tochter oder mit der Witwe seines Vorgängers verheiratet worden. Das Kirchenbuch wußte von einem Pfarrer zu erzählen, der sich geweigert hatte, die etwas ältliche Witwe, die der verstorbene Pastor im Pfarrhause zurückgelassen hatte, mit in Kauf zu nehmen. Er war aber streng verklagt worden und hatte sich schließlich drein fügen müssen, um seines Amts willen das Bett mit der Witwe zu teilen.

Gabriel Carlénius war nie verliebt gewesen. Er hatte schon gar nicht mehr daran geglaubt, daß er sich verlieben könne. Und schließlich war es doch über ihn gekommen.

Und so war's zugegangen:

Er hatte sich nie um die Tracht gekümmert, so lange sie noch um ihn herumgestanden war wie das grüne Gras. Und er hatte ihr keine Träne nachgeweint, als ihr Todestag gekommen war. Man kann nicht verlieren, was man nicht besitzt.

Als aber die farbige Tracht auf einmal wieder von einem einzigen Kirchenstuhle aus zu ihm, der auf der Kanzel stand, heraufgeleuchtete hatte, mitten aus dem allgemeinen Grau und Schwarz heraus, wie eine Blume zwischen Steinen, da war ihm ihre Schönheit unversehens ins Herz geschlichen.

Und die Trägerin war mit der Tracht verschmolzen, beide waren für ihn eins geworden und hatten ihm eine Sonntagsfreude bedeutet und eine unbestimmte Zukunftshoffnung.

Und das Kind war zu einem Mädchen herangewachsen. Und einen Winter lang war es jede Woche zweimal nach

dem Kirchdorfe gekommen, um den Konfirmationsunterricht zu besuchen. Das war für Carlénius ein freundlicher Winter gewesen. Was er gesagt hatte, das war für sie bestimmt gewesen, für sie, die so scheu und einsam und verschlossen war. Aber nie hatte er sie angeschaut, wenn sie eine Frage beantwortet hatte. So mutig war er nicht gewesen.

Der Konfirmationstag hatte sie ihm aus den Händen genommen, und nur an den Sonntagen hatte er sie wiedersehen dürfen.

Als wieder einmal ein Amtsbruder bei ihm zu Besuche war und des Abends in der Plauderstunde mit dem üblichen guten Rate in ihn drang, von Pflicht sprach und daß es nicht gut sei, daß der Mensch allein sei, da gab Carlénius eine Antwort, die wie ein halbes Versprechen klang.

Der andere bestärkte ihn in seinem Vorhaben.

„Du siehst immer noch jung aus. Mut gefaßt und zugegriffen."

Carlénius nickte.

Wenn ihm nur etwas mehr Selbstvertrauen beschert gewesen wäre. Der Gang nach dem Pellashofe wurde ihm so schwer, wie einem Verbrecher der Gang zum Galgen. Als er endlich hinkam, war er froh, daß Kerstin nicht zu Hause war. Nach vielen Umschweifen fragte er ihren Vater vorsichtig nach dem mutmaßlichen Erfolge einer etwaigen Anfrage aus.

Der Pellas-Jerk hatte es nicht leicht, die vielen Worte recht zu verstehen, denn was er aus den halben Andeutungen zu erraten hatte, war so unglaublich, daß es ihm nicht im verwegensten Traum eingefallen wäre. Als er aber endlich voll und ganz begriffen, was der Pfarrer auf dem Herzen hatte, fühlte er eine tiefe Scham und brachte es nur zu unbeholfenen, unbestimmten Worten, die den Frager auch nicht mutiger und selbstsicherer machten,

so daß sie beide in unangenehmer Verlegenheit einander gegenüberstanden und beim etwas eiligen Abschied aneinander vorbeisahen.

„Der Pfarrer ist dagewesen", sagte Pellas-Jerk zu seiner Tochter, als sie eine Stunde darauf in die Stube trat.

„Der Pfarrer?" wiederholte sie fragend. Hatte auch der schon von ihrem Schicksal gehört?

„Ja, der Pfarrer!" antwortete Pellas-Jerk hart und streng, „er fragte an, ob du seine Frau werden wolltest! Jetzt weißt du's." Er lachte spöttisch.

„Er?" stammelte sie.

„Ja! So glaub's doch, zum Teufel noch einmal!"

Er war so aufgebracht, daß er fluchen mußte.

„Und was hast du gesagt, Vater?"

„Ich habe nichts gesagt. Die Schande ist zu groß. Wenn der Pfarrer selbst, der Höchste in der Gemeinde, zu mir kommt und sagt, er schätze meine Tochter sehr hoch und ... was weiß ich, was er noch alles gesagt hat ... auch etwas von einer Blume ... und man müßte antworten: Nein, Pfarrer, schlag sie dir aus dem Sinn, das Mädchen ist nichts für dich ... bist du denn blind? Siehst du's nicht selber? Das Blümchen ist weg ... mach' doch die Augen auf, du blinder Pfarrer ... schau' dir das Mädchen genauer an ... Pfarrer, ich sage dir, nicht einmal ein Bettler will sie zur Frau ... Nein, diese Schande bring' ich nicht über die Lippen, mögen es ihm die anderen sagen!"

„Ich werde es ihm selber sagen," antwortete sie fest und straffte sich, „er wird mich wohl nicht fressen." Ohne ein weiteres Wort abzuwarten, ging sie zur Türe hinaus.

Er stand überrascht auf und schaute ihr nach. Wahrhaftig, sie war schon auf der Landstraße.

Etwas wie Stolz flog in ihm auf. Ein tapferes Mädchen. Gute Rasse. Die hatte keine Angst!

Und laut rief er: „Kerstin!“
Sie stand still und wandte sich halb um.
„Kerstin, komm zurück . . .“
Sie schüttelte den Kopf.
„Komm zurück, ich will dir den Wagen anspannen.“
Da verstand sie ihn. Und als sie wieder bei ihm war, fiel sie ihm um den Hals und weinte. Auch er hatte Tränen in den Augen.

Dann aber nahm er sie bei der Hand und ging mit ihr zum Pferdestall. „Der Weg ist weit,“ sagte er, „wer Roß und Wagen hat, braucht nicht zu gehen. Da, nimm die Zügel in die Hand. Recht hast du. Und du hast deinem alten Vater eine gute Lehre gegeben, obwohl er meinte, keine Lehre mehr nötig zu haben. Fahr zu! Mutig in allem, auch im Bekennen. Recht hast du. Nicht an dem, was einem Menschen geschieht, erkennt man ihn, sondern an dem, wie er's trägt. Gott sei Dank, ich brauche mich deiner nicht zu schämen!“

Kerstin fuhr davon. Sie hielt sich steif und gerade auf dem Wagensitze, aber ihr Herz schlug gewaltig.

Es kostete sie allen Mut, um über die Schwelle der Pfarrerstube zu treten.

Carlénius fuhr überrascht vom Stuhle auf. Er merkte es nicht, daß einige Blätter seines Herbariums auf den Boden fielen. Ohne ein Wort zu sagen, lief er eilig durchs Zimmer, um einen staubigen Stuhl von Büchern und Broschüren zu säubern und ihn mit einer Verbeugung vor sie hinzustellen.

Kerstin aber blieb stehen. „Es ist besser so“, sagte sie.

Der Pfarrer begann vom Wetter zu reden. Aber Kerstin unterbrach ihn.

„Der Herr Pfarrer hat meinem Vater und mir mit seiner Anfrage eine große Ehre erwiesen,“ sagte sie leise und etwas eintönig, „aber leider bin ich dieser Ehre nicht würdig.“

Carlénius wollte eine Einwendung machen. Aber sie fuhr unbeirrt fort.

„Der Herr Pfarrer wird mich begreifen, wenn er hört, daß ich ein Kind erwarte, durch meine Schuld und durch die Schuld eines anderen, der noch nicht wiedergekommen ist. Ich wollte das dem Herrn Pfarrer selbst sagen, damit er es nicht von einem anderen hören muß."

Carlénius starrte sie an. Und auf einmal sah er klar und deutlich, allzu deutlich, was er vorher nicht gesehen hatte. Er brachte kein Wort hervor. Und als Kerstin einen schwerfälligen Knix tat und sich umwandte und zur Tür hinausging, hielt er sie nicht zurück.

Ihr Wagen rollte davon.

Der Pfarrer stand noch eine gute Weile auf demselben Flecke. Er fühlte ein Zittern und Beben in seinem Herzen. Sein ruhiges vernünftiges Wesen stand vor dem Zusammenbruche. Etwas Neues war in ihm lebendig. Es wollte ans Licht, es kämpfte ... aber dann gab die Unruhe nach, das Gleichgewicht stellte sich wieder ein, und er stand fest und sicher wie zuvor.

Und am nächsten Sonntage hielt er eine seiner gewöhnlichen Predigten, die den Zuhörern zum einen Ohr hineingingen und zum anderen Ohr hinaus, ohne ihnen den Seelenfrieden zu rauben oder zu geben.

• • •

Vater und Tochter waren sich näher gekommen. Nur eines begriff er noch nicht.

„Warum weinst du so oft?" fragte er, „es paßt nicht zu dir!"

„Das kannst du nicht verstehen", antwortete sie.

„Du schämst dich nicht?"

„Nein ..."

„Nun denn ... Not hast du auch nicht zu fürchten. Warum weinst du denn? Weinst du aus Reue?"

„Nein, nein," wehrte sie heftig ab, „nein, nein."

„Weinst du, weil du dich gegen Gottes Gesetze versündigt hast . . . ?"

„Nein!" antwortete sie stolz . . . „ich kann nicht glauben, daß ich mich gegen Gottes Gesetze versündigt habe . . ."

„Weinst du, weil du dich vor der schweren Stunde fürchtest? Vielleicht hat dir eine alte Frau von solchen erzählt, die daran gestorben sind . . ."

„Nein," sagte sie fest, „ich fürchte mich nicht . . ."

Der Vater schüttelte den Kopf. Er gab das Fragen auf.

Kerstin ging in ihre Kammer und nahm das Psalmbuch vom Fensterschaft. Denn immer, wenn sie davon sprach, dann war ihr Leid so groß, daß sie nach einem Troste suchen mußte.

„Nein", sagte sie zu sich selber, „nicht darum weine ich, weil ich mich fürchte vor Not und Scham und Tod und ewiger Verdammnis, und nicht, weil ich Geschehenes bereue."

„Aber warum denn weine ich?" fragte sie sich dann. Und sie antwortete sich selber: „Ich weine, weil er nicht wiederkommt."

Doch wie sie sich besann, da fand sie, daß das immer noch nicht der rechte Grund sei.

Und sie dachte und dachte und endlich sagte sie:

„Ich weine, weil ich das schönere, höhere Leben ahne, von dem er mir gesprochen hat und es einsam nicht erreichen kann. Ich habe das Alte nicht mehr und das Neue noch nicht. Das ist das Schreckliche, daß ich mitten drin stehe, das eine nicht habe und auch das andere nicht. Daß ich wohl die Ahnung habe und die Aussicht — die hat er mir gegeben mit seinen Worten — doch nicht die Kraft und das Vermögen. Was soll ich tun, wenn er nicht wiederkommt? Er hat mir gesagt, wie man leben solle, wie man lieben solle. Wie man ganz in dieser Erde wur-

zeln müsse, wie man eins werden müsse in der Liebe, wie es mit dem Wort und dem Ringe nicht getan sei, sondern daß man alles mit Inhalt füllen müsse, denn nicht der Buchstaben sei es, sondern der Geist. Daß die Sünde dort sei, wo der Inhalt fehle, und nicht dort, wo es an priesterlichem Segen gebreche. O wie schön und gut sie leben müssen, die dort in der Stadt ..."

Und sie dachte an all die Gespräche, die er mit ihr geführt hatte, die erst nur Schall und Laut gewesen und die nun zu Sinn und Bild, zu Wunsch und Hoffnung geworden waren und ihr ein Leben darstellten, wie es ihr ewig schmerzliche Sehnsucht bleiben mußte unter dem Bauernvolke, wenn er nicht wiederkam.

Da sagte sie zu sich selber: „Wird mir nicht das Psalmbuch helfen können, das so vielen anderen geholfen hat in ihrer Bedrängnis?"

Und sie nahm das Psalmbuch vom Schoße, auf dem es geruht hatte. Und sieh, es war in Schweinsleder gebunden, mit Goldschnitt und eingepreßten Zieraten und handgemalten Blumen. Und auf dem Deckel berührten sich zwei Herzen mit Inschriften, von denen die eine sagte: „Buch und Herzen ich dir gebe, bin dein Freund, solang' ich lebe", und die andere solcherweise antwortete: „Gott segne dich, mein Freund, der dieses Buch mir gab, in ihm nur les' ich stets, bis daß ich lieg' im Grab." Das war das Brautgeschenk des Vaters an die Mutter gewesen.

Sie las lange in dem „schwedischen Psalmbuche, mit den Stücken, die dazu gehören", aber sie fand kein Gebet, das sie tröstete und ihr aufhelfen konnte. Das Buch wußte von ihrer Not noch nichts. Es gab da Gebete für Kriegsleute und für Bauern, für einen, der übers Meer fährt, auch für ein Frau in gesegneten Umständen und für ein vater- und mutterloses Kind. Aber es gab kein Gebet für einen Menschen, der das vollkommene Leben leben möchte und keinen Weg sieht, um dahin zu gelangen.

Nein, das Psalmbuch konnte ihr nicht helfen. Es gab ihr Steine statt Brot. Es war für Bauern gerade recht, für alle die anderen, die den Buchstaben gläubig hinnahmen und nicht nach dem Geiste suchten.

In ihre Gedanken und Kümmernisse hinein kam ein Brief. Er war an ihren Vater gerichtet und fühlte sich dick und schwer an. Der Stempel sah ungewöhnlich aus, und die Freimarke glich keiner schwedischen und war auch nicht aus den „states". Schließlich entzifferte man den Namen „Mexiko".

Im Umschlag fand der Pellas-Jerk sechs engbeschriebene Blätter, die nicht leicht zu lesen waren, weil die Schriftzüge von einer ungeübten Hand herrührten, die Worte mit einer mangelhaften Interpunktion etwas ungewöhnlich nebeneinander gesetzt worden waren und überdies eine reichliche Vermischung mit fremdländischen Ausdrücken aufwiesen, die das Verständnis sehr erschwerte.

Der Brief war von seinem Sohne.

„Lies mir ihn vor", bat er Kerstin und zitterte dabei vor Neugier und Ungeduld und übermächtiger Hoffnungsfreude.

Und sie gab sich Mühe und fügte langsam Wort an Wort. Und gut war es, daß Skog-Anders ihr ferner stand, so fern wie ein Verstorbener, von dem nur hier und da in den Gesprächen die Rede ist, sonst hätte sie den langen Brief wohl nie entziffern können.

„Lieber Vater! Bis heute hab' ich mich immer geschämt, dir zu schreiben, denn ich wollte mit viel Geld nach Hause kommen oder dann schon lieber gar nicht. Aber jetzt halte ich es nicht mehr aus. Ich bin bettelarm, aber es ist mir alles gleich, wenn ich nur wieder heim komme. Ich will gern die ärgste Arbeit tun, ich will gern die Steine aus dem Boden brechen oder was du sonst willst. Ich habe arbeiten gelernt und ich weiß jetzt, was es ist, einen Hof zu haben, wenn ich es auch nicht gewußt habe,

als ich noch daheim war. Aber ich kann nicht nach Schweden kommen, wenn du mir nicht Geld schickst, denn ich bin in Veracruz eine Zeit lang an einem Fieber krank gewesen, aber es war nicht das gelbe Fieber, was eine sehr schlimme Krankheit ist, Du kannst Dir nicht denken, wie schlimm. Sie meinten zuerst dort in Veracruz, das etwa fünfzig Meilen weiter nach Süden zu liegt und eine ansehnliche Stadt ist, wo man in weißen Kleidern geht, aber die Luft ist furchtbar drückend und auf den Straßen spazieren große widrige Vögel herum, die man Aasgeier nennt, auch auf den Dächern sitzen sie, und die fressen allen Unrat weg und das ist gut, denn sonst würde er verfaulen und dann wäre man noch viel mehr krank, ja, so ist es in Veracruz, und ich bin froh, daß ich nicht mehr dort bin, denn ich habe auf einem Lastdampfer beim Heizen geholfen und bin so nach Tampico gekommen, und das ist schon näher bei Amerika und etwas gesünder als Veracruz, wenn auch nicht viel, aber was ich erzählen wollte, war das, daß sie in Veracruz zuerst meinten, ich habe das gelbe Fieber, und mich in das Lazarett transportierten, wo solche Kranke sind, und das liegt weit vor der Stadt mitten im Sande drin und dort war es über alle Maßen schrecklich, man kann sich das gar nicht vorstellen, wenn man das nicht gesehen hat, und beschreiben läßt es sich auch nicht und ihr in Schweden könnt euch sicher gar nicht denken, daß es auf Erden so etwas geben kann, denn in einem großen Saale stehen viele, viele Betten und darin liegen die Kranken und sterben wie Fliegen und einige sterben auch nicht, aber das sind nur wenige, und wenn ich auch recht matt gewesen bin und nur eine halbe Stunde im Spital gelegen habe, denn dann merkten sie, daß ich nicht das gelbe Fieber habe und schafften mich wieder fort, so wundert es mich doch, daß ich nicht vor Schrecken gestorben bin, als sie mich in den Saal brachten, denn da gab es solche, die laut schrien und

sich hin und her wälzten und mit dem Kopfe am Fußende des Bettes lagen und auch herausfielen und dann wieder aufstanden und ziellos umhergingen und sich in Betten legten, wo schon ein anderer lag, und sich durchs Fenster zu stürzen suchten, bis man sie trotz aller Gegenwehr in eine Art Sack band, so daß sie ruhig sein mußten, und es gab solche, die sich mit großer Anstrengung in einemfort erbrachen, über das Bett, über die Umstehenden, über den Boden, und was sie erbrachen, war schwarz und sah aus wie Kaffee oder wie Tinte, und es gab auch solche, die dalagen und aus Nase und Mund bluteten und in ihrem Blute gleichsam badeten und widerwärtig rochen, und andere hatten einen heftigen Schlucken, der nie abließ und so laut war, daß man ihn schon von weitem hörte, und einige waren gelb, so gelb wie Safrankuchen, und einige waren rot und einer war tot und war blau im Gesicht und einer hatte angeschwollene purpurfarbene Lippen und einer hatte eine ganz schwarze Zunge, ja, das alles hab' ich gesehen, ehe man merkte, daß ich nicht das gelbe Fieber habe, sondern ein anderes, denn hierzulande gibt es vielerlei Fieber, du kannst es nicht glauben, nein, so wie die möcht' ich nicht sterben und wenn man schon bisweilen hört, daß man mit einer solchen Krankheit für seine Sünden bestraft wird, so kann ich mir keine Sünde denken, auch die größte nicht, die solche Strafen verdient, nein, weiß Gott nicht, und das wird jeder sagen, der das gelbe Fieber kennt, und mich hat es dazu gebracht, daß ich meinen letzten Hochmut verloren habe und an Dich schreibe, denn leicht ist mir das nicht geworden, ich habe mir immer gesagt, daß ich lieber sterben wolle, als Hilfe annehmen, aber nun schreibe ich doch, denn ich möchte so gern heim nach Schweden, aber ich habe es zu nichts gebracht, und wenn Du mir nicht das Geld zur Heimreise schickst, dann weiß ich nicht, wie es mir geht, denn ich bin schwach und seh'

kränklich aus und der Doktor hat gesagt, daß es zu spät sein könne, wenn ich noch lange in Mexiko bliebe und ich habe darum auch irgendeine Stelle gesucht, auf einem Dampfer, der nach Europa geht, aber ich habe keine gekriegt, denn überall fanden sie, daß ich schwach und kränklich aussehe und das tu ich auch und darum bitt' ich Dich, daß Du mir das Geld schickst, ich will es zu Hause gern wieder zehnfältig abverdienen und am besten ist's, Du schickst es mit dem Telegraphen, denn das geht geschwind, Du kannst ja auf der Post nachfragen, wie man das macht, und jetzt, da ich Dir das geschrieben habe, ist es mir schon wohler und es reut mich, daß ich nicht schon vor zehn Jahren geschrieben habe, aber ich glaubte immer, ich werde reich, aber ich wurde es nicht, obwohl ich alles Mögliche versucht habe, zuerst in den Staaten, in Chicago, wo die vielen Schweden wohnen und auch in anderen Städten, und vieles hab' ich erlebt und gesehen, wahrhaftig, und jetzt sehn' ich mich nur nach Hause und einen anderen Wunsch hab' ich nicht mehr, denk, wenn ich unseren Hof wiedersehen werde und unsere Stube, ich bin schon jetzt so froh, und wenn der Wald auch umgehauen ist, so kann man ihn ja wieder anpflanzen, es reut mich nur, daß ich nicht schon damals mit dem Anpflanzen begonnen habe, statt davonzulaufen, das wäre vernünftiger gewesen. Leb' wohl, mein lieber Vater, und schick' das Geld geschwind, wenn Du es schikken willst, denn sonst könnt' es zu spät sein, und es ist am besten, Du schickst es unter meinem Namen an das hiesige deutsche Konsulat, denn ein schwedisches gibt es nicht und es ist ein ehrlicher Mann.

Dein Sohn Anders Erikson,

in Tampico, Mexiko.

Jetzt fange ich noch einmal an, denn das Schiff, das die Post mitnimmt, geht erst morgen ab, denn es ist an der Maschine etwas kaput gegangen, das zuerst repariert wer-

den muß. Ja, wenn ich nur schon wieder in Äppelvik wäre, denn ich habe vieles im Kopfe, was ich gerne tun möchte, besonders, was den Wald betrifft, denn von dem ist jetzt sicher nichts mehr übrig, aber man kann ihn, wie gesagt, wieder anpflanzen, und das ist's, was ich vor allem im Sinne habe, und wenn das Recht der Abholzung auch für fünzig Jahre verkauft worden ist, so kann man dieses Recht sicher zurückkaufen, denn wenn kein Baum mehr steht, so hat ja das Recht für den Amerika-Johann keinen weitern Wert mehr, und dann werde ich Bäume säen, wie man Gerste und Hafer sät, und ich will zufrieden sein, wenn ich es erlebe, daß die Bäume so hoch werden, wie ich selber, aber ich bin auch schon zufrieden, wenn ich es nur erlebe, daß die neuen Bäumchen so hoch werden, wie kleine Kinder, wenn sie nur frisch und gesund aussehen, und ich werde arbeiten und fröhlich sein, einmal auf dem Hofe, einmal im Walde, ganz wie es sich paßt, und bisweilen werde ich mich auf den Boden legen und unter den kleinen Bäumchen durchgucken, die nicht größer sind als Schachtelhalme, und dann kann ich mir denken, daß ich durch einen hohen Wald gehe, Du siehst, ich bin älter geworden und vernünftiger und verlang' nicht mehr so viel, wenn man jung ist, da schaut man zuviel in den Himmel und wird hochmütig, mit dem Alter aber schaut man mehr auf die Erde, und das ist gut, denn da sieht man, wieviel man zu tun hat und ist froh darüber, ja, wenn ich nur mit dem Schiffe fahren könnte, aber ich habe kein Geld, man sollte festgewachsen sein wie die Birken, dann könnte man die Heimat nicht verlieren, aber ich hoffe auf Dich, nochmals grüßt Dich Dein Sohn Anders und verzeih' mir alles, was ich Dir angetan habe.“

Kerstin wandte das letzte Blatt um, sie hatte zu Ende gelesen.

Pellas-Jerk saß mit gesenktem Haupte da und hatte die Hände gefaltet.

Dann stand er auf und sah fröhlich drein: „S'ist gut, 's ist gut, am Ende wird alles gut. Freu' dich, Kerstin, nun kriegst du einen Bruder und der Hof einen Mann! Ich fahre nach dem Kirchdorfe, die Bank ist offen. Man wird mir helfen, das Geld wegzuschicken. Und wenn ich all mein Geld wegschicken muß, es reut mich nicht!"

Kerstins Freude klang nicht so stark und laut wie die des Vaters. Aber es war ihr, als ob ihr eine Last von den Schultern gehoben werde. Nun war sie frei, sie konnte tun, was sie wollte, sie war nicht mehr das einzige Kind, der einzige Erbe. Der Vater war nicht einsam, wenn sie fliehen sollte! Und auch der Hof nicht!

Pellas-Jerk kehrte freudestrahlend zurück.

„Das Geld ist weggeschickt. Alle haben mir geholfen. Und wer den Anders gekannt hat, der hat sich gefreut. Ich habe nie einen schöneren Tag gehabt!"

Er streichelte Kerstin, die still vor ihm stand: „Auch dir wird es wieder besser gehen, nur getrost, nur getrost, es hagelt nicht jedes Jahr."

An jenem Abend hatte er die große alte Bibel vor sich aufgeschlagen auf dem Tische und jubelte mit dem Vater im Gleichnisse vom verlorenen Sohn: „Lasset uns essen und fröhlich sein! Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden . . ."

Am Tage darauf aber lag ein Zettel auf dem Tisch. Und auf dem Zettel stand: „Anders Erikson vor acht Tagen am gelben Fieber gestorben. Deutsches Konsulat."

Die Freude war tot.

Pellas-Jerk saß zusammengesunken im Greisenstuhle. Seine Gedanken waren im Spital von Tampico. Wie war sein Sohn gestorben? Hatte er zu jenen Unglücklichen gehört, die sich vor Unruhe nicht zu helfen wußten und mit einem Sack gebändigt werden mußten? Oder zu jenen, die in einemfort auf gewaltsame Weise schwarze

Massen erbrachen? Oder zu jenen, die im eigenen Blute gleichsam badeten? Mit Schreien und Weinen, mit Stöhnen und Jammern war er dort drüben irgendwo gestorben. Ein kurzes Telegramm, das in das Land seiner Jugend blitzte, war alles, was von ihm Kunde brachte. Ein einfacher notdürftiger Satz sang sein Totenlied. Sonst nichts.

Ein Schauer ging durch ihn. Vor acht Tagen also. Er hatte nichts geahnt, nichts gespürt. Es war ein Tag gewesen wie alle anderen. Es war kein Stern vom Himmel gefallen, kein Blitz, kein Donner, kein stärkeres Abendrot als gewöhnlich. Keine Ahnung, kein Zittern und Beben im Herzen drin. Nichts. Er hatte vielleicht ruhig seine Grütze gegessen, währenddem sein Sohn ... sein Sohn kämpfte, fieberte, weinte, schrie, Blut spie ... er hatte vielleicht ruhig seine Grütze gegessen ...

„Hätte ich doch niemals gehört, daß er noch lebte," jammerte der Alte, „jetzt hab' ich meinen Sohn zweimal verloren. Wozu das?"

Kerstin betäubte das eigene Leid und tröstete ihn.

„Ja, jetzt hab' ich nur noch dich!" sagte er einmal übers andere, wie ein eintöniger Psalm, wie ein kurzes, abgerissenes Bittgebet.

Kerstin hörte die Rufe mit heimlichem Beben. Und sie faßte sich und sammelte ihre Kräfte, wenn auch nicht um ihretwillen, so doch um des Vaters willen.

Beim Gehen stützte er sich auf ihren Arm.

Das war ihr ein Trost und ein liebes Gefühl, und sie vergaß ihre Schwäche, da sie einem anderen Stütze sein mußte. Und ihr Leben, so armselig es war, es hatte wieder seinen Wert.

Sie merkte an jedem neuen Tage, wie ihr die eigene Bürde leichter wurde. Da pries sie das neue Unglück. Das Mütterliche in ihr nahm den Vater in seine Obhut. Und er ließ es sich gefallen. Er war nicht mehr der Herrische,

Stolze, Verschlossene. Nicht mehr der Gebietende, Befehlende, der keine Frage nach Warum und Wieso duldete. Der finstere, strenge Gott des Alten Testamentes ging nicht mehr durch den Pellashof. Ahnungsreich und mild kam der Gott der Liebe. Und vor Vater und Tochter lag das Leben, nicht freudenreich, in allen Hoffnungen blendender Morgenröte, doch still, mit ruhigem Schein und mit verklärten Schmerzen. Und aus den Schmerzen sprangen Quellen auf, die gar seltsam süß zu trinken waren.

So rückte ihre Stunde immer näher. Sie fürchtete sich nicht. Im Taumel und in verwirrter Willenlosigkeit hatte sie empfangen; mit Fassung und Ergebung und mit dem klaren Bewußtsein dessen, was ihr auferlegt worden war, würde sie gebären.

Da zerstörte der Amerika-Johann ihre ruhige Sicherheit.

„Er kommt nicht wieder, he?“ sagte er grinsend, als er eines Tages an ihr vorüberging.

Sie antwortete nicht.

„Und hat dich doch so schön beschrieben!“ fuhr der Amerika-Johann fort.

„Mich?“ fuhr es ihr heraus.

„Ja, dich, hast du die Zeitungsartikel nicht gelesen?“

„Was für Zeitungsartikel?“

„Im Stockholmer Tageblatt!“

„Nein.“

„Der Notar hat sie verfaßt . . .“

„Hat er? Und auch von mir ist die Rede?“

„Ja . . . von Äppelvik und von meiner Herberge . . . und von meinem häßlichen Hause,“ er lachte, „und von Färg-Petter, und von Britta, und von deinem Vater, und von dir . . . von allen ist die Rede, merkwürdig, daß er über uns soviel zusammenschreiben konnte. Ich hätte es nie geglaubt.“

„Was sagt er von mir?" fragte sie leise.
„Viel Schönes, du kannst stolz darauf sein."
Sie seufzte.
„Er beschreibt dich von Kopf bis zu den Füßen ... das Haar genau wie es ist ... und die Augen wie photographiert ... und den Mund ... ich glaube, er nennt ihn einen züchtigen und doch so neckischen Mund ... man merkt, daß er dich kennt ..."
Sie hört ihm in atemloser Spannung zu ...
„Und er beschreibt deine Tracht bis auf die letzte Öse und das letzte Häkchen. Und von den Blumen auf deinem Mieder macht er ein verflucht großes Wesen ... und dann spricht er auch von deiner Seele ..."
„Wie kann er von meiner Seele sprechen ..."
„Und auch von deinem Herzen spricht er."
„Das ist schlecht von ihm", stammelte sie.
„Die märchenhafte Volksseele nennt er sich."
„Sagt er nichts Schlimmeres?"
„Nein, dreimal nennt er dich die märchenhafte Volksseele."
„Und das haben alle Menschen gelesen? Und alle Menschen wissen, daß ich gemeint bin?"
„Ja ... Blumen-Kerstin nennt er dich ..."
„Blumen-Kerstin ..."
„Ja, weil dein Sinn so voller Blumen sei ..."
Sie lächelte bitter. Blumen, Blumen, damit war's vorbei, jetzt reifte die Frucht.
„Und ..." sagte der Amerika-Johann hämisch und lachte.
„Was? Und?"
„Er hat eine Anspielung gemacht."
„Eine Anspielung? Daß wir ..."
„Ja, wenn man so will!"
„Pfui, dazu hatte er kein Recht ..."
„Er mußte alles beschreiben, verstehst du ... die Leute wollen genau wissen, wie du bist?"

„Es ist schlecht von ihm, daß er nicht wiedergekommen ist ... aber das ist das Allerschlechteste", rief sie zornig.

„Aber du weißt ja gar nicht, was er geschrieben hat..."

„Ich will's nicht wissen."

„Na, na, so schlimm ist's nicht ... er sagte bloß, daß unter deinen Röcken nichts Baumwollenes sei ... und auch nichts Leinenes, sondern reine unverfälschte Natur ... ja, so ungefähr ..." Der Amerika-Johann zwinkerte mit den Augen.

Kerstin hatte begriffen. Sie barg den Kopf in den Händen, so schämte sie sich.

Plötzlich richtete sie sich auf.

„Du bist ein gemeiner Kerl!" sagte sie heftig zum Amerika-Johann und lief davon.

„Ich habe nicht gelogen," schrie er ihr nach, „ich kann dir die Zeitung leihen, wenn du willst..."

Aber sie antwortete nicht. Sie rannte bloß blind darauf los.

Nun war alles aus. Sie konnte das Leben nicht mehr ertragen. Bürde um Bürde hatte er ihr aufgeladen: Enttäuschte Hoffnung, das Kind ... nun auch noch Schimpf und Schande. Alles, was geschehen war ... was erst wie ein schöner Traum gewesen ... nun war es auf einmal so gemein geworden. Sie sagte „Pfui" zu sich selber. Sie fühlte sich so beschmutzt, daß sie vor sich selber Abscheu empfand ... wie sollte man sich denn in der Welt zurecht finden können, wenn ein Ding so viele verschiedene Gesichter hatte? Sie war blind gewesen. Jetzt war das Sehendwerden nicht zu ertragen.

Sie floh die Häuser. Nur keine Menschen, rief es in ihr.

Sie sah den See. Da wußte sie auf einmal, daß es auch für sie Gnade und Barmherzigkeit gab. Sich reinwaschen von aller Schmach ... untersinken, nicht mehr sein ... dann ist's auch mit der Schande vorbei.

Sie kam an den See herunter. Sie folgte dem Strande, bis sie an den Platz kam, wo die Boote lagen. Und sie ging von einem zum anderen und beschaute jedes genau und schließlich entschied sie sich und schob das gewählte Boot über den Sand in den See und schwang sich hinein. Und dann setzte sie sich auf das Querbrett und griff zu den Rudern und holte kräftig aus. Und nach einer halben Stunde zog sie die Ruder ein und rührte sich nicht mehr. Sie schaute bloß auf das Wasser, das durch die Bretterfugen von unten und von den Seiten her in das Boot gesickert war. Das Boot war alt und morsch. Sie schaute unweglich zu, wie das Wasser immer höher stieg. Ihre Füße standen schon im Wasser. Sie zog sie nicht an sich. Denn was geschah, geschah mit Wissen und Willen. Ihr Antlitz hatte allen Ausdruck des Lebens verloren. Sie wartete wie erstarrt auf die Vollendung dessen, was mit jeder Minute näher und näher rückte. Sie hatte die Schmach, die sie erlitten, wie eine schwere Decke über sich gebreitet, und saß schon in der Dunkelheit. So war das Sterben nicht schwer.

Aber noch einmal gelüstete es sie, die Decke zu lüften. und um sich zu schauen. Ihre Blicke gingen nach Äppelvik, das hoch über ihr lag. Und zu oberst stand der Hof ihres Vaters, von der Sonne beschienen, helleuchtend. wie eine rote, uneinnehmbare Festung.

Da kam der Stolz über sie, die Erbin dieses Hofes zu sein. Sie konnte die Augen nicht von ihm lassen. Und je länger sie zu ihm aufschaute, desto stolzer wurde sie. Sie fühlte eine unbändige Lust zu jubeln und seine Herrlichkeit zu preisen. Die Schmach war von ihr genommen. Die Tocher des Pellas-Jerk stand über aller Schande. Die Gemeinheit ihrers Verführers fiel auf ihn selber zurück.

Aber das Wasser ging ihr schon über den Rocksaum. Sie sah über den See und merkte, daß sie weit draußen

war. Es galt zu kämpfen. Sie nahm das Querbrett und peitschte das Wasser über den Bootsrand. Sie löste die Schuhe von den Füßen und schöpfte mit ihnen das Wasser aus. Sie arbeitete wild und heftig. Und sie faßte die Ruder, verglich den Abstand der beiden Ufer, und trieb dann das Boot noch weiter von Äppelvik weg, weil sie dem anderen Ufer schon näher war. Mit heftigem Schwunge holte sie aus, kräftig zog sie an, Schlag auf Schlag. Die Arme schmerzten, die Hände brannten. Aber es galt das Leben, das wiedergewonnene, liebe Leben. Und die Augen hatte sie unverwandt auf den Hof ihres Vaters gerichtet, auf ihren Hof. Sie ließ nicht nach. Nur einmal stand sie auf und arbeitete heftig mit Brett und Schuhen, um etwas Wasser aus dem Boot zu schaffen. Dann griff sie wieder zu den Rudern und kämpfte gegen den See und die eigene Müdigkeit.

Das Boot fuhr knirschend auf. Langsam erhob sie sich und stieg ans Land. Das Boot ließ sie liegen, wie es lag. Sie hatte keine Kraft mehr, den schweren alten Kasten auf den sicheren Strand zu ziehen. Noch einen Blick über den See, dann folgte sie einem kleinen Fußwege, der in den Wald hineinführte. Sie mußte zu Menschen. Wie ein Krampf ging es durch ihren Leib. Sie hielt sich an einem Baume. Aber dann schleppte sie sich weiter. Und der Tannenwald lichtete sich. Sie kam zwischen Birken und Erlen hinein. Kuhglocken tönten ganz in der Nähe. Und da sah sie auch schon eine graue Sennhütte auf einem offenen Wiesenflecke. An einem Feuer stand eine alte Frau und rührte in einem Kessel. Noch nie hatte sie einen Menschen mit soviel Freude gesehen wie diese alte Frau. Sie ging so aufrecht wie möglich zu ihr hin. Dann aber war es mit ihrer Kraft vorbei, und nah am Feuer ließ sie sich niedersinken. Die Alte wußte zuerst nicht, was das zu bedeuten habe. Sie sperrte bloß den Mund auf und starrte die Fremde an, die laut zu schreien be-

gann. Auf einmal aber begriff sie, was am Geschehen war. Sie flog ins Haus hinein und kam mit Decken und Tüchern wieder. Sie streichelte und tröstete die Jammernde, schob ihr ein dickes Bündel unter den Rücken, schlug die Röcke zurück, stützte ihre Knie auf, faßte ihre Hände und half mit freundlichem, aneiferndem Zuspruch und erzählte zwischendurch, daß sie selber diese Sache auch schon acht mal durchgemacht habe, einmal sogar mit Zwillingen gesegnet worden sei und doch immer noch lebe wie irgendeine und besser und gesünder als manches alte Mädchen, das nicht wisse, wozu es vom Herrgott erschaffen worden sei. Und Kerstin lächelte müde, wenn die Wehen nachließen, schloß wohl auch für eine kurze Weile die Augen, wie ein zu Tode ermatteter Krieger auf dem Schlachtfelde, der sich auf sein Schwert stützt, wenn ein Angriff abgeschlagen ist, und so den neuen Kampf erwartet. Und ihr Leib, wie besessen von einem erbarmungslosen übermächtigen Willen, so stark wie jener, der die Steine über dem Abgrunde zu fallen zwingt, gab ihr keine Ruh', bis daß das Kindlein geboren war, mitten in der grünen Wiese drin, unter einem hellen, blauen Himmel.

Und als der Abend auf dem See lag und langsam den Rain hinaufkroch, drüben in Äppelvik, da saß Kerstin halbaufgerichtet im Bett und schaute durch das offene Fenster nach ihrem Dorf hinüber und nach dem Hofe ihres Vaters. Kein Laut kam aus dem Wald. Nur aus dem Stalle drang gedämpfter Lärm, und im Haine läuteten, ruckweise aufklingend und erlöschend, die hellen Schellen weidender Schafe. Die Blätter der Espen raschelten leise im leichten Wind, der vom Wasser herkam. Ruhe atmete alle Natur, und mit den Vögeln, die ihre Nester suchten, und mit den Blumen, die ihre Strahlenkronen schlossen, und mit den Wellen drunten am See, die immer leiser an das Ufer rührten, ging alle Welt nach har-

ter Tagesmüh' dem Frieden einer stillen Nacht entgegen.

Und Frieden war in ihr. Schon spürte sie die Freude, die ihr das kleine Wesen gab, das mit unhörbaren Atemzügen neben ihr schlief und das sie geboren als ein Stück ihres eigenen Leibes mit all seinem Blut und seinem Leben und das sie doch mit wunderlichem Beben als ein unbegreifliches Geschenk empfand.

Nur eines quälte sie, doch weil es nicht zu ändern war, so schickte sie sich drein. Sie konnte ihrem Vater keine Botschaft senden. Der Weg zum nächsten Dorf war weit und ging durch wilden Wald. Er überstieg die Kräfte der Alten, die auch die Kühe nicht einsam lassen konnte. Und was ein Boot betraf, so war der alte Kasten, in dem sie die Fahrt gewagt hatte, weggetrieben und gesunken. Sie mußte bis zum nächsten Samstag warten, dann ruderte der Sohn der Alten über den See, um Käse und Butter nach Hause zu schaffen.

* * *

Der Näs-Olle stieg an den See hinunter. Er trug eine Axt auf der Schulter. Er wollte sein Boot verholzen.

Aber er konnte sein Boot nicht finden. Das war ihm unbegreiflich. Denn es war ein alter, morscher Kasten gewesen, kaum zum Verbrennen gut genug. Und nun lag er nicht mehr da.

Er schaute nach links und schaute nach rechts. Aber sein Boot war nicht da.

Dann schaute er auf den Sand und sah die Spur, die zum Wasser führte.

„Wahrhaftig," sagte er verwundert, „da ist einer gekommen und hat den alten Kasten in den See hinausgeschoben, so ein verfluchter Kerl. Bloß um mir zu schaden!"

Er sah auf den stillen See hinaus, auf dem sich nichts Lebendiges rührte, nicht einmal eine Ente oder ein

Hecht, der aus dem Wasser sprang, nahm seine Schnupftabaksdose hervor, schnupfte und sagte bedächtig: „Aber stark muß er gewesen sein, weiß der Teufel, das hätt' ich nicht gekonnt.“

Und er beschaute nochmals die tiefe Kielspur und auch die Fußtritte, die sich in den Sand hineingewühlt hatten, fluchte einiges in den Bart und trottete wieder nach Hause.

Der Pellas-Jerk wartete vergebens auf seine Tochter. Sie kam nicht zu den Mittagskartoffeln, sie kam nicht zur Abendgrütze. Die ganze lange Nacht wachte er umsonst. Die Tür ging nicht auf. Am anderen Morgen lief er erschrocken und angsterfüllt von einem Hofe zum anderen und fragte nach seiner verschwundenen Tochter. Niemand hatte sie gesehen.

Aber schließlich erfuhr er von dem alten Boote, das jemand ins Wasser geschoben hatte! Einer hatte auch ein Mädchen gesehen, das auf den See hinausruderte. Aber das kam ja so oft vor, daß er der Sache weiter keine Bedeutung beigemessen hatte. Er wußte nicht, was aus ihr geworden war.

Der Alte war erschüttert. Warum das? War seine Tochter nicht still und gefaßt neben ihm hergegangen? Und nun tot im See?

Tot?

Es war kein Zweifel möglich.

„Nicht für tausend Kronen hätte ich mich in dem alten Kasten in den See hinausgewagt“, verschwor sich der Näs-Olle hoch und heilig. Das sagte genug. Daran war nicht zu rütteln. Der Näs-Olle übertrieb nicht.

Der Pellas-Jerk konnte ihre Tat nicht begreifen. Aber das Unglück war da, ob begriffen oder nicht begriffen. Er spürte eine übermächtige Hand, die ihn züchtigte. Und was fragte die Rute, die schlug, danach, ob sie begriffen wurde? Sie schlug ... und er hatte hinzuhalten ... zu begreifen gab es nichts.

Er ging auf seinen Hof zurück und schloß die Torflügel hinter sich zu. Er wollte nicht, daß ihn ein anderer jammern und weinen sehe.

Aber nachdem er wie einer, der Sinn und Verstand verloren, durch alle Tiefen seines Schmerzes getaumelt war, stieg aus der Erschöpfung, aus dem versiegten Tränenbrunnen Gedanken um Gedanken auf, wies auf die Geschehnisse, verknüpfte sie und machte ihm Grund und Ursache seines Verlustes offenbar.

„Sieh', das ist eine Strafe für deinen Ehebruch," sagte er zu sich selber, „denn eine Ehe, die geschlossen worden, ist für alle Ewigkeit. Du aber hast eine andere zur Frau genommen, und Gott hat dich gestraft. Er versagte dir den Sohn, jetzt nahm er dir auch die Tochter."

Er ergab sich drein, weiß Gott, er ergab sich drein.

Aber wenn er sich nur an dem Touristen rächen könnte, schoß ein heimtückischer Gedanken auf. Dann wäre es leichter, sich in das Unglück zu ergeben. Eine handfeste Rache an dem verfluchten Stockholmer, am ganzen verhaßten neuen Wesen. Ja, dann wollte er gerne alles auf sich nehmen.

Er beugte sich unter Gottes Hand und ballte doch die Fäuste. Er lispelte ein Gebet für das Seelenheil seiner Tochter und hatte tief im Herzen doch das Gefühl, daß eine Bestrafung des Verführers der beste Grabstein wäre, den er ihr setzen könne. Er griff nach dem Psalmbuche und liebäugelte doch mit der Flinte, die neben der Türe hing.

Aber der Verführer war fern, und er war ein alter Mann. Er starrte auf das Psalmbuch in seinen Händen und las doch nicht.

Geigenspiel drang zu ihm herein. Immer lauter, immer näher tönte es, er horchte auf.

Das war eine Weise, wie man sie früher auf einer Hochzeit gespielt hatte.

Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Kein Äppelviker heiratete in dieser Jahreszeit. Da hatte man anderes zu tun.

Aber das Geigenspiel ging seinen taktfesten, halb fröhlichen, halb feierlichen Gang.

Da wußte er auf einmal, was das bedeutete: Der Amerika-Johann hielt Hochzeit, doch bloß zur Schau, damit seine Gäste und die übrigen Touristen ihre Freude daran hätten.

Schon vor einer Woche war der Umzug bekannt gegeben worden. Echte Trachten, echte Musik war in Aussicht gestellt. Genaue Befolgung der alten Sitte. Bloß daß man von Wagen Abstand nehmen mußte. Die waren schon längst als Rauch in dem Himmel und als Asche in den Boden gefahren. Aber im übrigen sollte es eine echte Bauernhochzeit werden.

Auch der Pellas-Jerk war aufgefordert worden, mitzumachen. Und seine Tochter hätte die Braut spielen sollen. Ihre Leibesform sei dem nicht im Wege, hatte der Amerika-Johann gesagt, im Gegenteil. Das sei echt bauernmäßig!

Aber Pellas-Jerk hatte mit einem starken Fluche abgesagt. Pfui, aus dem Ernst ein Spiel zu machen — um der Fremden willen. Das war eine Versündigung, ein Verbrechen, eine Schande fürs Dorf.

Er sprang auf wie ein Junger. Die Hochzeit kam ihm gerade recht. Er riß die Flinte von der Wand. Er lud sie. Er nahm sie in die Hand und ging zur Tür hinaus und die Vortreppe hinunter und über den Hof. Er öffnete einen Torflügel und stellte sich in die Öffnung. Die Flinte hielt er hinter seinem Rücken. So wartete er auf den Hochzeitszug.

Ein Spielmann, den er nicht kannte, war der erste. Dann Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Mädchen. Die alten Leute gingen ernst und feierlich, mit kleinen

trippelnden Schritten, die Jungen lachten und scherzten. Dahinter stolzierten die Touristen Arm in Arm.

Der Alte schaute nach dem Verführer seiner Tochter aus. Wer weiß, ob er nicht von dem Feste angelockt worden war.

Er fand ihn nicht. Aber er fand ein Dutzend andere, die ihm glichen. Da schwoll seine Brust. Da ging ein zufriedenes Leuchten über sein Gesicht.

„Halt!" rief er und trat aus der Türöffnung hervor. Unwillkürlich hielt der Hochzeitszug an. Die Touristen meinten einen Augenblick lang, daß sich ein verspäteter Teilnehmer anschließen wolle. „Ein prächtiger Typ," sagten sie zueinander, „der stolze Volksgeist in eigener Person."

Aber der magere, sehnige, etwas gebeugte Alte hob die Flinte.

„Pfui Teufel!" rief er den Bauern zu, „schämen solltet ihr euch, und ihr," indem er den Büchsenlauf gegen die Touristen richtete, „macht, daß ihr davon kommt, weg mit euch aus Äppelvik, lauft, was ihr könnt, oder ich schieße."

Die Touristen schauten ihn an.

Einem jeden war's, als werde auf ihn gezielt. Und die Furcht kam über sie wie ein Blitz. Sie stoben auseinander, sie flohen, sie verbargen sich.

Pellas-Jerk war wie berauscht. „Und wenn sich wieder einer zeigt, dann schieße ich ihn nieder!" rief er überlaut.

Die Bauern hatten den ersten Schrecken überwunden. Die Älteren machten sich an ihn heran.

„He, denen hab' ich's gesagt, oder nicht?" triumphierte er. „Seid froh, daß ihr die losgeworden seid."

Aber die Bauern nahmen ihm das Gewehr aus der Hand und redeten ihm zu. „Sei vernünftig, Alter, du tust ja, als seist du verrückt. Was hast du gegen die Touristen?"

„Seine Tochter ist wegen eines Touristen ins Wasser gegangen", sagte der Näs-Olle.

Die Bauern wurden ernst und still. Sie führten den Pellas-Jerk in die Stube zurück, ob er wollte oder nicht.

„Setz dich hin und beruhige dich," sagte der Svarvar-Gustav. „Das Schießen hilft nichts. Es macht die Kerstin nicht wieder lebendig und schafft auch die Touristen nicht aus dem Dorf. Es bringt dich höchstens ins Gefängnis."

Der Alte schaute auf. Er war niedergeschlagen und mutlos. „Schämt ihr euch denn nicht?" fragte er leise.

„Schämen? Warum sollen wir uns schämen? Daß wir den Fremden eine Hochzeit vorspielen? Ja, du lieber Himmel, das gibt Verdienst. Was soll man machen? Man braucht Geld zum Leben! Und wenn du mit deiner Flinte herumläufst, so stiehlst du uns ein paar hundert Kronen. Denn dann getrauen sich die Fremden nicht mehr nach Äppelvik."

Pellas-Jerk merkte, daß er einsam war. Und noch leiser sagte er: „Gut, gut, ich werde mich um nichts mehr kümmern. Ich werde auf meinem Hofe leben, so lange es Gott noch gefällt. Tut, was ihr wollt."

Und er erhob sich mühsam und ging schwer und gebeugt in die Kammer hinein und schloß die Türe.

Die Bauern standen noch eine Weile beisammen. „Es hat ihn geknickt," wisperten sie, „mit ihm ist es aus. Er wird nicht mehr lange machen."

„Aber die Flinte?" sagte der Skomar-Hans.

„Stell sie hinter die Türe," antwortete der Svarvar-Gustav, „sie ist sein Eigentum, und schießen wird er wohl nicht mehr."

Sie gingen auseinander.

Am nächsten Morgen kam der Svarvar-Gustav atemlos in den Pellashof gelaufen.

„Der Länsmann kommt, Pellas-Jerk, der Kronvogt

kommt. Und der Polizist aus dem Kirchspiel kommt auch. Der Amerika-Johann hat sie gerufen. Sie wollen dich verhaften, weil du den Touristen mit deiner Flinte gedroht hast.“

Da merkte der Pellas-Jerk, daß er immer noch etwas zu verlieren hatte: seine Freiheit. Und er wurde beinahe wieder froh. Kampf und Widerstand, das war gerade das, was er brauchte.

„Ich lasse mich nicht verhaften,“ sagte er, „ich hab' nichts Böses getan.“

„Das wird nichts nützen! Sie stecken dich sicher ins Gefängnis.“

„Mich steckt niemand ins Gefängnis, das gelob' ich.“

„Was willst du tun?“

„Wollen sehen . . .“

„Du kannst nach Norwegen fliehen . . .“

„Ja, das kann ich.“

„Tu's.“

„Hab' keine Angst, ich werd' mir schon zu helfen wissen.“

Der Pellas-Jerk trat an den alten Knecht heran, der hinter der Scheune Holz sägte.

„Du mußt den Hof verlassen,“ sagte er, „pack' deine Sachen.“

Der Knecht wagte keinen Widerspruch.

„Nimm auch die Magd mit!“ fuhr der Pellas-Jerk fort.

Der Knecht hörte den Befehl mit Verwunderung.

Aber gehorsam wie immer stellte er die Säge auf die Seite und beugte sich zu den Holzscheiten nieder, um sie langsam aufzuheben und sorgfältig und umständlich aufeinander zu beigen, Scheit um Scheit.

„Das ist nicht mehr nötig!“ sagte der Pellas-Jerk heftig.

Da konnte der Knecht nicht mehr schweigen.

„Du befiehlst mir, vom Hofe zu gehen, gut, ich geh', obwohl ich alt bin und keinen anderen Zufluchtsort weiß

als das Armenhaus. Aber daß ich geh', eh' die Holzscheite sauber aufgebeigt sind, nein, das tu' ich nicht!" Und er beugte sich nieder, um in seiner Arbeit fortzufahren.

Der Pellas-Jerk schaute ihn gerührt an. Dann ging er in die große Stube zurück. Wieder schritt der Svarvar-Gustav hinter ihm drein.

Der Pellas-Jerk zog die Sitztruhe, die vor dem Wandbette stand, mit einem heftigen Ruck auf die Seite, öffnete eine flache Kiste, die sich hinter ihr verbarg und entnahm einem leinenen Säcklein fünf Hundertreichstalerscheine. Dann trat er unter die Türe und rief dreimal laut nach dem Knecht.

„Ist die Scheiterbeige fertig?" fragte er ihn, als er langsam herankam.

„Ja, jetzt ist sie fertig . . ."

Der Pellas-Jerk drückte ihm das Geld in die Hand.

„Das ist für dich und Britta, leb' wohl."

Der Knecht schaute ihn ungläubig an. Da aber sein Herr keine Miene machte, etwas zu erklären, ging er ins Brauhaus hinüber, wo die Magd am Garnfärben war.

Bald darauf zogen die beiden langsam von dannen.

„Du bist verrückt!" stammelte der Svarvar-Gustav.

„So laß mich verrückt sein!" antwortete der Pellas-Jerk grob.

„Aber was soll das bedeuten?"

„Das soll bedeuten, daß ich auf meinem Hofe allein sein will . . ."

„Ich glaube, es ist besser, wenn man dich nicht allein läßt . . ."

„Hast du im Sinn, mir Gesellschaft zu leisten?"

Der Pellas-Jerk schloß die Fensterläden. Nur ein Fenster ließ er offen.

„Warum schließest du die Fensterläden?" fragte der Svarvar-Gustav.

Der Pellas-Jerk ging ins Holzhaus, nahm den größten Bohrer, der auf der Hobelbank lag, kehrte in den Vorraum zurück und begann ein Loch in die Türe zu bohren.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Svarvar-Gustav.

Aber der Alte bohrte ruhig weiter und antwortete nicht. Sechs Löcher bohrte er in verschiedener Höhe, die einen mehr links, die anderen mehr rechts. Dann schloß er die Haustüre und drehte den großen Schlüssel um, nahm die Flinte in die Hand, schob ihren Lauf durch eines der Löcher und sagte verbissen:

„So, Svarvar-Gustav, jetzt weißt du, wozu die Löcher da sind.“

„Um Gottes willen, du wirst doch nicht!“

„Doch!“

„Du bist verrückt, vollständig verrückt!“

„Wenn's mir nur wohl dabei ist!“

„Aber . . .“

„Was aber . . .“

„Willst du auf den Länsmann schießen?“

„Wenn's nötig ist, Svarvar-Gustav, sonst nicht . . . aber es wird am besten sein, wenn du gehst . . . ich habe ein Fenster offen gelassen.“

„Ich geh' nicht . . .“

„Dann muß ich dich dazu zwingen.“

„Pellas-Jerk!“

„Ja, der bin ich, und darum laß ich mich nicht regieren! . . . Geh . . . dort ist das Fenster . . . Ich möcht' nicht gern auf dich schießen . . .“

„Du bist wahnsinnig.“

„Glaub's, wenn's dir paßt, aber geh!“

Der Svarvar-Gustav schaute den Alten an. Er sah die finstere Entschlossenheit, er sah den drohenden Flintenlauf. Da schwang er sich aufs Fensterbrett und sprang hinaus. Er wollte den Länsmann warnen. Er mußte verhindern, daß Blut vergossen werde.

Der Pellas-Jerk schloß die Läden und schraubte sie fest. Dann stellte er sich wieder hinter die Türe.

So erwartete er den Länsmann, den Kronvogt und den Polizisten aus dem Kirchdorfe, die ihn verhaften wollten.

Endlich hörte er einen Wagen anfahren. Kurz darauf zeigte sich im Toreingange ganz vorsichtig der Länsmann. Er schaute um die Ecke.

„Pellas-Jerk!“ rief er.

„Was willst du?“ antwortete der Alte.

„Komm heraus!“

„Warum?“

„Ich hab' mit dir zu reden.“

„Ich wüßte nicht, was du mit mir zu reden hättest. Die Steuern habe ich bezahlt.“

„Es ist nicht wegen der Steuern.“

„So sag', was du zu sagen hast, ich bin nicht schwerhörig.“

„Ich fordere dich auf, heraus zu kommen.“

„Ich komme nicht!“

„Du hast zu gehorchen. Und wenn du das nicht gutwillig tust, so wirst du dazu gezwungen werden.“

Aber im Hause blieb es ruhig und still.

Im Torwege sprachen Länsmann und Kronvogt auf den Polizisten ein. Schließlich tat der ein paar Schritte in den Hof hinein, gegen das Haus zu.

„Zurück, oder ich schieße!“ rief der Pellas-Jerk.

Der Polizist blieb unschlüssig stehen und schaute bald auf die Türe mit den drohenden Schießscharten, bald auf den Länsmann und den Kronvogt, die im sicheren Torweg standen und ihn mit lebhaften Gebärden und lauten Worten zum Vorwärtsschreiten antrieben.

Wieder tat der Polizist ein paar zögernde Schritte. So geht ein Verbrecher, dem Bleikugeln an die Füße gekettet worden sind.

Da krachte ein Schuß. Vom Dache des Stalles, der dem Hause gegenüber lag, splitterten ein paar Späne. Mit drei unglaublichen Sätzen rettete sich der Polizist in den Torweg, wo er zuerst nicht recht an sich herunterzuschauen wagte, aus Angst, rinnendes, rotes Blut zu sehen.

Man beratschlagte. Dann erhielt der Polizist den Befehl, vom Stalle aus das gefährliche Haus zu überwachen. Dem Dunder-Kalle, der ebenfalls die Funktion eines Polizeidieners ausübte, wurde der Auftrag zuteil, die Rückseite des Hauses unter Aufsicht zu halten und jeden Fluchtversuch des Verbrechers zu vereiteln. Dann fuhren Länsmann und Kronvogt wieder davon.

Die Haustüre blieb geschlossen. Pellas-Jerk zeigte sich nicht. Auf die Zurufe des Polizisten und des Viertelmannes gab er keine Antwort. Redete ein Bauer vom Torwege aus mit ihm, so sagte er, daß er genug Proviant im Hause habe, um einen Monat lang vor dem Verhungern geschützt zu sein. Und bis dahin würden die Belagerer wohl die Geduld verloren haben und ihn endgültig in Ruhe lassen.

Der Tag verging. Die Bauern standen mit ernsten Gesichtern vor dem Hof und wunderten sich, wie die Geschichte wohl enden werde. Auch Touristen drängten sich herbei, ließen sich das Geschehene erzählen und das Zukünftige vorhersagen, betrachteten dann mit neugierigen und ängstlichen Gesichtern das denkwürdige Haus von hinten und von vorn, wagten sich auch wohl in den Torweg hinein und schielten vorsichtig um die Ecke, bis sie die Türe mit den Schießscharten zu Gesicht bekamen, und photographierten alles, was mit dem dramatischen Auftritte irgendwie zusammenhing, besonders die Stelle auf dem Schindeldache des Stalles, wo deutlich die Wirkung einer eingeschlagenen Kugel zu sehen war. Sie sprachen wohl auch mit dem Polizisten und gaben ihm eine Zigarre, wenn er alles gesagt hatte, was er wußte, was

jenen vermochte, von neuem den Mund zu öffnen, so daß der alte Pellas-Jerk immer mehr in die schreckhaften Ausmaße eines rasenden, gemeingefährlichen Massenmörders hineinwuchs.

Am zweiten Tage kamen Kronvogt und Länsmann mit zehn Wehrmännern nach Äppelvik zurück. Die jungen Leute in der schmucken Uniform machten einen tiefen Eindruck. Wer die Mausergewehre sah, erschrak. Denn ging die Kugel einer solchen Schießwaffe nicht glatt durch zehn Menschen hindurch oder waren es zwanzig? Die Spannung wurde unerträglich und erreichte einen atembeklemmenden Höhepunkt, als die zehn Wehrmänner nach Kommando, allen Formalitäten des Exerzierreglements gemäß, auf präzise und wohleingeübte Weise, nur etwas feierlicher als auf dem Schießplatze, ihre Gewehre mit scharfen Patronen luden und auch die Magazine mit der lebensgefährlichen Munition füllten.

Dann wurde zum Angriff geschritten.

Hinter den taktmäßig marschierenden Soldaten folgten die Bauern und die Touristen. Sie gingen wie unter einem großen Drucke und sprachen nur leise und gedämpft miteinander. Sie fühlten unbewußt das Gewaltige der Staatsordnung, die sich alles unterwirft und jeden Widerspruch zermalmt. Aber gleichzeitig waren sie neugierig und gespannt wie auf ein interessantes Schauspiel und diskutierten mitleidslos und rein sachlich die Aussichten Pellas-Jerks und hofften ganz im geheimen auf einige dramatische Verwicklungen und etliches Blutvergießen, obwohl man im Grunde weder der Ordnungsmacht, noch dem Pellas-Jerk übel wollte.

Die Wehrmänner hatten den Auftrag erhalten, auf dem Heuboden über dem Stalle Stellung zu beziehen. Dort waren sie gesichert und konnten den ganzen Platz vor dem Hause bequem mit ihren Kugeln bestreichen. Sie waren instruiert worden, so leise und vorsichtig wie

möglich ihre Plätze einzunehmen, denn man wollte den Pellas-Jerk überrumpeln. Erhebe der Länsmann, der im Torwege stehen werde, den Arm, so bedeute das die Aufforderung zum Schießen. Da man den Feind wahrscheinlich hinter der Türe kniend oder stehend zu vermuten habe, so sei es angezeigt, den Treffpunkt niedrig zu halten, vielleicht einen Fuß über dem Boden, denn es handle sich bloß um ein Unschädlichmachen, nicht um ein Töten.

Die Soldaten bezogen ihre Stellung auf dem Heuboden und nahmen an der Schwelle der Haustüre einen vorläufigen Zielpunkt. Der Länsmann und der Kronvogt begaben sich in den Torweg.

Wieder erklang die Aufforderung: „Pellas-Jerk, komm heraus!"

Mochte nun der Pellas-Jerk im Sinne haben, von Mann zu Mann mit dem Länsmann zu reden, oder war ihm die Gefangenschaft unerträglich geworden, genug, die Tür ging auf, und der alte, etwas verwilderte Mann trat heraus, das Gewehr schußbereit.

Dem Länsmann erschien die Gelegenheit ausnehmend günstig, und er gab das verabredete Zeichen. Der Kronvogt wollte ihm in den Arm fallen, denn es schien ihm billig und gerecht, dem eigenwilligen Bauern erst eine Mahnung und Warnung zugehen zu lassen. Aber schon hatte die Salve gekracht und war der Pellas-Jerk lautlos, wie vom Blitz getroffen, zu Boden gesunken.

Der Länsmann überzeugte sich erst, daß der ruhig Daliegende keine Miene machte, das im Sturze auf die Seite geschleuderte Gewehr zu ergreifen. Dann trat er vorsichtig näher.

Der Getroffene hatte die Augen geschlossen. Das Antlitz zeigte ein bleiches Gelb mit grünlichen Schatten in den Falten und Runzeln. Aus der rechten Brustseite sikkerte Blut. Die Strümpfe waren rot gefärbt.

Noch war Leben in ihm. Die Finger krümmten und streckten sich in rhythmischen Zuckungen.

Man schaffte Pellas-Jerk ins Kirchdorf und von dort aus nach einer kurzen Untersuchung des Doktors ins Länslazarett.

Sein Zustand war hoffnungslos. Lunge und Beine waren übel zugerichtet.

In Äppelvik standen die Bauern und Touristen noch lange im Pellashofe, besprachen sich des langen und breiten, wunderten sich über den Schuß, der zu hoch gegangen war, beschauten die Blutlache und musterten und betrachteten aufmerksam, beinahe andächtig, sieben saubere, etwas geschwärzte Löcher, die von den Kugeln in Türe und Pfosten ausgestanzt worden waren.

* * *

Kerstin lebte im Hirtenglück und Wiesenfrieden der Sennhütten. Im Sonnenschein lag jeden Tag das Heimatdorf ihr still und freundlich gegenüber,

Nicht lange ging's und sie erzählte der Alten ihre Geschichte. Die lauschte und nickte mit dem Kopf. Alles begriff sie, das waren ja alte Dinge, die sie hörte: Daß man liebte . . . und gar noch einen Stockholmer — und daß man ein Kind kriegte . . . Gott hatte es so eingerichtet — und daß er verschwand und sich nicht mehr blikken ließ . . . so waren die Männer . . . sie zündeten das Haus an und liefen dann davon — und daß Kerstin verzweifelte, als sie von dem Zeitungsartikel hörte . . . das mußte ja einem gerade so sein, als stünde man an einem Sonntage vor der Kirche . . . ohne Kleider . . . schrecklich war's, bloß daran zu denken — und daß sie doch wieder Freude am Leben bekam, als sie den Hof ihres Vaters sah . . . das war ja einer der schönsten Höfe weit und breit . . . sie hatte in ihrer Jugend oft gehört, daß man von ihm erzählte — — —

Aber dann kam etwas, das sie nicht begriff.

„Ist es nicht schwer, Kerstin, ein Kind zu haben, dessen Vater man haßt?“ fragte sie.

„Ich haß' ihn nicht“, antwortete Kerstin.

„Ja, es kommt vor, daß ein Mädchen nicht von seinem Liebsten lassen kann — — — und wenn er ihr auf dem Herzen herumtrampelt.“

„Ich liebe ihn nicht mehr.“

„Aber was tust du denn? Hassest nicht und liebst nicht? Gibt's denn noch etwas anderes als Haß und Liebe?“

„Ja, Mitleiden.“

„Du bist wirklich der merkwürdigste Mensch, der mir jemals vor die Augen gekommen ist. Glaubst du, daß er Mitleiden verdient?“

„Ich glaube, daß das jeder verdient.“

„Glaubst du, daß er's überhaupt nötig hat . . . ein reicher Herr?“

„Ich glaube es.“

„Ich würd' ihn hassen, den Kerl, oder ich würd ihn verachten . . . ich würde mir sein Andenken aus dem Herzen reißen, wie man das Unkraut ausreißt . . . ich würd' die anderen Männer angaffen, bloß um seine Augen zu vergessen. Ich würd' tanzen, bloß um zu vergessen, wie er seinen Arm um meine Hüften gelegt hat . . . ich würd' mich küssen lassen, bloß um zu vergessen, wie seine Küsse geschmeckt haben . . .“

Die Alte war ganz eifrig geworden.

Kerstin lächelte still.

„Das hab' ich nicht nötig,“ sagte sie, „weißt du, Mutter, ich will gern an seine Augen denken . . . und an seine Küsse . . . und vor allem an seine Worte . . . warum soll ich mich selber arm machen, wenn ich doch reich geworden bin . . . durch ihn.“

„Reich . . . durch ihn? Es wird immer besser.“

„Ja, reich! Ich habe nichts verloren, nur gewonnen, nun weiß ich's, da alles überstanden ist."

„Ist die Unschuld nichts? . . . denk', Kerstin, die kriegst du nie wieder . . . denk', die teure Unschuld!"

„Es ist mir," antwortrte Kerstin langsam, „als sei die Unschuld etwas, das man nicht spüre . . . ich meine, es ist ein Besitz, dessen man sich nicht freuen kann . . . es ist ja nicht etwas, das man gewinnen kann, die Unschuld, die du meinst, liebe Mutter, sondern es ist etwas, das man hat . . . und das man nur verlieren kann . . . ja verlieren muß . . . ich kann ja kein Kind kriegen, wenn ich nicht die Unschuld verliere . . . und ist es nicht schön, ein Kind zu kriegen? Und wenn es eine Schuld ist, was ich getan habe, so sage ich: Eine solche Schuld, die mich verwandelt und zu einem neuen Menschen gemacht hat, die schätz' ich höher als die Unschuld. Was war ich? Ein dummes, schwaches Ding . . . Was ich tat, tat ich, weil ich mußte, nicht, weil ich wollte . . . Nun aber will ich, weil mir das Einsehen gekommen ist . . . weil mir die Erfahrung geworden ist . . . nun will ich in der Tracht gehen . . . nun will ich auf dem Hofe wohnen . . . nun will ich spinnen und weben. Das ist ja das Schönste, Mutter, daß man will, nicht muß . . ."

„Das ist eine neumodische Weisheit . . ."

„Ich trug die Tracht, weil ich mußte; von nun an tu' ich es, weil ich sie so schön finde . . . ich webte, weil es mir der Vater befahl; nun aber werde ich weben, weil ich soviel Freude daran habe . . . ich lebte auf dem Hofe, weil es mir so bestimmt war; von nun ab aber werde ich dort arbeiten, weil ich nichts Lieberes weiß. Und kannst du erraten, wem ich das verdanke? Dem Touristen. Der hat mir die Augen geöffnet . . . und darum kann ich ihm nicht böse sein . . . jetzt, nachdem alles vorbei ist . . ."

„Aber warum hast du denn Mitleid mit ihm?"

„Weil er bloß träumt und schwatzt . . . Er spricht und

schwadronniert von einem vollkommenen Leben, wie er's nennt . . . und dabei sitzt er auf einem Büro und hat keine Freude an seiner Arbeit . . . es muß eine schrecklich langweilige Arbeit sein . . . nur schreiben, verstehst du . . . es nimmt nie ein Ende, und was geschrieben ist, muß er ordnen und auf Schäfte legen . . . und dort liegt es . . . und kein Mensch sieht es an . . . und er schreibt und schreibt, bis das ganze Zimmer voll ist . . . und dann geht er in ein anderes Zimmer und fängt wieder von vorne an . . . Denk', wie gut wir es haben, wir auf dem Lande . . . der Winter hat seine Arbeit, und der Frühling hat seine Arbeit, und der Sommer und der Herbst, jeder hat seine besondere Arbeit; er aber tut immer dasselbe, ob's regnet oder schneit . . . und wir sehen, daß alles einen Sinn und einen Nutzen hat, was wir tun . . . wenn wir weben, gibt's Kleider, wenn wir säen, gibt's Früchte . . . er aber sagt, daß er den Nutzen seiner Arbeit nicht einsehen könne, und es sei merkwürdig, daß man ihn dafür bezahle . . . Ist das nicht schrecklich . . . ?"

„Doch, das ist schrecklich," sagte die Alte, „die in der Stadt müssen scheint's auch ihr Kreuz zu tragen haben . . ."

„Darum hab' ich Mitleid mit ihm . . . er möchte dies und jenes, aber er kann nicht . . . er möchte gern auf dem Lande wohnen . . . er möchte gern ein eigenes Haus haben . . . er ist ein armer Kerl. Wenn ich mich mit ihm vergleiche, dann fühl' ich mich so froh und so stolz, und es ist mir, als steh' ich hoch über ihm, denn ich hab' eine Arbeit, an der ich eine Freude habe, und hab' einen Hof . . ."

„Aber die Zeitung . . ."

„Ja, die Zeitung . . . ich kann nicht begreifen, daß er auf einmal ein schlechter Mensch geworden ist . . . aber vielleicht hat er's nicht so schlimm gemeint . . . was weiß ich . . . und der Mensch ist nicht immer gleich . . . ich

hab' einmal meinen Vater betrunken gesehen, und da war er ganz anders . . . ich denke nicht mehr an die Zeitung . . . ich halte mich an das, was er im letzten Herbst gesagt hat . . . da war er ein guter Mensch und meinte, was er sagte . . . Warum soll bloß das Schlechte wahr sein und das Gute nicht?"

„Denk', wenn er wiederkäme und dich heiraten möchte, was würdest du da sagen?"

„Nein würd' ich da sagen . . . denn jetzt wähle ich meinen Mann . . . und er ist nicht der Mann, den ich wählen würde . . . er hat mir zuviel von einem vollkommenen Leben erzählt." Sie lächelte.

Die Alte schaute sie an, verwunderte sich über ihren Stolz und ihre ruhige Sicherheit und ahnte auf einmal, daß die neue Zeit mit ihrer Geldgier und ihrer Kaufladenanbetung schon wieder alt geworden war und einer noch neueren Zeit Platz zu machen begann. Und in ihr dämmerte die Erkenntnis von einem Kreislauf, von einem steten Wiederkehren und daß nichts, das stirbt, auf ewig verloren sei. Nur ein Dämmern war's, aber es warf doch einen Schein über ihr Leben und ließ es schön und groß erscheinen mit all seiner Müh', die ihr oft so eitel und fruchtlos vorgekommen war . . .

Der Samstag war da und mit ihm Boot und Bursch, mit Freuden begrüßt, doch mit Schrecken empfangen und beherbergt, als die schlimme Kunde von Appelvik voreilig und überlaut in die Stube gerufen worden war.

Kerstin jammerte und weinte, als wolle sie den Abend nicht erleben.

„Nimm dich zusammen," mahnte die Alte, „sonst schrumpfen deine Brüste ein."

Da drückte sie ihr Knäblein hart an sich. Ihre Seele zitterte vor der drohenden Vereinsamung und schmiegte sich an das keimende Seelchen des Kindes.

Gefaßter fragte sie: „Ist er tot?"

„Nein, man sagt, daß er noch lebe . . . aber man merke nicht viel davon . . .“

„So eil' dich, pack' zusammen und rudere mich über den See, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren.“

Der Sennhüttenfrieden versank.

Am Abend redete sie aufgeregt den ersten besten Menschen an, den sie unter dem Tore des großen Spitals in der Länshauptstadt antraf. Sie trug ihr Kindlein auf dem Arm.

Man wies sie von Pontius zu Pilatus. Schwierigkeiten erhoben sich. Der Zustand ihres Vaters erforderte äußerste Schonung. Überdies war abends keine Besuchszeit. Da gingen bloß die Ärzte und Krankenschwestern von Saal zu Saal.

Aber schließlich stand sie doch am Bette ihres Vaters. Das Knäblein war im Zimmer der Wärterinnen in eifriger, überreichlicher Obhut.

Man hatte den Pellas-Jerk auf ihren Besuch vorbereitet. Einer seiner Angehörigen wolle ihn besuchen, hatte man gesagt. Er habe keine Angehörigen mehr, hatte er geantwortet. — Ob er denn nicht eine Tochter habe? — Ja, eine tote Tochter. — Woher er das wisse? — Der Alte hatte die Augen weit aufgerissen. — Die Tochter könne ja immer noch am Leben sein; ein Boot brauche nicht notwendigerweise unterzugehen, auch wenn es noch so alt sei. . . . Um es kurz zu machen: die Tochter sei noch am Leben und ein Enkel dazu und nun stehe sie vor der Tür . . . Da war ein heller Schimmer über das Antlitz des Totkranken gegangen, als hätte die Sonne rechtsumkehrt gemacht und scheine wieder durch das hohe Krankenzimmerfenster herein, das sie schon vor ein paar Stunden verlassen hatte.

Und jetzt schaute er seine Tochter an und hielt ihre Hände und sprach in einemfort, doch mit großen Pausen, in denen er heftig und mühsam atmete: „Du bist ja wie-

der jung . . . du bist ja wieder wie früher . . . du bist schlank . . . und deine Backen sind rot . . . nein, nein, gräme dich nicht, daß ich sterbe . . . besser, als wenn sie mich ins Gefängnis gesteckt hätten . . . ich passe nicht mehr auf die Welt . . . früher war alles so einfach . . . jetzt ist alles so unbegreiflich und verwickelt geworden . . . man kennt sich nicht mehr aus . . . man weiß nicht mehr, was man tun soll . . . früher war alles fest und sicher . . . jetzt schwankt alles und verändert sich von einem Tage auf den anderen . . ."

Sie versuchte ihn zu trösten, obwohl sein Anblick nur eine große Hoffnungslosigkeit war. „Du wirst nicht sterben", sagte sie.

„Doch . . . doch . . . es ist nichts zu machen . . . das weiß ich am besten . . . ich kann mir bloß noch ein wenig Mühe geben, daß ich nicht allzu erbärmlich davonfahre . . . aber der Hof . . . der Hof . . ."

Kerstin richtete sich auf. „Ich werde den Hof übernehmen, Vater."

„Du? Du bist ja bloß ein Mädchen'"

Sie hob den Kopf noch höher.

„Ich bin Mutter, Vater."

„Mutter!"

„Und ich habe einen Sohn . . ."

In seinem Blick lag immer noch der Zweifel und die Bangigkeit.

„Ich bin stark, Vater, schau mich an. Ich fürchte nichts mehr. Du kannst mir den Hof getrost überlassen." Und sie gab sich alle Mühe, stark und zuversichtlich dreinzuschauen.

Er ließ den Blick nicht von ihr. Und allmählich änderte sich der Ausdruck seiner Augen. Der Zweifel und die Bangigkeit wandelte sich in Vertrauen und Gewißheit und endlich in große, starke Freude.

„O, ich schwache Kreatur," stammelte er, „nichts

wußte ich . . . nein, es war keine Sünde, daß ich zum zweiten Male heiratete . . . Gott ist groß . . . er ist die Milde, nicht die Strafe . . . er schenkte mir, was ich ersehnte, meinem Hofe einen Erben . . . ich sah es nicht . . . erst jetzt seh' ich es . . . Wer hat eine solche Tochter wie ich? . . . seht, die herrliche Tochter . . . die Starke, die Schöne . . . die ich gezeugt habe . . . Nein, es war keine Sünde . . . ich tat recht . . . an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen . . . an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen . . ." Seine Stimme verlor sich. Sein Atem ging heftiger, stoßweise. Er schlug mit den Armen um sich, wie einer, der gebunden und gefesselt werden soll. Aber sein Blick ließ Kerstin nicht los. Und sie stand vor ihm, hochaufgerichtet, mit mutigen, starken Augen, obwohl sie todmüde war und sich nur mit äußerster Anstrengung aufrecht erhalten konnte.

Und sie stand und stand, obwohl sie am Zusammenbrechen war, bis die Augen ihres Vaters sich verschleierten und endlich in sich selber erstarrten in gläsernem Glanze.

Da erst sank sie mit einem langen Seufzer über ihn hin.

ELFTES KAPITEL.

Dunder-Kalles Frau kam auf den Stenbackshof. Als sei sie stundenlang im ärgsten Sturm herumgelaufen, so sah sie aus. Dabei war die Luft still und ruhig, wie schlafend in der Sommerwärme, daß man auch nicht die geringste Brise merkte, wenn man den Finger naß machte und nach allen Richtungen drehte. Und doch war sie so zerzaust und zerrupft und zerfetzt, als sei sie durch ein Dutzend Dornbüsche geschleppt worden.

„Johann, er schlägt mich!“ jammerte sie.

„Wer?“ fragte er.

„Kalle!“

Er zog sie ins Haus hinein.

„Du schreckst mir ja alle Touristen vom Hofe,“ schimpfte er, „kannst du nicht anständig daherkommen?“

„Was kann ich dafür, Johann . . . er schlägt mich und ich muß mich flüchten . . . wie ich gerade bin . . .“

„Seit wann schlägt er dich?“

„Schon lange . . . aber heut’ hat er mich so geschlagen, daß ich es nicht mehr ausgehalten habe . . . Oskar und ich flüchten zu dir . . . du hast ja Platz genug . . . und wir gehören zusammen.“

„Was denkst du . . . was würden die Touristen sagen? Du bist ja mit einem anderen verheiratet . . .“

„Er schlägt mich . . .“

„So gib ihm die Schläge zurück . . .“

„Er säuft . . .“

„So schläft er um so länger . . .“

„Er haßt den Oskar . . .“

„Das begreif’ ich.“

„Er ist grob gegen alle, die in den Laden kommen. Bald haben wir keine Kunden mehr ...“

„Ich werde dir helfen, wenn es nötig ist.“

„Er läuft den Mädchen nach ... wo er nur kann, so greift er ihnen unter die Röcke ...“

„Zum Teufel noch einmal, er muß ja ein rechter Satan geworden sein!“

„Ja, das ist er.“

„Aber warum denn?“

„Er möchte ein Kind haben ...“

„Er hat ja eins ...“

„Ein eigenes möcht' er haben ... ich begreif's, aber ich kann ihm nicht helfen ...“

„Das muß er sich aus dem Kopfe schlagen ...“

„Er tut's nicht ... er kann nicht ... Ich hatte damals die Wahrheit gesagt ... jetzt aber schimpft er in einemfort, er sei angeführt worden und das müsse ich bezahlen! ... Nicht einen Tag länger bleib' ich bei ihm ...“

„Wohin willst du denn?“

„Zu dir ... ich glaub', es täte mir gut, wieder einmal zu wissen, was Ruhe und Frieden ist. Und Oskar tät's auch gut ...“

„Du bist ja verheiratet ... was würden die Touristen sagen ... “

„Denk' an Oskar ... es ist dein Bub' ... er hat nicht viel Gutes erfahren ... Kalle haßt ihn, und Oskar gibt's ihm zurück ... ich hab' keine rechte Freude an ihm ... er ist frech ... er lügt ...“

„Und da verlangst du, daß ich ihn in mein Haus aufnehmen soll?“

„Er ist nicht schlecht ... und wenn er etwas Liebe erführe, statt immer nur Haß, so würd' er gewiß wieder anders werden. Der Kalle behandelt ihn ja wie einen mißratenen Hund ... und er ist nicht dumm ... er könnt' dir in vielem helfen, so gut wie ich auch. Er kann

schreinern . . . er kann malen . . . er ist anstellig . . . und wenn du ihm ein freundliches Wort gäbest . . ."

„Nein, es geht nicht . . . ihr müßt wohl oder übel bleiben, wo ihr seid. Es kann sein, daß ich immer noch heirate . . ."

„Ach du, sei kein Narr, ruh' dich aus . . . warum denn heiraten . . . du bist ja reich genug . . . '

„Woher weißt du das? Ich bin gar nicht reich. Es reicht knapp zum Leben . . ."

„O du, der Reichste weit und breit."

„Ich? Wüßt' nicht, wieso! . . . Nein, nein, eine reiche Heirat würde gar nichts schaden . . ."

Sie schaute ihn forschend an. Aber sie kam mit ihren Blicken nicht in ihn hinein. Er hatte ein falsches, verlogenes Wesen um sich getan wie eine Rüstung.

Da schrie sie auf.

„Herrgott, hast du denn kein Herz?" schrie sie.

Aber er zuckte mit keiner Miene.

„Jeder Mensch hat ein Herz", sagte er gleichmütig.

„Wenn ich dich nicht lieb hätte, so würd' ich dich anspucken," stöhnte sie, „aber du bist mir nun einmal ins Herz geschlossen . . . und drinnen sitzest du . . ."

Sie trat an ihn heran und fuhr ihm mit der Hand scheu über die Stirn. Es war, als hoffte sie auf irgendein Wunder.

Er aber lachte auf. Hart und spöttisch lachte er.

Da floh sie.

* * *

„Du hast heut' Nacht wohl nicht viel geschlafen," sagte der Dunder-Fredrik schmunzelnd zu seinem Sohne und schaute ihn erwartungsvoll an.

„Kann schon sein," antwortete Kalle, „aber wieso weißt du das?"

„He, das ist keine Kunst . . ."

„Läuft sie im Dorf herum und verschreit mich?“
„Wer?“
„Meine Frau!“
„Nein ... habt ihr euch wieder geprügelt?“
„Wie sollte man sonst das Leben aushalten können?“
„Ich dächt' mir doch, daß es jetzt Besseres zu tun gäbe!“
„Was denn?“
„Unser Reichstagsabgeordneter ist gestorben!“
„Wann?“
„Gestern ... darum fragt' ich dich, ob du heut' Nacht geschlafen hättest.“
„Ach so, darum?“
„Denn jetzt kommst du an die Reihe.“
„Ich?“
„Natürlich! Jetzt gilt's! Rühr dich! Tu dich um!“
„Wer hat dir denn gesagt, daß ich Reichstagsabgeordneter werden will?“
„Du selber, wohl hundertmal.“
„Ja, früher ... jetzt aber ist's mir hundewurst, ja, hundewurst ...“
„Man soll sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, zum Teufel noch einmal, man muß mit seinem Pfunde wuchern!“
„Licht? Soll ich ein Licht sein? Wer so dumm heiratet, wie ich, der ist kein Licht. Und mit dem Pfunde wuchern? Wer viele, viele Jahre lang drauflos arbeitet und Geld verdient, damit ihn der Sohn eines anderen beerben kann, der versteht sich nicht drauf, mit seinem Pfunde zu wuchern. Nein, ich paß' nicht in den Reichstag ... ich bin ja kein Mann!“
„Was bist du denn?“
„Ich hab' nicht bewiesen, daß ich einer bin!“
„Was kommt dich denn auf einmal an? Immer nur das! Hast du denn bloß eine Melodie auf deiner Geige?

Du wußtest ja, was du tatest . . . also . . . schick' dich drein. Wer ins Wasser geht, darf sich vor dem Naßwerden nicht fürchten."

„Siehst du, Vater, das ist das Schlimme: Ich wußte nicht, was ich tat! Nein, ich wußte es nicht. Jetzt aber weiß ich's. Jetzt könnten meine Kinder um mich herumspringen . . . aber es ist leer um mich . . . Ich hab' mich ja verkauft, als ich jung war . . . die verdammte Hexe hat mich mit ihrem Kaufladen angelockt . . . ich wußte nicht, daß man sich einmal nach Kindern sehnen könnte, so wie ich mich jetzt danach sehne. Du hättest mir abraten sollen, Vater, Du hättest mich warnen sollen! Warum hast du mir nicht zugeredet? Wozu hat man denn einen Vater?"

Er packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn heftig.

Der Dunder-Fredrik machte sich los.

„Warnen? Abraten? Zureden?" rief er, „als ob das was genützt hätte. Was man nicht erlebt hat, kann man nicht begreifen. Die Weisheit kommt immer hinterdrein, wie der Donner hinter dem Blitz. Hätt' ich dir damals von einem Kind gesprochen und dir gesagt, daß das eigentlich der Grund sei, warum man heirate, so hättest du gelacht. Glaubst du, ich habe drangedacht, als ich heiratete? Man nimmt das Mädchen nicht der Kinder wegen in die Arme, nein, man denkt nur an das eigene Vergnügen . . . aber der liebe Gott ist schlau, der sitzt im Hinterhalt und lädt einem die Kinderlast auf den Buckel, wenn man am allerwenigsten dran denkt . . . aber das ist ganz gut, denn das Vergnügen ist so schnell vorbei wie ein Jauchzer, das Kind aber bleibt und kann eine lange, lange Freude werden und ein starker Trost fürs Alter . . . Mit dem Heiraten ist's wie mit dem Essen; es schmeckt gut, es schmeckt verteufelt gut, besonders am Anfang . . . aber es nährt auch, und das ist ja die Hauptsache . . .

aber du wolltest gescheiter sein als die anderen, sei darum auch jetzt gescheiter als die anderen ... bist du im Elend, so behalt's für dich ... streck' dich nach der Decke und pack' wenigstens das am Kragen, was dir erreichbar ist. Werd' Reichstagsabgeordneter, das ist so gut wie ein Kind."

Kalle hatte ihm mit verschlossener, finsterer Miene zugehört. Jetzt schüttelte er den Kopf.

„Der Reichstag kann mir den Buckel hinaufsteigen," sagte er, „ich habe anderes zu tun ... ja, ich habe anderes zu tun ... er soll mich nicht beerben, der verfluchte Oskar ... wenn ich nur wüßte, wie ich's anstellen sollte ..."

„Sei nicht dumm, Kalle ..."

„Nein, jetzt bin ich nicht mehr dumm, nur Geduld ... du wirst schon sehen ... es wird mir schon etwas einfallen ..."

Und er stierte vor sich hin und antwortete nicht mehr, wenn ihm sein Vater mit allen möglichen Gründen zusetzte und auch mit Flüchen und Verwünschungen nicht sparte, um vielleicht zuguterletzt doch noch seinen Sinn zu ändern.

Der Dunder-Fredrik mußte unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehren.

Drei Tage darauf trat Kalle fröhlich und aufgeräumt in seine Stube.

Bei Gott, er hat sich anders besonnen, sagte der Dunder-Fredrik zu sich selber. Es ist noch nicht zu spät. Die Wahlen sind erst in vier Wochen.

„Nun weiß ich, wie ich mich rächen kann!" rief Kalle triumphierend.

Sein Vater sah ihn enttäuscht an.

„Ich freut' mich schon drauf, daß du von den Wahlen reden würdest", sagte er.

„Ach, du mit deinen ewigen Wahlen! Ich hab' an an-

deres zu denken. Ich muß daran denken, wie ich's ihnen heimzahlen kann. Aber jetzt weiß ich's. Ich brauche bloß Geld dazu. Gib mir meinen Anteil am Hofe heraus."

„Warum?"

„Ich will den Kaufladen vergrößern."

Der Dunder-Fredrik machte Einwendungen.

„Ich bin immer noch ein rüstiger Mann", sagte er. „Ich hab' noch nicht im Sinne, mich auf den Altenteil zurückzuziehen."

„Das brauchst du auch gar nicht. Gib mir bloß meinen Anteil heraus . . . ich nehme sogar mit weniger vorlieb, denn ich brauche Geld . . . Und gibst du mir, worum ich bitte, so unterschreibe ich einen Schein, auf dem zu lesen ist, daß ich oder meine Erben auf deinen Hof keine Ansprüche mehr haben!"

Der Dunder-Fredrik zauderte immer noch. Er wollte vor allem genauer wissen, was sein Sohn mit dem Gelde zu tun beabsichtige. Aber der sagte nur immer wieder, daß er den Kaufladen vergrößern müsse. Das hänge mit seiner Rache zusammen, könne aber vorläufig noch nicht näher erklärt werden.

Schließlich willigte der Alte ein.

Von da an verkaufte der Dunder-Kalle zu Schleuderpreisen. Was hatte das zu bedeuten?

„Du ruinierst uns", klagte Anna.

„Das geht dich nichts an", antwortete er. „Der Kaufladen ist mein. Die Frau hat nichts zu sagen."

Der Dunder-Kalle war beinahe jeden Abend betrunken. Man erzählte sich auch, daß er jedem Mädchen, das er antreffe, Geld anbiete. Näs-Olles Marie habe er zweihundert Kronen versprochen, wenn sie ihm ein Kind schenken wolle. Aber die Mädchen lachten ihn bloß aus und machten einen weiten Bogen um ihn herum, wenn sie ihm begegneten.

Anna erfuhr, daß ihr Mann Schulden mache. Sie hörte dies und das von Wechseln und Anleihen.

„Ist's wahr, daß du Schulden machst?“ fragte sie ihn drohend.

„Das ist meine Sache“, antwortete er leichthin.

„Ich hab' auch mitzureden ...“

„Nein, der Mann allein hat zu bestimmen ...“

„Was hast du im Sinn?“

„Ich will den Kaufladen vergrößern.“ Er lächelte heimtückisch.

Sie fuhr nach dem Kirchdorfe, um sich Klarheit zu verschaffen.

„Viel Vergnügen!“ rief er hinter ihr drein und ging dann, vor sich hinpfeifend und mit ausgelassenen Gebärden die Arme verwerfend, nach dem Hofe seines Vaters.

„So, Alter,“ prahlte er schon unter der Türe, „jetzt hab' ich's ihnen gezeigt ... ich hab' sie hübsch hineingeritten ... ich hab' sie zerquetscht, wie man einen Floh zerquetscht, knacks!“

„Wie denn?“

„In ein paar Tagen machen wir Konkurs, hurra!“ rief Kalle triumphierend.

„Bist du betrunken?“

„Nein! Und das sag' ich dir: Nicht ein Kupferstück bleibt ihnen übrig.“

„Aber dir auch nicht“, sagte der Vater erbost.

„Nein ... aber das macht nichts ... ich kann schon wieder Geld verdienen. Die Hauptsache ist, daß sie kein Geld mehr haben. Sie müssen ins Armenhaus ...“ Er lachte.

„Und das Geld, das du von mir bekommen hast, dein Anteil am Hofe?“

„Weg!“ sagte Kalle stolz.

„Hast du Grütze im Schädel, du Esel?“ schimpfte der Vater. „Du bist ja nicht gescheiter als jener, der eine

Katze ersäufen wollte und darum die Katze in die Arme nahm und mit ihr ins Wasser sprang."

„Es war nicht Dummheit, Vater, es war Schlauheit. Denn hätt' ich den Anteil nicht herausverlangt, dann wär' er einmal dem Oskar zugefallen, und das wollte ich verhindern. Nun kriegt er nichts, denn der Kvist-Pelle ist arm."

„Aber was hast du denn mit dem vielen Gelde angefangen?"

„Teilweise hab' ich's vertrunken . . . und dann hab' ich auch den Mädchen ein paar hundert Kronen angeboten . . . aber heutzutage will niemand mehr Kinder haben . . . und darum hab' ich's verbrannt."

„Verbrannt?"

„Ja, verbrannt, . . . das geht am schnellsten . . . das Papiergeld ist eine schöne Erfindung . . . Es wäre nicht so leicht, Gold und Silber auf die Seite zu schaffen . . . aber Papier brennt . . . es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man die Flamme sieht . . . und das Räuchlein . . . und denkt: das sind hundert Kronen . . . es ist ein sehr merkwürdiges Gefühl."

Der Alte war aufgestanden. „Mach' daß du hinauskommst!" schrie er, „du verrückter Kerl . . ."

Kalle starrte ihn verwundert an.

„Aber begreifst du denn nicht, daß das eine ausgezeichnete Art und Weise war, um sie zu vernichten?" sagte er beleidigt.

„Du gleichst dem Henker, der dem Verurteilten das Gehängtwerden so gut vormachte, daß er selber dran glauben mußte."

„Warum nicht gar," sagte Kalle trotzig, „ich kann wieder arbeiten."

„Tu', was du willst, aber bei mir brauchst du dich nicht mehr sehen zu lassen!"

„Ganz wie es dir beliebt, ganz wie es dir beliebt!"

sagte Kalle hochmütig. „Mancher wäre froh, wenn er einen Sohn hätte wie ich!“

Er trat unter die Türe, schaute noch einmal zurück und ging dann langsam hinaus.

„Es ist ein Glück, daß du keine Kinder hast“, rief ihm der erzürnte Dunder-Fredrik nach.

* * *

Wenige Tage darauf fand der Amerika-Johann Anna und Oskar in seiner Stube.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er.

„Das soll bedeuten, daß wir hier bleiben werden“, sagte Anna.

„So?“

„Ja.“

„Was fällt dir ein?“

„Hier ist mein Platz“, sagte sie fest, und als er einen Schritt auf sie zutrat und den Mund zu einem groben Worte öffnete, nahm sie seine beiden Hände in die ihren, ließ ihn ihre Kraft spüren und wiederholte: „Jawohl, hier ist mein Platz. Und da du wie ein Kind bist, das sein Bestes nicht einsehen will, so muß man dich dazu zwingen!“

Er schaute sie spöttisch an.

„Ja, zwingen,“ fuhr sie fort, „man muß dich zwingen. Wenn du mir in deinem Hause nicht ein Plätzchen gönnst, wo ich und Oskar wohnen dürfen, so rück' ich heraus mit dem, was ich weiß. Zum Beispiel hätt' ich über den Konkurs der Sägemühle sehr interessante Dinge zu berichten.“

Er stieß einen Fluch aus.

„Besinn' dich drum, Amerika-Johann, du verlierst nichts, wenn du mich behältst . . . verstoßest du mich aber auch dieses Mal . . . dann halt' ich mit dem, was ich weiß, nicht mehr hinterm Berg!“

Er gab nach.

„So bleib", sagte er unfreundlich."

„Bin ich nicht dein Weib?" fragte sie bittend, „und dieser hier, ist er nicht dein Sohn?"

Der Amerika-Johann schaute Oskar an. Es war das erstemal, daß er ihn genauer anschaute. Bis dahin hatte er immer eine unbestimmte Furcht gefühlt, wenn er mit ihm zusammengetroffen war, eine Furcht, die ihn gezwungen hatte, die Augen niederzuschlagen.

Jetzt sah er einen lang aufgeschossenen Burschen mit einer Haltung, die zugleich frech und demütig war. Etwas Unruhiges, Unfertiges, frühzeitig Verdorbenes lag über ihm. Er machte den Eindruck eines Baumes, der zu schnell gewachsen ist und haltlos schwankt und jeder Festigkeit entbehrt. Sein Blick kam von unten herauf oder von der Seite, nie von innen heraus. Es war, als liege er stets auf der Lauer. Alles deutete auf eine begehrliche Gefräßigkeit.

Der Amerika-Johann musterte Mutter und Sohn mit feindlicher Miene.

„Ich weiß schon, was ihr wollt . . .", giftete er, „ihr wollt mir an mein Geld, . . . aber das soll euch nicht gelingen!"

Sie gab ihm keine Antwort. Sie lachte bloß gutmütig, als habe sie es mit einem Kranken zu tun.

Von da an wohnten sie beisammen. Anna half überall mit. Oskar lungerte meistens herum. Der Amerika-Johann behandelte sie wie Magd und Knecht. Aber weder Anna noch Oskar kümmerten sich darum. Anna hoffte unermüdlich auf die Zukunft, und Oskar gewann seinem gegenwärtigen Leben allzu viele angenehme Seiten ab, um der unväterlichen Haltung seines Vaters etwas nachzufragen.

* * *

Indessen sank der Dunder-Kalle immer tiefer in Armut und Schande.

Anfänglich versuchte er es mit verschiedentlicher Arbeit. Da ihm die Beschäftigung in einem Kaufladen, wie sie seiner Neigung und seinem Können entsprochen hätte, versagt blieb, weil ihn seine Trunksucht und sein unberechenbares Wesen überall unmöglich machte, mußte er es mit gemeiner Arbeit versuchen, die er Zeit seines Lebens so sehr verachtet hatte. Da aber seine Hände und seine Arme und auch der Rücken und die Beine schon bei der geringsten Anstrengung todmüde wurden, gab er diese Tätigkeit bald wieder auf und begann zu betteln. Die Kupferstücke, die ihm da und dort in die Hände fielen, vertrank er. Wenn er es zu einem Rausch gebracht hatte, so wurde er stolz und anmaßend und verlangte von einem jeden, der mit ihm zusammentraf, daß er ihn „Herr Großhändler" nenne, und drohte denen, die der Aufforderung nicht nachkamen, mit Mord und Totschlag. Im nüchternen Zustande aber war er schüchtern und scheu und schaute keinem Menschen in die Augen. Da konnte es geschehen, daß er vor einem kleinen Kinde Reißaus nahm, wenn es „Herr Großhändler" rief.

Da sein Vater jegliche Unterstützung verweigerte, brachte man ihn schließlich ins Armenhaus.

Aber auch dort kam seine arme Seele nicht zur Ruh.

Immer und ewig gingen seine Gedanken um sein verspieltes Leben.

Er tastete die alten Armenhausweiber an und fuhr ihnen über die verwelkten Brüste.

Er schlich sich des Nachts in ihre Kammern, daß die Schlafenden erschrocken auffuhren mit Gekreisch und Geschrei und auf ihn losschlugen mit den mageren knochenharten Fäusten. Und er duldete die Schläge, denn er war schwach geworden vom langen Nichtstun und vielen Trinken und konnte keinem Weibe mehr gefähr-

lich werden, auch wenn es sich nicht mit Händen und Füßen gegen seine frechen Griffe wehrte.

Eines Tages, da die innere Bedrängnis am höchsten war, las er im Schopfe drei Holzklötze auf und trug sie vorsichtig und heimlich in seine Kammer. Mit Lumpen und Fetzen umwickelte er sie und nannte sie seine Kinder. Er sprach mit ihnen, als seien es Menschen, wiegte sie stundenlang auf seinen Armen und küßte sie. Und er unterrichtete sie im Lesen und Schreiben, aber nicht im Rechnen, denn das bringe nur Unglück in die Welt.

Und er hielt sie zum Arbeiten an, zum fleißigen Arbeiten, denn das habe er selber nie gekonnt, und darum sei es ihm so jämmerlich ergangen, wie es jetzt zu sehen sei.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Der Amerika-Johann war wieder einmal die Wetterfahne, die dem ganzen Kirchspiele deutlich zeigte, was für ein Wind wehte.

Er ließ die Bretterverschalung des Hauses losbrechen und den oberen Stock wieder abtragen. Nach dem Muster der Stuben im Pellashofe mußte man ihm wieder Wandbetten bauen und einen offenen Feuerherd aufmauern. Die Zwischendecke nahm er weg, so daß die Dachkonstruktion wieder sichtbar wurde. Die großen Fenster verschwanden, und die alten kleinen Bleifenster traten wieder an ihre Stelle. Neue Außenbalken erhielten einen Vitriolanstrich, neue Innenbalken wurden braun gebeizt oder mit dünner passender Ölfarbe angestrichen, damit sie recht alt aussähen. Der Färg-Petter erhielt eine große Bestellung in Wandbildern und Hochzeitssegen. Schließlich sah die Stube wieder ganz so aus wie zu den Zeiten des Stenbacks-Per, bloß daß man einen Füllboden gelegt und die Betten mit Sprungfeder- und Roßhaarmatratzen ausgestattet hatte, statt mit Pritschen und Stroh.

Auch Holzhaus, Schuppen und Stall wurden in Bauernstuben verwandelt, immer nach dem gleichen Rezepte. Die Scheune schließlich wurde zu einem großen Speisesaal. Damit war der „Seehof" fertig, und die staunenden Äppelviker erfuhren, daß Haus und Schuppen und Stall und Scheune zusammen ein Hotel vorstelle.

Sie konnten nicht recht daran glauben.

„Diesmal hat er sicher einen Bock geschossen", sagte der Svarvar-Gustav.

„Diesmal hat er sich in den Finger geschnitten", bestätigte der Näs-Olle.

„Diesmal hat er nicht übel daneben gehauen", meinte der Skomar-Hans.

Aber die Touristen kamen . . . und siehe da . . . wahrhaftig . . . wer hätte das für möglich gehalten . . . sie krochen so gern in das merkwürdige Hotel hinein, wie das Pferd in den Stall. Wenn sie an den niederen Türbalken die Köpfe anschlugen, so wurden sie gar nicht böse darüber, sondern sprachen begeistert von mittelalterlichen Stimmungen. Mit Freuden zündeten sie im offenen Herde ein großes Feuer an, und konnten sogar dem Rauche, der in die Stube qualmte, eine schöne Seite abgewinnen. Und sie legten sich wahrhaftig in die eingebauten Wandbetten und behaupteten an jedem neuen Morgen, noch nie so gut geschlafen zu haben.

Die Äppelviker nahmen sich wieder einmal an der Nase.

„Wir sollten wirklich nachgerade alt genug sein, um zu wissen, daß der Amerika-Johann jede Sache am richtigen Ende anfaßt", sagte der Svarvar-Gustav.

„Er hört das Gras wachsen", sagte der Näs-Olle.

„Er weiß immer was Neumodisches," sagte der Skomar Hans, „und wenn ihm nichts anderes einfällt, so nimmt er das Alte hervor . . . und, glaub's oder glaub's nicht, auf einmal ist's neumodisch!"

Der Amerika-Johann benützte die günstige Stimmung. Er rief die Bauern im Schulhause zusammen.

„Es ist an der Zeit, daß wir uns energisch auf unseren Reichtum besinnen", begann er seine Rede.

Reichtum? dachten die Bauern und sperrten die Augen auf.

„Ich meine unseren Reichtum an alter schöner Kultur."

Die Bauern starrten ihn an, als mache er ihnen ein Zauberstücklein vor.

Der Amerika-Johann sah sich gezwungen, auf die „alte, schöne Kultur“ näher einzugehen. Er machte es so kurz wie möglich, denn auf diesem Gebiete fühlte er sich etwas unsicher. Seine Rede glich dem Verse, den ein Schulbub im Examen aufsagen muß. Er ging eilig von Satz zu Satz, machte keine Pause und sprach auch etwas undeutlich. So konnte er hoffen, daß man mehr nur auf die allgemeine Musik höre, als Satz um Satz prüfe und wäge. Aber die Bauern paßten gut auf. Sie ließen kein Wort auf den Boden fallen. Wenn der Amerika-Johann sprach, dann lohnte sich das Zuhören. Das wußten sie.

Aber diesmal bekam ihr Glauben einen heftigen Stoß . . . wenigstens so lange er von der Schönheit der alten Kultur sprach. Denn da kam beispielsweise die Behauptung: „Welche Poesie liegt nicht in den kurzen Hosen!“ War das ein Witz oder war das eine Anspielung, steckte etwas dahinter, das sich nicht auf den ersten Blick zu erkennen gab? Wenn sie nicht soviel Respekt vor ihm gehabt hätten, so würden sie gelacht haben. Aber sie behielten ihr ernstes Gesicht, auch dann noch, als die Poesie, die in einem alten Bette liegt, gepriesen wurde. Es mußte etwas dahinter stecken, wenn sie es auch noch nicht wußten. Sie kannten den Amerika-Johann, der schoß keine Kugel vergebens ab. Und sie hörten von der Poesie, die in einer alten Bettdecke liegt, und auch von der, die in einer Pferdedecke verborgen ist. Sie ließen die Poesie alter Balken über sich ergehen und mucksten nicht, als er sie aufforderte, wieder anzubeten, was sie weggeworfen und verbrannt hatten. Nur Geduld, sagten sie zu sich selber, bald werden wir wissen, was er meint.

Ihre Geduld wurde belohnt. Der Amerika-Johann hatte den ersten Vers zu Ende geleiert und ging zum zweiten Verse über. Der lag ihm besser. Da liefen die Worte vom Munde wie geschmiert. Und die Bauern horchten auf bei den bekannten Tönen und erkannten ihn und sich selber

wieder. Die Luft im Schulzimmer, die etwas beklemmend und schwül gewesen war, wurde klar und frisch. Man atmete auf, man wurde froh.

Die alte Kultur habe auch eine praktische Seite, predigte er. Sie hätten ja alle den ersten Touristen gesehen, der ins Dorf gekommen sei. Ein merkwürdiger Kerl sei's gewesen und an allem Alten habe er eine Heidenfreude gehabt. Aber eine Schwalbe machte noch keinen Sommer, und von einem einzigen Touristen könne ein Dorf nicht leben. Doch seien seitdem der Touristen immer mehr geworden, und nun könne man mit der Existenz von Hunderten, ja Tausenden solcher merkwürdiger Menschen als mit einer festen Tatsache rechnen. Es handele sich bloß darum, sie nach Äppelvik zu locken. Der Anfang sei gemacht. Ein vielversprechender Anfang. Wenn sie sich jetzt noch bemühten, durch das Tragen der alten Tracht und durch die Beschaffung von originellen Verkaufsartikeln den Besuchern eine Freude zu bereiten, so sei ihr Glück gemacht. Denn gerade die solide, währschafte Bauerntracht werde immer noch geschätzt und hochgehalten, besonders von den feinen Kreisen, was eigentlich merkwürdig sei, denn früher hätten die Adligen die Bauern verachtet. Aber man dürfe diese Wertschätzung als das wertvolle Zeichen einer neuen Zeit freudig begrüßen und sich geloben, diese alte bäurische Kultur selber nicht weniger zu lieben und zu achten. Darum schlage er vor, daß sie von diesem Tage an die alte Tracht wieder tragen wollten, wenigstens im Sommer, und daß man wieder spinne und webe und Spitzen klöpple wie früher. Wenn man sich nur ein wenig Mühe gebe, werde man die ehemalige Geschicklichkeit bald wieder erworben haben, besonders da ja noch Frauen genug lebten, die in ihrer Jugend weit und breit die besten Spinnerinnen und Weberinnen gewesen seien.

Nun hatten die Äppelviker den Amerika-Johann ver-

standen, mehr als das, sie billigten seinen Vorschlag, sie sahen den Nutzen ein, den die Verwirklichung seiner Idee ihrem Dorfe bringen würde, sie waren bereit, von Herzen bereit, mitzumachen, mitzuhelfen ... mitzuverdienen.

Er fühlte ihren Beistand und erhob seine Stimme.

„Die alte Bauernkultur lebe hoch!" rief er.

„Hoch, hoch, hoch!" schrien die Äppelviker begeistert.

Als man sich trennte, hielt der bedächtige Stor-Daniel den Skomar-Hans am Rocke fest.

„Hör', du," sagt er langsam, „geht's dir nicht wie mir? Ich weiß bald nicht mehr, was ich glauben soll ... Er hat gesagt: Werft weg, und wir haben alles weggeworfen ... und nun sagte er: Hebt's wieder auf ... wär's nicht einfacher gewesen, wir hätten alles behalten?"

„Ja, siehst du," antwortete der Skomar-Hans mit gescheiter Miene, „die Sache ist nicht so einfach ... man muß mit der Zeit marschieren ... die Zeiten aber ändern sich ... und daß sich die Zeiten ändern, hat damals auch der Amerika-Johann nicht voraussehen können ..."

„Sag' mal," fuhr der Stor-Daniel fort und schaute suchend in den Himmel, „bleibt sich von nun an alles gleich? ... oder wird sich auch diese Zeit wieder ändern?"

Aber der Skomar-Hans war schon weiter gegangen.

* * *

Die Äppelviker stolzierten in der Tracht. Die Touristen kamen zu Hauf. Der „Seehof" war überfüllt.

Und es nahte der Tag, da auch der Schmied von den Touristen entdeckt wurde.

Einer von diesen neugierigen Müßiggängern besuchte die Werkstatt und unterwarf sie einer genauen, scharfäugigen Prüfung. Aber er konnte nichts Außergewöhnliches finden. Und der Schmied tat den Mund nicht auf.

Da trat der Tourist wieder ins Freie und beschaute das Häuschen von vorn und von hinten. Ein kleines Fenster fiel ihm auf. Als er seine Nase an die halb erblindete Scheibe drückte, sah er in eine dämmrige Kammer hinein. Und wie er so hineinschaute, da wurde das Dunkle immer heller, das Undeutliche nahm Form und Umriß an und auf einmal stand ein ganzes Museum von alten schmiedeeisernen Arbeiten vor ihm. Da tat er einen Luftsprung, lief um das Häuschen herum und von vorn wieder in die rußige, rauchige Werkstatt hinein und klopfte dem Schmied entzückt auf die Achseln und kümmerte sich nicht darum, daß sein heller Rock an der Esse ganz schwarz wurde, und kümmerte sich auch nicht darum, daß ihn eine schweflige, stechende Luft in der Kehle empfindlich reizte und zum Husten brachte, sondern redete in einem fort auf den Schmied ein, nannte ihn ein Unikum, eine Rarität, ein Wunder, bezeichnete ihn auch als einen Riesen oder Drachen, der eine Schatzkammer bewache, daß es dem Riesen oder Drachen ganz verwirrt zu Mute wurde und ihm alle Titel und Gleichnisse unverständlich blieben. Und der Schmied mußte die Türe zu dem kleinen Hinterraume aufbrechen, denn der Schlüssel war nicht mehr aufzufinden, und auf die Arbeit der Dietriche wollte der ungeduldige Tourist nicht warten. Und dann mußte man ihm hinauslangen, was drinnen war, Stück um Stück, das Kleinste so gut wie das Größte. Und der Tourist trug alles in den Sonnenschein hinaus: die Grabkreuze und die Wetterfahnen, die Leuchter, die Kerzenständer und die Beschläge, die Schlüssel und die Schlösser und weiß Gott noch was alles. Und er blies den Staub weg und wischte mit dem weißleinenen Taschentuche den Schmutz ab, daß es kohlrabenschwarz wurde. Aber das machte ihm gar nichts aus. Er pfiff und lachte vor Freude und rief die anderen Sommergäste herbei mit großem Geschrei. Bald war eine ansehnliche Gemeinde ver-

sammelt und stimmte von Herzen in seine bewundernden lobpreisenden Ausrufe ein. Und hielt auch mit dem Geldsäckel nicht zurück, sondern tat ihn eifrig auf und klingelte mit dem Silber und machte Angebot über Angebot. Und nun war die seltene Ware verkauft, der Schmied wußte gar nicht, wie, und die Touristen wanderten mit ihrer Beute glücklich davon: die einen schulterten sie wie ein Gewehr — das waren die mit den Grabkreuzen und Wetterfahnen — andere trugen sie vor sich her, wie ein König das Zepter — das waren die mit den Kerzenständern und Beschlägen — die dritten schließlich schleppten sich mit ihren Schätzen wie ein Bettler mit seinem Bündel — das waren die mit den Kronleuchtern und Schlössern und Türhandgriffen. Und der Schmied stand da wie angewachsen und schaute ganz dumm drein vor lauter Glück und Verwunderung. Die Hosentaschen zog es ihm herunter, soviel Geld war darin. Seine Zunge und seine Lippen waren ganz steif, so vielmal hatte er gedankt. Und sein Arm konnte sich vor Müdigkeit kaum mehr rühren, obwohl es ein starker Arm war, soviel Hände hatte er gedrückt. Und ein großer Stein fiel ihm vom Herzen, er spürte es ganz deutlich, denn es wurde ihm auf einmal so leicht, und er sagte: „Hol' der Teufel alle die langweiligen Hufeisen, hol' der Teufel die verdammten Radreifen. Von nun an will ich mich wieder meines Lebens freuen und bloß tun, wonach Herz und Hand verlangt."

Am anderen Morgen, am allerfrühesten Morgen nahm er einen Leuchter in Arbeit. Ein guter, starker Leuchter sollte es werden mit fröhlich klingenden, schwingenden Birkenblättchen.

Das Eisen war, wie es sein mußte, und auch der Hammer war ganz so, wie er sein mußte.

Die Arbeit ging leicht voran. Zuerst das Grobe. dann das Feine. Das war etwas anderes als Pferde beschlagen und Radreifen aufspannen.

Den Blasbalg gezogen, geglüht, gehämmert, zusammengeschweißt, ausgeschlagen, umgebogen, einmal, zweimal, dreimal . . . das war der Fuß.

Der Schmied betrachtete ihn prüfend. Aber je länger er schaute, um so unzufriedener wurde seine Miene. Er merkte, daß er aus der Übung gekommen war. Was für ein jämmerlicher Leuchter. Eine rechte, schlechte Stümperarbeit. Pfui Teufel!

Er warf den Fuß zum alten Eisen und begann wieder von vorn. Das Feuer flammte spitz in die Esse, der Amboß klang. Er arbeitete mit Eifer und ängstlicher Anstrengung. Er schaute von links und schaute von rechts, er neigte den Kopf etwas auf die Seite und blinzelte und prüfte. Er gab sich alle Müh'.

Und ein zweiter Fuß war fertig. Der Schmied atmete auf. Wieder hielt er ihn vor sich hin. Diesmal mußte er besser geworden sein.

Er musterte ihn argwöhnisch. Das lachende, siegesgewisse Vertrauen war von ihm gewichen. Immer argwöhnischer wurde sein Blick.

Er stellte den Leuchterfuß auf das Fensterbrett und trat einige Schritte zurück. Er suchte sich einzureden, daß er nun mit seinem Werke vollständig zufrieden sein dürfe. Aber es gelang ihm nicht. Sein Auge ließ sich nicht bestechen. Schund, Schund, Schund, sagte es.

„Ich muß mich zuerst wieder an diese Arbeit gewöhnen," sagte er zu sich selber. Und um sich einen tröstenden Triumph zu verschaffen, machte er sich an die Birkenblättchen.

Leicht sollten sie sein, doch nicht allzu leicht, das Gewellte, Rundflächige eines grünen Blattes sollte in ihnen auferstehen, und fein sollte der Stiel in einen Ring sich krümmend schließen, daß sie bei der leisesten Bewegung spielten und zitterten.

Nun würde er es dem lieben Gott gleichtun und Blättchen erschaffen, auf seine Art.

Aber das war ja zum Weinen . . .

Was für plumpe, klotzige Dinger kamen unter seinen Händen hervor! Das waren keine Birkenblättchen! Das waren bloß rautenförmige Eisenblechstückchen, eins so häßlich und leblos wie das andere.

Nein, er konnte es dem lieben Gott nicht mehr gleichtun im Schaffen schöner Dinge. Und früher war er doch oft so stolz darauf gewesen, daß in einem guten Schmied etwas vom lieben Gott ist.

Aber noch gab er nicht alle Hoffnung auf. „Man darf das erstemal nicht allzuviel verlangen," sagte er zu sich selber, „eine gröbere Arbeit wird mir besser gelingen."

Er nahm eine Türangel in Angriff. Es sollte eine Türangel werden, die in einem ellenlangen, verzweigten und durcheinander geflochtenen Eisenbandwerk auf die Bretter übergriff und Halt und Stütze suchte und schenkte.

Er schmiedete und schmiedete. Aber es wollte ihm nicht einfallen, wie die Spiralen sich schlingen sollten. Und er hatte kein Vorbild, kein Muster . . .

Aber früher hatte er kein Muster gebraucht. Da hatte sich alles ganz von selber gegeben, Einfall um Einfall war über ihn gekommen, ein Runden nach links, ein Schwenken nach rechts, ein Drehen um sich selber . . . die Türangel war wie von selber gewachsen, als liege ein drängendes Leben im Eisen drin.

Heute lag sie tot und leblos auf dem Amboß. Zäh, langweilig, gequält änderte sich ihre Form. Das war kein Wachsen, das war bloß ein widerwilliges Sichfügen unter Zwang und Gewalt. Alles wurde häßlich, eckig, unförmlich.

Der Schmied war niedergeschlagen und traurig. Aber morgen ist auch ein Tag.

Der nächste Tag verlief nicht besser; was er begann, mißlang.

Am Abend des dritten Tages gab er alle Hoffnung auf.

Er erkannte, daß das Können in ihm totgeschlagen worden war durch die vielen Hammerschläge, die auf Hufeisen und Wagenreifen gefallen waren.

Da wurde er so unglücklich wie noch nie in seinem Leben, und recht verfehlt und überflüssig kam ihm sein ganzes Dasein vor.

Von dieser Zeit tat er nichts anderes mehr, als daß er sich hinlegte und auf den Tod wartete und nicht muckste, als er kam. Und das darum, weil er mit seinem Besten, dem ihm Eigentümlichen, ihm allein Zugehörigen schon vor langem gestorben war und es ganz aufs Gleiche herauskam, wenn auch das noch dahinging, was ihm seit jener Zeit geblieben war und ebensogut jemand anders hätte sein können, als gerade er.

* * *

Noch freute sich der Färg-Petter seines Lebens. Er hatte so viel zu malen, daß er mit dem Pinsel kaum nachkam. Die Blätter seiner Bäume waren wieder grün geworden, denn nun brauchte er seine Farbe zu besseren Dingen.

Aber die Versuchung kam zu ihm und sprach:

„Reise nach Stockholm, dort ist Geld zu machen. Ein Heidengeld könntest du verdienen, Geld wie Heu!"

Der Versucher war der Amerika-Johann.

Der Färg-Petter lachte ihn aus. Was sollte er mit dem Gelde anfangen?

Und wieder kam die Versuchung zu ihm.

„Reisen Sie nach Stockholm, lieber Färg-Petter, Sie müssen nach Stockholm reisen! Stellen Sie Ihre Bilder aus, Ihre naturnahen, buntfarbigen, wirklichkeitsfreudigen, humorvollen Bilder. Stockholm lechzt nach einer Kunst, die so urschwedisch und so gemütstief ist wie die Ihre. Man ist der geist- und herzlosen Farbenkomposi-

tionen müde. Sie wären der rechte Mann, um Tausende zu erlösen, Sie, mit Ihrer Naturwüchsigkeit, Ihrer Bodenständigkeit, Ihrer Ursprünglichkeit. Ein Trost, eine Rettung, ein Evangelium, eine Offenbarung könnten Sie sein. Führwahr, Sie haben eine heilige Mission zu erfüllen."

Der Versucher war ein begeisterter Stockholmer.

Der Färg-Petter horchte auf.

Und als man ihm immer wieder davon sprach, daß die Stadt sich nach ihm sehne, wie der Dürstende nach dem frischen Quellwasser sich sehnt, begann er daran zu glauben. Stockholm sei groß, und viele Menschen wohnten dort, und die meisten hätten weder Zeit, noch Geld, um nach Äppelvik zu reisen, und gerade die bedürften des Anblickes seiner Kunst am meisten, jene, die alle naive Freude am Dasein verloren hätten und im Vergnügen nur der Äußerlichkeit und im Genusse nur der Oberflächlichkeit nachgingen. Auf die würden seine Bilder ganz sicher wie ein Jungbrunnen wirken und ihnen die verlorene Naivität und das gemütliche, humorvolle Erfassen der Wirklichkeit wieder zurückgeben. Und auch jene, die verblendet und taub den verderblichen Irrlehren des Sozialismus in die Arme gefallen seien, mit Haut und Haar gewissermaßen, und an der Welt verzweifelten und mit wilden, unerfüllbaren Wünschen sich alle Freude am Dasein verdarben, statt genügsam und froh sich dessen zu erfreuen, was sie besaßen — auch jene, wie gesagt, könnten vielleicht durch ihn zu einem glücklicheren Leben bekehrt werden.

Der Färg-Petter entschloß sich, zu reisen. Ihn erfaßte das Mitleid mit allen diesen armen Menschen, die so sehnsüchtig seiner harrten..

Der Amerika-Johann übernahm das Geschäftliche und ordnete alles aufs beste. Ein Saal wurde gemietet und die Bilder aufgehängt, ohne daß der Färg-Petter einen Finger zu rühren brauchte.

Am Tage vor der Eröffnung der Ausstellung kam er nach Stockholm. Schon der erste Abend raubte ihm alle Sicherheit. Seine Augen konnten so viele Bewegungslinien, die durcheinanderliefen, nicht fassen, noch weniger festhalten. Die Farben wurden zu einem grellen Wirrwarr, der ihn blind machte. Der Straßenlärm, der ununterbrochen zu diesem rauschenden Leben die Trommel rührte, machte ihn taub. Wie ein Kind mußte er sich führen lassen. Und hier hatte er den Erlöser spielen wollen!

Er stand in seiner Ausstellung. Wie durch einen Schleier sah er, daß sich der Saal mehr und mehr mit Menschen füllte, er hörte wie aus weiter Ferne Worte der Bewunderung, Ausrufe des Entzückens, und ein helles Murmeln wie das Plätschern eines Baches.

Aber als er näher auf diese Menschen zutrat, da sah er, daß sie nicht Mühseligen und Beladenen und Dürstenden glichen. Nein, selbstsicher schauten sie sich um, stolz gingen sie einher, von Reichtum und Hoffahrt zeugten ihre Kleider. Wenn sie ihn lobten, spürte er keine Seligkeit, wenn sie ihn in den Himmel hoben, blieb er ganz demütig und bescheiden auf der Erde und schaute nach den Armen und Traurigen aus, die reich und froh gemacht werden sollten. Doch die kamen nicht.

Und so war es, und so blieb es. Die Armen, Mühseligen und Beladenen hatten mit ihrer Not zu tun und um das tägliche Brot zu kämpfen, und wenn sie an Bilder dachten, so waren es Bilder voller Pracht und Herrlichkeit und üppigen Lebens, des Lebens, dessen sie selber so bitter entbehrten. Und der Färg-Petter war mit Leib und Seele in der Stadt und konnte doch nicht Fuß fassen. Und vor den Augen lag es ihm immer noch wie ein Schleier, und als wären seine Ohren verstopft, so hörte er alles bloß undeutlich und verschwommen. In seinem Innern waren die Blumen tot, wie ein ausgebranntes Haus war sein Gemüt, er verstand die eigenen Bilder nicht mehr und wurde

sich selber ein Fremder. Es war ihm, als löse sich ein Teil seines Wesens von ihm los und entschwebe ihm und schaue ihn prüfend und fragend von weitem an, ihn, der über die Straßen ging und dies und jenes tat und als etwas Merkwürdiges und Absonderliches angestaunt wurde. Zu Hause war es ihm so natürlich und selbstverständlich vorgekommen, daß er so war, wie er war — wie hätte er auch anders sein können — er brauchte ja bloß zu tun, wozu es ihn trieb, das war das Rechte. Der Vogel mußte fliegen, und das Gras mußte wachsen, und er mußte malen. So wie er malte, so und nicht anders. Aber hier sagten alle Leut', daß er eine Merkwürdigkeit sei. Das machte ihn nicht stolz und selbstsicher, sondern unbeholfen und verlegen. In seiner selbstverständlichen Natürlichkeit war er stark gewesen, in seinem nicht durch Wahl bestimmten, sondern durch Trieb genötigten Tun. Jetzt begann er sich zu fragen: Warum tu' ich das, warum tu' ich jenes? . . . Warum bin ich so, wie ich bin? Und muß ich so sein? . . . Wo für ihn nie etwas zu fragen gewesen war, erhoben sich für die anderen tausend Probleme. Das wirkte auf ihn zurück, wie ein ansteckendes Fieber. Es ging ihm wie dem Frommen, der sein Leben lang an Gott geglaubt hat, und plötzlich kommt einer und fragt ihn: Warum glaubst du an Gott? Gibt es überhaupt einen Gott? Woher nimmst du deine Weisheit, deine Sicherheit, deine Zuversicht? Und der Fromme beginnt zu fragen, er sucht und sucht . . . und immer ferner rückt ihm sein Gott, je mehr er fragt, je mehr er sucht, sein Gott, der ihm früher starkes, seliges Besitztum gewesen ist . . . ohne Fragen und Suchen. So war es mit Färg-Petters Kunst.

Wie eine schlimme Gefahr hing es über ihm, daß er sich selber verliere. Und was ihm drohte, erfüllte sich, in einem großen, prächtigen Hause erfüllte es sich, in einem Hause, in dem ein König wohnen könnte. Sie nannten es ein Museum.

Unzählige Säle sah er, und in jedem Saale waren große Wände, und an jeder Wand hingen viele, viele Bilder. Und als er alles geschaut und in sich aufgenommen hatte, so gut er es vermochte, da kam er sich vor wie ein Bettler und jämmerlicher Stümper, und er schämte sich dessen, was er bis zu diesem Tage gemalt hatte. Dumm und läppisch erschienen ihm seine Blumen und Figuren, und ein Rätsel war es ihm, daß man in seine armselige Ausstellung ging, wo es doch hier so viel Besseres und Schöneres zu betrachten gab. Aber in diesen Sälen war kein Gedränge, und es fehlten die vornehmen Leute, die seine Bilder so sehr bewunderten. Das konnte er sich nicht erklären.

Ach, erst jetzt wußte er, was das hieß, ein Maler zu sein. Hier lernte er es verstehen, vor dieser fein ausgeführten, vielfarbigen, wirklichkeitsstarken Pracht. Auf einmal merkte er, daß man ein rundes Ding so darstellen konnte, daß es auch auf dem Bilde rund war . . . zum Greifen. Er entdeckte, daß man ein Gesicht nicht immer bloß als Seitenansicht zeichnen mußte. Und mehr ahnend als begreifend erlebten seine Augen auf den Gemälden die Zauberkünste räumlicher Gestaltung.

Er sah Darstellungen aus der Geschichte, daß er erschrak und Wirklichkeiten zu finden vermeinte, wo doch nur Bilder vor ihm hingen. Er sah Tiere, daß es ihm war, als müsse er nach der Büchse greifen. Er sah nackte Mädchen, daß sein altes Herz heftiger schlug und er sich scheu umschaute. Und er sah Sonnenuntergänge hinter Birken und Felsen und auch hinter Schneehügeln, sah spiegelndes, glitzerndes Wasser und Wolken und weite Himmelsblicke und erfuhr zum ersten Male in seinem Leben, daß man auch solche Dinge malen könne mit den richtigen Farben, mit Licht und Schatten, mit Höhen und Tiefen, ganz so, wie man sie draußen sah, teils im Frühling, teils im Sommer, im Herbste auch und gar im kalten Winter.

So geschah es, daß er sich wie ein jämmerlicher Stümper vorkam und ihm alle seine Blumen und Figuren zu dummen und läppischen Lächerlichkeiten wurden.

Seinen Bewunderern und Freunden entging die Veränderung nicht. Sie sprachen ihm zu und versuchten es mit mannigfacher Aufklärung.

Bauernkunst, das sei eine Kunst für sich, die müsse von besonderen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Es seien gerade ihre anscheinend stümperhaften Eigentümlichkeiten, die man liebe, die Stärke der Primitivität, die Ursprünglichkeit der Auffassung, die vereinfachte Ausdrucksform und darüber hinaus ein herzerfreuender Humor.

Aber ihm war nicht mehr zu helfen. Seine Unbefangenheit war zerstört, wie der Zauber im Märchen, der in sich zusammenbricht, wenn man daran rührt. Und kein Wort gab es, das sie ihm wiederschenken konnte.

Er reiste nach Äppelvik zurück. Verloren hatte er, was er besessen. Nun wollte er etwas Neues schaffen. Noch war es nicht zu spät, noch war er nicht zu alt, um den Pinsel zu führen und zu meistern, was die anderen gemeistert hatten. Und auch er malte Sonnenuntergänge hinter Birken und Felsen und hinter Schneehügeln, er versuchte sich mit spiegelndem Wasser und Wolken und weiten Himmelsblicken, und was herauskam, fand er sehr schön, und viel besser gefiel es ihm als seine früheren Bilder.

Die Touristen aber verzogen den Mund, als sie seine neuen Kunstwerke sahen, und lachten laut heraus und sprachen von einer abscheulichen, schulbubenmäßigen Kleckserei und kamen von da an nur noch in seine Hütte, um sich einen Spaß zu gönnen, kaufen taten sie nichts mehr.

Der Färg-Petter konnte die Veränderung nicht begreifen. Aber bekehren ließ er sich nicht. Jetzt so wenig wie früher kümmerte er sich um Spott und Gelächter, und

es half auch nichts, daß der Amerika-Johann auf ihn einredete und ihm die materielle Einbuße zu Gemüte führte. Der Färg-Petter malte unentwegt seine Sonnenuntergänge und hatte wenigstens die Genugtuung, daß die Bauern seine Malerei bewunderten und sogar kauften und in ihren Stuben aufhängten, aber nicht in denen, die sie an die Touristen vermieteten, dann das hatten sich diese merkwürdigen Leute, die ihnen halt trotz allem ein Rätsel blieben, einfürallemal verbeten.

Daß die „echte" Bauernmalerei nicht ausstarb, dafür sorgte ein anderer. Oskar, Annas Sohn, war's, der mit gutem Verständnis für die Zeichen der Zeit Färg-Petters Nachfolger wurde. Der Amerika-Johann empfand zum ersten Male etwas wie Vaterstolz und erkannte mit berechtigter Freude sein eigen Fleisch und Blut wieder. Das söhnte ihn wenigstens teilweise mit der ungerufenen Einquartierung aus.

Oskar hielt sich an die biblischen Bilder des Färg-Petter und kopierte sie bis auf das letzte Tüpfelchen genau, mit Einbeziehung der Fliegendrecke und Jahreszahlen, so daß sie so echt aussahen, wie die Originale selbst, ja sogar noch echter, und dementsprechend einen guten Absatz fanden.

* * *

Oh, wie sich die Zeiten ändern!

Nun stand Britta in einem Laden, der in Dunder-Kalles ehemaliger Handelsbude eingerichtet worden war, hielt Webereien und Spitzen feil und war glücklich. Der Laden gehörte dem „Äppelviker Bauernkultur-Verein". Und der „Äppelviker Bauernkultur-Verein" war vom Amerika-Johann gegründet worden und bezweckte eine einheitliche Organisation und einen geschäftsmäßigen Vertrieb aller Erzeugnisse der wiederbelebten Heimarbeit.

Britta ist eine angesehene Persönlichkeit, wie sie so mit freundlichem Lächeln hinter dem großen Tische steht, der mit Decken und Tüchern überladen ist: mit Bett- und Pferdedecken, die eine beliebte Zierde der Stockholmer Salons geworden sind und je nach Belieben auch entzweigeschnitten und als Kissenüberzüge verwendet werden können; mit breiten, langfransigen, geklöppelten Handtüchern, die sich in Tischtücher und Vorhänge verwandelt haben: und mit vielem anderen, das früher einmal für einen bestimmten Zweck geschaffen worden ist und nun einem ganz anderen Zwecke dient.

O, wie sich die Zeiten ändern!

Sie erinnert sich noch ganz gut an die Wintertage, da sie im alten Stenbackshofe am Webstuhl gesessen ist und die Fäden gezählt und das Schifflein geworfen hat, von rechts nach links und von links nach rechts.

Und dann die vielen Jahre, wo sie einsam in ihrem Häuschen gelebt hat, ohne Freude, ohne Hoffnung.

Aber endlich ist die Auferstehung gekommen. Der Notar aus Stockholm ist daran schuld gewesen. Das ganze Dorf hat er erlöst. Man spinnt wieder, man webt wieder, man geht wieder in der alten Tracht, ganz wie früher.

Wieviel Gutes hat sie seitdem nicht erfahren!

Die Touristen sind in ihr Häuschen gekommen, haben sich auf die Stühle und Bänke gesetzt und haben sie angestaunt und haben mit ihr geplaudert, als sei sie wunder weiß was. Und sie haben ihr Lob gesungen, daß sie sich beinahe geschämt hat. Und sie haben es so rührend gefunden, ach, so rührend, daß sie so viele, viele Jahre lang die Sehnsucht nach den alten Dingen im Herzen bewahrt hat . . . und daß sie so oft an stillen Abenden das bunte Mieder und das schlohweiße Oberhemd angezogen hat, um vor Sehnsucht nicht zu sterben! . . . denk', daß sie das gewußt haben . . . aber es hat in der Zeitung gestanden . . . die Blätter liegen daheim in der Truhe . . .

und es ist ja wirklich bloß die reine Wahrheit gewesen, was sie erzählt haben ... und wenn sie so recht darüber nachdenkt, so ist es bloß gerecht, daß man sie dafür gelobt hat ...

Und nun verkauft sie Webereien ... denn sie selber fühlt sich zu alt, um am Webstuhl zu arbeiten ... und es ist sehr nötig, daß sie mit den Bauernweibern spricht, die ihre Tücher und Decken abliefern und die geklöppelten Spitzen, denn wenn sie nicht genau aufpaßt, so kommen sie mit häßlichen, neuen Mustern, die kein Mensch kaufen will. Es ist gerade, als ob die Menschen keine Gedanken mehr im Kopfe hätten ... wenigstens keine starken und schönen und guten Gedanken ... Sie müssen ein Muster haben, wenn sie weben, sonst kommt etwas Schreckliches zustande ... vielleicht sind ihre Gedanken so schrecklich geworden ... Darum zeigt sie ihnen die Decken und Tücher und Bettvorhänge, die sie selber einmal gewebt hat ... zur Zeit, da ihr Herz voll roter Flammen stand ... und damals, als sie an einen Buben dachte, der im Grünen spielen sollte ... und der ein tüchtiger Kerl werden und säen und ernten und jagen sollte ... und auch aus der Zeit, da sie blutige Tränen aus den Fäden schauen ließ und Herbstgelb und Wintergrau ... und zuletzt, da sie nur noch Weiß und Schwarz miteinander mischte ... weißen Schnee und schwarze Grabkreuze. Ach ja, lang ist's her, und nun nehmen die anderen ihre Decken und Tücher als Muster mit nach Haus' und machen sie genau nach ... denn wenn sie sie nicht genau nachmachen, so werden sie häßlich ... und sie sehen dabei nichts anderes als Vierecke und Dreiecke und Kreuze und Streifen und Punkte ... und rot und blau und gelb und grün und etwas violett ... und denken sich nichts dabei ... doch, vielleicht rechnen sie aus, daß sie mit dem Erlös für die Weberei drei gewöhnliche Pferdedecken kaufen können ... Ja, so eine Weberin, wie sie eine ge-

wesen ist, gibt's keine mehr . . . das sagen auch ihre Freunde.

Sie hat viele Freunde, noble Freunde, vornehme Freunde . . . die im Sommer in Äppelvik wohnen . . . und einige schreiben sogar, wenn die Weihnachtszeit kommt, und wünschen ihr fröhliche Festtage . . . Da ist die Gräfin Gyllendal und die Frau Doktor Erikson und Frau Virén, die mit einem Leutnant verheiratet ist . . . und die Gräfin Gyllendal klopft ihr immer auf die Achsel, wenn sie herein kommt, faßt dann mit der Rechten ihre Hand und drückt sie freundlich und tätschelt sie mit der Linken und sagt: „Wie geht's, liebe Britta, teure Britta?" . . . Und sie antwortet: „Oh ja, ganz gut . . . Frau Gräfin . . ." und dann schaut die andere sie an . . . große leuchtende Augen hat sie . . . kein Mensch hat schönere Augen . . . und sagt: „Ach ja, ich sag's immer wieder . . . es gibt bloß eine Britta! Hat Britta nicht Lust, mit mir nach Stockholm zu reisen . . . ich lade Britta ein . . . Britta darf es mir nicht abschlagen . . . sonst geht unsere Freundschaft in die Brüche . . ." Ach, wenn das ihr alter Per erlebt hätte, daß sie nach Stockholm eingeladen wird . . . von einer Gräfin sogar . . . von einer richtigen Gräfin . . .

Wenn man vom Wolf spricht, so kommt er, und wenn man an eine Gräfin denkt, so kommt sie auch.

Denn die Ladentüre ging auf, und die Gräfin Gyllendal trat ein und war die Freundlichkeit selber. Sie ließ ihre großen, leuchtenden Augen spielen und klopfte Britta auf die Achsel, faßte mit der Rechten ihre Hand und tätschelte sie mit der Linken. Und Britta machte ein süßes Gesicht und wackelte leicht mit dem Kopfe, was bei ihr dasselbe bedeutete wie bei einer Katze das Schnurren. Und die verbindliche Frau sagte: „Wie geht's, liebe Britta?" und Britta antwortete freimütig: „Oh ja, ganz gut, Frau Gräfin!" . . . „Hat sich Britta entschlossen," fuhr die Gräfin fort, „will mich Britta nach Stock-

holm begleiten?" „Ja . . .", antwortete Britta und machte das kurze Wort so lang, daß es für einen ganzen Satz gelten konnte. „Ich weiß nicht . . ." „Ich will Britta bloß darauf aufmerksam machen, daß Stockholm eine sehr schöne Stadt ist," sagte die Gräfin. „Ach ja, das glaube ich," antwortete Britta eifrig. „Hat Britta keine Lust, die Königin zu sehen?" „Die Königin?" „Ja, die Königin! Es ist nicht unmöglich, daß Britta von der Königin empfangen wird. Sie interessiert sich sehr für Frauenarbeit." „Empfangen? Ist's möglich, daß die Königin eine Frau vom Lande empfängt?" „Natürlich, wenn's eine brave, tüchtige Frau ist wie Britta!" Wieder wackelte Britta mit dem Kopfe. „Britta muß sich bald entschließen," sagte die Gräfin beim Abschiede. Britta gelobte es.

Auch der Amerika-Johann sprach ihr zu: „Natürlich reisest du! Denk', wenn du der Königin die Hand drücken darfst! Du wirst berühmt! Und Äppelvik auch. Und unser Hausfleiß wird im ganzen Land bekannt. Nimm die schönste Decke mit und die feinste geklöppelte Spitze, und überreich' sie der Königin im Namen des „Äppelviker Bauernkultur-Vereins".

„Ich fürchte mich," antwortete Britta mit klopfendem Herzen.

„Du brauchst dich nicht zu fürchten. Die Königin ist auch nur ein Mensch. Schließlich bist du so viel wert wie sie."

„Ich?"

„Natürlich! Sei nicht dumm! Glaubst du, die Gräfin Gyllendal würd' sich sonst mit dir abgeben? Nein, die verkehren bloß mit ihresgleichen. Überhaupt, denk' bloß daran, daß du spinnen und weben kannst, das kann die Königin nicht . . . Reis'! Greif zu! Vielleicht kommt dann die Königin schließlich selber einmal nach Äppelvik. Das könnten wir brauchen!"

„Aber ich weiß nicht, wie ich mich benehmen soll."

„Gerade so, wie es deine Art ist, nicht anders. Das haben die Leute gern. Sag' ‚du' zur Königin, dann freut sie sich darüber, denn das ist sie nicht gewohnt. Man muß nur immer dran denken, daß man ein Bauer ist, dann geht's ganz leicht. Denn was bei den Herren ein Fehler ist, bedeutet bei uns eine Tugend, das hab' ich gemerkt!"

Mit so guten Ratschlägen ausgerüstet, wagte Britta die Reise.

„Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe," rief der Amerika-Johann, als sie davonfuhr. „Sag' ‚du' zu ihr, und sei recht stolz und aufrecht. Man verlangt, daß ein Bauer stolz und freimütig und natürlich sei!"

Der Stolz kam ihr ganz von selber. Sie war ja die erste Äppelvikerin, die von der Königin empfangen werden sollte. Im ganzen Kirchspiel gab es nicht eine einzige Frau, die die Königin auch nur gesehen hatte. Und sie würde wieder im Laden stehen und erzählen können: Ich bin bei der Königin gewesen und hab' ihr die Hand gedrückt, und hab' gesagt: Guten Tag, Königin, wie geht es dir . . . und dann hat sie gesagt: Oh ja, ganz gut, liebe Britta . . . und hat dabei ganz froh dreingeschaut . . . und dann hab' ich gesagt: Hier ist ein Geschenk für dich . . . und da hat sie sich noch mehr gefreut und die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und hat gesagt: Liebe Britta, das darf ich nicht annehmen . . . das ist zu viel . . . ich aber hab' gesagt: Nein, nimm's nur . . . es ist nicht zu viel . . . wir haben noch viele solche Decken und Spitzen zu Hause . . . da hat sie's genommen und hat gesagt: Das ist das Schönste, das mir noch jemals geschenkt worden ist. Hast du das selber gewebt? . . . und dann hab' ich gesagt . . . ja, wart' mal . . . dann werd' ich sagen, das hab' ich selber gewebt . . . aber das brauchen sie daheim in Äppelvik nicht zu erfahren . . . denn eigentlich hat Näs-Olles Maria die Decke gewebt . . . aber sie ist nach meinem Muster . . . und wenn ich nur

wollte, so könnte ich ein Dutzend solcher Decken weben ... ja, und dann wird sie sagen: Oh, was bist du nicht für eine geschickte Weberin ... viel geschickter als ich ... und dann werd' ich sagen: Du hast's nicht nötig ... du bist ja die Königin! ... Ja, antwortet sie, aber wie mein Gemahl, der König, der gescheiteste Mann und der mutigste Soldat sein muß, so sollte eigentlich auch ich die beste Spinnerin und die tüchtigste Weberin sein ...

Britta kicherte vor sich hin. Was für sonderbare Gedanken! Als ob die Königin so was sagen würde. Dann müßte ja eigentlich sie selber die Königin sein! Denn die beste Spinnerin und tüchtigste Weberin war sie, das sagten alle Touristen.

Nun war ihr alle Furcht vergangen.

In Stockholm trug man sie auf den Händen. Ihre Tracht saß ebenbürtig neben Seide und Sammet. Ihre Äppelviker Aussprache wurde bewundert und als sehr gemütlich und ungemein reizvoll bezeichnet. Ihre Bauernart genoß man mit Vergnügen wie einen seltenen Leckerbissen.

So kam der bedeutungsvolle Tag. Nach so vieler Bewunderung und Verehrung fand sie es ganz natürlich, daß auch die Königin sie sehen wollte. Und die Gräfin Gyllendal hatte ihr bestätigt, daß Ihre Majestät nicht weben könne, nicht einmal spinnen! Sie begann auf die Königin herabzuschauen.

Aber als sie neben der Gräfin in das große Haus hineinschritt, dessen Dach man nicht sieht ... als sie an der Schildwache vorüberging, die ein Gewehr hatte und auf sie schießen konnte, wenn sie wollte ... als sie über einen großen sandigen Platz mußte und durch ein Portal und eine flach ansteigende Treppe hinauf und durch Türen und abermals Türen, daß sie gar nicht mehr wußte, wo sie war, und sie sich nicht mehr herausgefunden haben würde, wenn man sie allein gelassen hätte ... da begann

doch ihr Herz heftig zu klopfen. Die Stille der Räume, die ungewohnten Dinge, die Luft selbst bedrückte sie, und aus der Verwirrung und dem haltlosen Taumeln der Gefühle stieg wieder die Gestalt der Königin empor, wie sie sie früher im Herzen getragen, als eine Feine, Mächtige, umkleidet mit Majestät, nicht weit von Gott. Sie mußte die Hand der Gräfin fassen, so seltsam und unbegreiflich wurde es ihr zumute. Sie spürte Furcht und Angst und quälende Beklemmung und doch auch Freude, Rausch und Jubel zugleich. Ein Vogel saß plötzlich in ihrem Herzen und schlug mit starken Flügeln.

Und Männer mit glattrasierten Gesichtern standen da und schauten sie kalt und durchdringend an. Schwarzseidene Kniehosen hatten sie, und einer trug einen ellenhohen Federbusch auf dem Kopfe. Britta erschrak, als sie ihn sah, und der Vogel in ihrem Herzen begann noch heftiger mit seinen Flügeln zu schlagen.

Wieder ging eine Türe auf. „Die Königin," flüsterte die Gräfin. Britta tat einige Schritte in das Zimmer hinein — oder war's ein Saal? — sie sah, wie eine stattliche Dame mit schönen Augen auf sie zutrat . . . da flog der Vogel plötzlich in ihren Kopf hinauf . . . Dunkel ward's ringsum, sie hörte nichts mehr, sie schrie nur und lachte, lachte ganz laut und höhnisch, ganz ohne Rücksicht auf die Ehrwürdigkeit des Ortes und das Ungeziemende und Majestätsverbrecherische eines solchen Betragens. Verwirrt und außer sich vor Entsetzen wollte die Gräfin sie an der Hand nehmen und eilends hinausführen, um die Königin vom Anblicke so großer Unverschämtheit zu befreien. Aber Britta setzte sich heftig zur Wehr und schrie, sie sei im Recht, das sei ihr Platz. In Aufregung und Bestürzung wogte einige Minuten lang der sonst so festgeformte Hofstaat auf und ab und durcheinander, um sich dann mit einer entschlossenen Anstrengung auf sich selber zu besinnen und in die ihm

eigentümliche und geziemende steife Anständigkeit und Würde zurückzusinken.

Britta wurde vier Wochen lang in einer Irrenanstalt von zwei Professoren beobachtet. Ihr Gutachten, das sie nach diesem Zeitraume an die zuständige Stelle abgaben, sprach von einem klar und deutlich ausgebildeten Größenwahne, insofern nämlich besagter Patient behaupte, die einzige echte Königin zu sein und ein Recht auf die Verehrung aller Menschen zu haben.

Die beiden Professoren faßten das Ergebnis ihrer Untersuchung dahin zusammen, daß dieser Königswahn laut ärztlicher Erfahrung in den meisten Fällen nichts Gemeingefährliches an sich habe, und daß darum dem Heimtransporte der betreffenden Person keinerlei Befürchtungen oder Bedenken irgendwelcher Art hindernd im Wege stünden.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Der Spel-Daniel war fünfundsiebzig Jahre alt geworden, aber Gott hatte seinem Heimatdorfe immer noch nicht geholfen.

Er hatte gebetet und in der Bibel gelesen. Er hatte die Hoffnung nicht fahren lassen, daß Gott die schlimme Welt mit seiner starken Hand wieder in das verwandeln werde, was sie früher gewesen war.

Aber die Welt war mit jedem Jahre, das kam und ging, nur immer schlechter geworden.

Da hatte er zu sich selber gesagt: „Man muß Gott helfen. Wie war die Welt so klein in meiner Jugendzeit. Nun ist sie so riesengroß, daß er nicht mehr an allen Orten sein kann. Und viel sündhafter sind die Leute als früher. Er kommt nicht mehr nach mit Strafen und Erlösen. Drum muß man Gott helfen, so gut man kann."

Und er hatte fleißig darüber nachgedacht, wie er Gott helfen könne.

Der Pfarrer war ihm eingefallen, ja, der Pfarrer, er, der Hauptschuldige! Denn fehlte ihm nicht die Liebe?

„Wir sollten einen anderen Pfarrer haben," hatte er zu sich selber gesagt, „ein Pfarrer soll sein wie eine Geige Gottes! Dieser aber ist eine tönerne Schelle. Er spricht nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen!"

„Auch früher ist es vorgekommen, daß schlechte Seelsorger auf der Kanzel gestanden sind, aber man hat sich zu helfen gewußt."

„Der Vicaeus, zum Beispiel, von dem mir mein Großvater erzählt hat, der hat viel Anstoß erregt durch seinen zügellosen Lebenswandel. Aber als er einmal nach Norwegen verreiste, bloß um eines Gelüstes willen, und erst

nach sieben Wochen wieder zurückkam, da haben ihn die Bauern vertrieben."

„Warum vertreiben wir den Carlénius nicht? Wohl führt er keinen zügellosen Lebenswandel, dafür aber gibt er sich mit Blumen und Kräutern ab und gönnt den Menschen bloß so viel Anteilnahme, als es seine notgedrungene Pflicht ist."

Nachdem er sich solchermaßen vergangenes Geschehen ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, war er durch die Dörfer des Kirchspiels gehumpelt und hatte zu den Leuten gesagt: „Laßt uns den Pfarrer vertreiben!" Aber die Leute hatten ihn nur ausgelacht. Denn der Pfarrer war ihnen schon längst gleichgültig geworden.

Der Alte hatte sich nicht kurzerhand abweisen lassen. „Ihr braucht euch nicht zu fürchten", hatte er gesagt, „es wird euch nichts geschehen, denn damals, ich meine damals, als sie den schlimmen Vicaeus vertrieben, da mußte jeder Mann mit zwei Paar Hufeisen für die Tat büßen. Aber ein besserer Pfarrer ist mehr als vier Hufeisen wert."

Doch die Leute hatten nur gelacht. Sie hatten drauflos gelacht, so lange sie ihn lustig fanden. Dann hatten sie ihm die Türe gewiesen.

Und Daniel war betrübt gewesen und hatte sich in seine Hütte verkrochen, die immer mehr zerfiel, wie es so üblich ist mit den Hütten derer, die bloß an Gott und an das Heil der Welt denken und selber wie ein Wölklein über allem schweben, was Wunsch, Begehr und Bedürfnis heißt.

„O, daß uns doch ein anderer Pfarrer gegeben würde," hatte er geklagt, „ein Pfarrer wie der Petrus Wollerius, der ein so großer Prediger war, doch auch ein gewaltiger Landmann, der wohl an die neunzig Tonnen Moorland urbar gemacht."

Aber Carlénius war nach wie vor auf der Kanzel ge-

standen und hatte seine Predigten gehalten, mit dem üblichen Tonfalle, mit der üblichen Länge, seine Predigten, die einem nicht mehr sagten, als das Lärmen eines Lastwagens auf der Straße, als das Klappern der Waschhölzer am See, als das eintönige Geräusch eines Kaffeerösters.

Und der Spel-Daniel hatte an Holmqvist gedacht, von dem ihm sein Vater erzählt hatte.

Der lebte mit seinen Pfarrkindern in ewigem Streite. Und einmal kam es einer Kirchtüre wegen, durch die man die Toten tragen sollte, zu einem großen Zank in der Gemeindeversammlung. Da stand einer auf und sagte: „Möchte es Gott geben, daß wir dich los würden, Holmqvist. Wir würden dich gern durch alle Kirchtüren tragen."

Zum Grabe tragen! Wenn sie den Carlénius zum Grab tragen könnten!

Von dem Tage an hatte der Spel-Daniel sehnsüchtig auf den Tod des Pfarrers gewartet als auf die einzige Hoffnung.

Aber Carlénius stand immer wieder unter dem blauen Baldachin mit den vergoldeten Wolken aus Gips und dem Auge Gottes in einem Strahlendreiecke, das vor Alter wie erloschen war, und dem heiligen Geiste in der Gestalt einer weißen Taube, die aber mehr einer Ente glich.

Und immer blinder wurde das Auge Gottes, und immer kleiner wurde sein Reich in Äppelvik, und die Touristen machten es auch nicht größer.

Der Spel-Daniel kam ins Armenhaus, das nah' beim Kirchdorfe steht wie eine große viereckige Holzkiste, denn das Schindeldach seiner Hütte war verfault und von allen seinen Kleidern war nur der Schafpelz noch heil und ganz, den er von nun an auch im Sommer trug.

Und er harrte noch immer darauf, daß der Pfarrer sterbe, und konnte deswegen selber nicht sterben, so alt und lebensmüde er auch war.

Nur Schlimmes geschah und kein Zeichen der Erlösung tat sich kund.

Im Kirchdorfe traf er mit Britta zusammen, und sieh, ihr Geist war zerrüttet, eine Königin glaubte sie zu sein, die arme Törin, und jammernd und weinend trug sie ihr Verkanntsein.

„O Gott, wo bist du?“ klagte der Spel-Daniel, „nun ist auch sie ein Opfer des neuen Wesens geworden.“

Und eines Tages brachten sie einen schreienden, lallenden Mann ins Armenhaus. Der war in Lumpen gekleidet und konnte nicht stehen und gehen, so betrunken war er, und sein Gesicht war vor Blut und Schmutz nicht zu erkennen. Doch als man ihn gewaschen hatte und auch sein Auge wieder klarer schaute und seine Lippen wieder Worte stammelten nach Menschenart, da fand der Spel-Daniel mit Schrecken und Entsetzen in ihm den einst so stolzen Dunder-Kalle wieder.

Und er hatte einen Jammer mehr im Herzen von da an und auch eine Anklage mehr gegen Himmel und Erde.

Und Gott war immer noch ferne, und der Pfarrer, der nichts von Liebe wußte, lebte immer noch.

Konnte noch Schlimmeres geschehen, fragte sich der Spel-Daniel und zitterte.

Ja, Schlimmeres offenbarte sich.

Es kam die Kunde, daß die Äppelviker ihre Wiesen und Äcker und Höfe verkaufen wollten.

„An wen?“

„An den Amerika-Johann.“

„Ist's wahr?“

„So wahr, wie daß ein Vogel fliegt und ein Fisch schwimmt und ein Maulwurf in der Erde lebt.“

„Was will er mit dem vielen Land anfangen?“

„Das hab ich nicht erfahren?“

„Aber kaufen will er's?“

„Ja, das will er ... und es scheint, daß die Äppelviker nichts gegen den Verkauf haben."

O Gott, o Gott!

Der Spel-Daniel fiel in seiner Stube auf die Knie nieder.

In der Ecke spielte der Dunder-Kalle mit seinen Kindern.

„Kalle, sie wollen ihren Grund und Boden verkaufen", jammerte Daniel.

„Ja, ja," antwortete Kalle, ohne von seinen Kindern aufzusehen, „alles sitzt lose, alles muß weg ... und wer nicht entbehrt, der will nicht besitzen ... und wer nicht verliert, der kann nicht gewinnen ... Hört ihr, meine Kinder, arm seid ihr, nichts habt ihr; aber freut euch dessen, ihr könnt nur gewinnen."

Der Spel-Daniel hob die Hände zum Himmel und betete laut:

„O Gott, o Gott, nun ist's an der Zeit, nun mußt du helfen!"

„Ich bin so alt wie ein Baum, den ein Lüftchen fällen kann, lieb und erwünscht wäre mir die Ruhe des Todes und die Freude der Seligkeit. Aber ich kann nicht sterben, bevor nicht mein Dorf erlöst ist. Kämpfen muß ich, beten muß ich, damit es nicht in Sünde und Elend vergehe."

„O Gott, hilf uns, gib uns einen anderen Pfarrer. Sieh, die Jungen gehen nicht mehr in die Kirche, die Männer stehen während des Gottesdienstes beim Maibaume, sprechen von ihren Geschäften und kaufen und verkaufen. Und die alten Weiber und Weiblein, die noch in der Kirche sitzen, müssen während der Predigt heimlich Brot kauen, damit sie in ihren Bänken nicht einschlafen vor Langeweile."

„O Gott, gib uns einen anderen Pfarrer, gib uns einen, in dem die Liebe ist und der eine Brücke baut zwischen dir und uns."

„Mach' den Carlénius taub und stumm, nimm ihm seinen Verstand, schlag ihn mit Lahmheit, straf' ihn mit unheilbarer Krankheit, laß ihn sterben! Verwirr' sein Auge und seinen Fuß, daß er stolpert und fällt. Laß ihn auf der Kanzeltreppe ausgleiten, daß sein Leib auf dem Kirchenboden zerschmettert."

Vor der Türe stand ein langer, bleicher Mann und horchte atemlos. Die Hand, die ein Psalmbuch hielt, zitterte.

In seinem Herzen war eine heftige Unruhe. Alle Sicherheit löste sich auf und wurde atembeklemmende Unsicherheit. Aussichten eröffneten sich, Einsichten erschlossen sich. Begriffe, Worte, Symbole wurden zu Wirklichkeiten, und drohend, wie ein strafender Richter und Rächer, sah er Gott aus der dämmerigen Unendlichkeit heranschreiten, ihn zu vernichten. Die Furcht sprang auf und ließ den Boden unter ihn erbeben. Und dieses krampfhafte Zucken, dieses erstickende, zusammenpressende Gefühl, das nach Tränen rief, war das nicht Reue? Und dieses plötzliche Bedürfnis, in die Stube zu treten und die Hand auf das gequälte Haupt zu legen und ihm die Worte des Trostes und der Verheißung zu geben, war das nicht Mitleid? War das nicht Liebe?

Spel-Daniel, die Rettung ist nahe. Sieh, der Pfarrer steht vor deiner Türe und beugt das Haupt, und Tränen fließen über sein Antlitz. Nun ist's vollbracht. Wo nur Gleichgültigkeit und Selbstzufriedenheit war, da ist Liebe, die mächtige erlösende Liebe. Freue dich, Spel-Daniel!

In der Stube ist's still. Den Alten hat ein plötzliches Entsetzen überfallen. Er ist ja ein Mörder, er hat einem anderen den Tod gewünscht. Weh' ihm, dem Frevler. Gott wird ihn züchtigen. Wie hat er es nur wagen können, Gott um die Gewährung so sündiger Bitten anzuflehen? Wird nicht alles Unheil auf ihn selber fallen?

Durch Opfer wurde die Welt erlöst, nicht durch Verbrechen! Was sprach er von Liebe und hatte selber die Seele voll Haß?

Der Pfarrer hat die Hand auf der Türklinke. Nur zwei, drei Schritte und er wird vor dem Alten stehen und seine Schuld bekennen, seine langjährige Unterlassungssünde, und demütigen Herzens versuchen, Gottes Diener und Mittler zu sein.

Aber er tut die Schritte nicht. Seine Hand löst sich von der Türklinke, sein Arm fällt schlaff herunter. Eine tiefe Falte gräbt sich auf seiner Stirne ein. Er schämt sich plötzlich seiner Tränen und schaut sich forschend um, und ist froh, daß ihn niemand gesehen hat. Denn ist es nicht lächerlich, gerührt und erschüttert zu werden, bloß weil ihm ein Halbverrückter den Tod anwünscht? Hatte er nicht immer seine Pflicht getan?

Gewiß ist nicht alles so, wie es sein sollte. Und daß die Äppelviker ihre Höfe verkaufen wollten, darf nicht ohne weiteres geduldet werden. Die Bauern müssen an ihre Pflicht erinnert werden. Ein Bauer darf die Scholle nicht verlassen. Denn wenn alle Bauern ihren Grund und Boden aufgäben, was würde dann aus dem Staate werden? Ist nicht ein tüchtiger, selbstbewußter Bauernstand die Grundmauer des Staates?

Die Verhandlungen zwischen dem Amerika-Johann und den Bauern waren noch nicht bis zum Abschlusse gediehen. Noch war Zeit genug für ein tatkräftiges Eingreifen.

Der Pfarrer fuhr nach Äppelvik und sprach mit den Bauern. Er machte ihnen Vorwürfe. Er erinnerte sie an ihre Pflicht. Er suchte ihnen zu beweisen, daß sich auch in Äppelvik die Landwirtschaft lohne, wenn man sie recht betreibe. Er lobpries die Schönheiten ihres Lebens, verglich sie mit Herren und Königen, gab ihnen zu bedenken, daß die Scholle adle, daß aus einem natürlichen Le-

ben wie dem ihren Kraft und Schönheit, tiefer Gedanke, starkes Gefühl und Begeisterung hervorwachse. Er nannte den Ackerbau die Fackel, die der Nation leuchtet und sie führt. Er kam mit all den Gründen und großen Worten, die seit einiger Zeit die Abwanderung nach den Städten und die Auswanderung nach Amerika aufzuhalten suchten und denen er in Büchern und Zeitschriften so oft begegnet war.

Die Bauern ließen die Worte über sich ergehen, wie man einen Regen über sich ergehen läßt, und waren nach wie vor gesonnen, ihre Höfe zu verkaufen, wenn der Amerika-Johann den geforderten Preis bezahle. Der Staat ginge sie nichts an, sagten sie, daß sie Herren und Könige seien, hätten sie nie gemerkt. Tausend Kronen seien ihnen lieber als tausend Freuden, von denen sie doch nichts spürten. Und was die Behauptung betreffe, daß auch in Äppelvik die Landwirtschaft sich lohnen könne, so wüßten sie das besser als der Pfarrer, denn sie hätten mit Pflug und Haue die Erde bearbeitet und dabei erfahre man mehr, als wenn man in einem Studierzimmer sitze und die Nase in ein Buch stecke.

Ob ihnen denn nicht die Touristen Geld einbrächten, fragte der Pfarrer.

Ach, die Touristen, das sei nicht der Rede wert, antworteten die Bauern. Der Amerika-Johann sacke den Gewinn ein. Sie dürften ihm bloß dazu verhelfen, ein reicher Mann zu werden, im übrigen aber lasse er sie nicht an die Krippe.

Aber was sie denn im Sinn hätten, fragte der Pfarrer. Die meisten von ihnen seien nicht mehr so jung, und mit fünfzig oder sechzig Jahren sei es doch hübsch, sich zur Ruhe zu setzen. Und die Jungen sollten eine Freude dran haben, gegen alle Schwierigkeiten und Widerstände des Klimas und des Bodens zu kämpfen und so dem Vaterlande zu dienen.

Die Bauern hatten Verschiedenes im Sinn. Vor allem wollten sie nicht in Äppelvik bleiben, weder die Alten noch die Jungen. Der Erlös ihrer Höfe schien so bedeutend auszufallen, daß sie allen möglichen Träumen und Plänen nachhängen konnten. Die einen hatten Söhne oder Töchter in Stockholm, die ihnen ihr Leben in den schönsten Farben ausmalten. Die anderen hatten Verwandte und Bekannte in Amerika, die ihnen verlockende Briefe schrieben. Jeder hatte eine vielversprechende Veränderung in seinen Gedanken, eine Verachtung für das, was er besaß und eine grenzenlose Überschätzung all dessen, was in der Ferne schimmerte.

Aber ob denn dem Amerika-Johann überhaupt zu trauen sei? fragte der Pfarrer.

Diesmal könne er sie nicht betrügen, antworteten die Bauern. Ein Kaufbrief sei ein Kaufbrief, und wenn er einmal unterschrieben sei, so könne kein Mensch mehr was dran ändern.

Was er denn mit dem vielen Lande anfangen wolle?

Er wolle sein Hotel vergrößern, wolle freie Hände haben, einen Großbetrieb einrichten ... möge er mit ihrem Grund und Boden schalten und walten, wie es ihm beliebe, die Hauptsache sei, daß er sie gut bezahle ...

Dabei blieben sie.

Der Pfarrer konnte nichts ausrichten. Nur merkte er, daß er die Macht und die Autorität und das Ansehen, das ihm bei seinem Amtsantritte zugefallen war, schon seit langem eingebüßt hatte. Die Bauern verehrten nicht mehr den Seelsorger in ihm.

Er war ihnen ein Mann wie irgendein anderer, dessen Wort nicht mehr Gewicht hatte, als ihm seiner Begründung und seinem Inhalte nach zukam.

Die einzigen, die nichts von einem Verkaufe ihrer Höfe wissen wollten, waren Kerstin und Hol-Matts, die junge Bäuerin und der einsame Alte. Aber auf ihre Entschlie-

ßung hatte der Pfarrer keinen Einfluß gehabt. Die Kraft ihres starken Willens floß aus reichen inneren Quellen.

Carlénius machte den Versuch, auf den Amerika-Johann selbst einzuwirken.

Im Seehofe wurde er freundlich begrüßt. Der Wirt war die verkörperte Höflichkeit. Da konnte der Pfarrer nicht weniger höflich sein. Die Anrede machte ihm Schwierigkeiten. Glücklicherweise aber fiel ihm ein, daß der Amerika-Johann vor Jahren Direktor der Dampfsägemühle gewesen war. Er entschloß sich also für „Herr Direktor".

„Schönes Wetter, Herr Pastor!"

„Sehr schönes Wetter, Herr Direktor!"

Sie schauten einander forschend an.

„Ist der Herr Pastor beim Pflanzensammeln?"

„Nein, es ist eine wichtige Angelegenheit, die mich nach Äppelvik geführt hat. Jawohl, eine wichtige Angelegenheit!"

„Ich hoffe, daß es nichts Unangenehmes ist, das den Herrn Pastor nach Äppelvik geführt hat."

„Das hängt vom Herrn Direktor ab . . ."

„Von mir?"

„Ja."

„Wenn es in meinen Kräften steht . . ."

„Gewiß."

„Worum handelt es sich?"

„Um den Verkauf der Höfe."

„Ich begreife nicht, warum diese Angelegenheit den Herrn Pastor unangenehm berühren könnte."

„Jeder patriotisch denkende Mann muß mit Wehmut und Schmerz . . ."

„Gewiß, jeder patriotisch denkende Mann . . . aber der Herr Pfarrer?"

„Jeder muß mit Wehmut und Schmerz . . ."

„Nein, nicht jeder muß . . . warum auch? Die Bauern wollen verkaufen. Ich kaufe. Ich bezahle gut. Na, und?"

„Im Interesse des Staates . . .“

„Ja, im Interesee des Staates! Der Staat ist die Summe aller Untertanen. Und wenn es den Untertanen gut geht, so geht's dem Ganzen gut.“

„Der Bauernstand ist der Stützpfeiler des Staates.“

„Es ließe sich verschiedenes dagegen einwenden.“

„Und wenn der Stützpfeiler schwankt, schwankt das Ganze.“

„Ich merke, daß der Herr Pastor den Staat als ein Gebäude auffaßt und den Bauernstand als einen Stützpfeiler, vielleicht auch als eine Grundmauer.“

„Ja, Grundmauer.“

„Es steht einem jeden frei, den Staat als ein Gebäude aufzufassen. Aber eine Notwendigkeit, dies zu tun, liegt nicht vor. Oder?“

„Nein.“

„Nun denn, mir paßt es besser, den Staat nicht als ein Gebäude aufzufassen. Ich fasse ihn als einen See auf.“

„Als einen See . . .?“

„Ja, warum nicht? Als einen See mit vielen Halbzungen und Buchten. Nehmen wir an, die eine Bucht bedeutet Stockholm, die andere Bucht Äppelvik. Und nun will auf einmal das Wasser von Äppelvik nach Stockholm fließen. Wir können ja annehmen, daß eine Versandung dran schuld ist. Hat der See nachher weniger Wasser als vorher? Nein, die Wassermenge ist sich gleich geblieben! So faß' ich den Staat auf.“

„Und die Auswanderer?“

„Was die betrifft, so muß man in Betracht ziehen, daß jedes Jahr mehr als zehn Millionen Kronen von Amerika nach Schweden fließen.“

„Der Herr Direktor ist also der Meinung, daß man sich der Landflucht der Bauern nicht widersetzen soll?“

„Nein, wozu auch? Es nützt doch nicht.“

„Ich bin anderer Meinung.“

„Ein Pfarrer muß anderer Meinung sein."

„Ich kann dem Herrn Direktor den Vorwurf nicht ersparen, durch seine Pläne und Handlungen die Ereignisse der letzten Jahre verschuldet zu haben."

„Der Herr Pastor will damit sagen, daß ich schuld daran bin, daß die Bauern die Tracht weggeworfen haben?"

„Ja!"

„Und?"

„Die alte gediegene Bauart!"

„Ist es dem Herrn Pfarrer wirklich ernst mit dem, was er sagt?" Der Amerika-Johann lachte.

„Ja."

„Und woran soll ich noch schuld sein?"

„An der Landflucht . . ."

„Ich will dem Herrn Pfarrer bloß sagen, daß meine Schuld nicht so groß ist, wie der Herr Pfarrer meint . . ."

Carlénius starrte ihn verwundert an.

„Der Fehler liegt an den Bauern selber. Will der Herr Pfarrer so gütig sein und mir zuhören?"

Carlénius nickte.

„Danke," sagte der Amerika-Johann, „fangen wir von vorn an . . . Ich war die Versuchung, wenn man so will, zugegeben. Aber die Versuchung mußte kommen. Sie lag in der Zeit. Nichts in der Welt konnte sie verhindern. Ich war bloß einer von den vielen. Und nun finde ich: Nicht der Versucher ist der Sünder, sondern der Versuchte, der die Versuchung nicht besteht. Die Äppelviker aber haben die Versuchung nicht bestanden. Ist das mein Fehler? Es scheint mir, daß alles reif zum Fallen war . . . es brauchte bloß einen kleinen Stoß, und es fiel . . . so waren die Bauern! Und wie sind sie jetzt? Sie lassen dem Boden immer noch nicht die nötige Pflege angedeihen. Es sitzt fest in ihnen, daß sich die Landwirtschaft nicht lohne. Die Touristen sagen, daß die Welt schön sei, aber die Bauern sehen nichts Schönes. Sie gehen über den

steinigen Boden und wissen nichts von seinen Möglichkeiten. Sie tun nichts anderes, als daß sie irgendein Heil erwarten, das von draußen herkommt. Sie wollen beschenkt werden, nicht selber schaffen. Sie sitzen auf der Scholle und sind doch schon losgelöst von ihr. Sie sind in der eigenen Heimat heimatlos geworden. Sie sind Bauern in Äppelvik, weil sie hier vor vierzig, fünfzig Jahren geboren worden sind, aber den Willen dazu haben sie nicht. Sie säen mit Hoffnungslosigkeit und ernten mit Mißmut, und wenn Regen oder Dürre feindliche Zustände schafft, so freuen sie sich beinahe und weisen mit den Fingern darauf hin und sagen: Haben wir nicht recht? Sind wir nicht die ärmsten Menschen auf Erden? Ja, so sind die Äppelviker, Herr Pfarrer. Was schadet's also, wenn ich ihnen die Höfe abkaufe und ihnen die Möglichkeit gebe, zu tun, was sie wollen?"

„Es scheint mir, daß der Herr Direktor in vielem recht hat," sagte Carlénius, „aber es scheint mir auch, daß der Herr Direktor diesen Zustand der Unsicherheit und Losgelöstheit weidlich ausgenutzt hat und noch immer ausnützt, um sich zu bereichern."

„Was hätte ich anders tun sollen?" fragte der Amerika-Johann.

„Helfen, Augen öffnen, neue Wege weisen."

„Das paßt besser für einen Pfarrer. Warum hat es der Herr Pfarrer nicht getan?"

„Ich habe mich bis zu diesem Tage leider etwas zuviel mit rein wissenschaftlichen Dingen beschäftigt. Auch an die Landwirtschaft bin ich bloß als an ein interessantes Problem herangetreten, ohne mir die Mühe zu nehmen, die Bauern über verwerfliche alte Methoden und empfehlenswerte moderne Verbesserungen aufzuklären. Aber von nun an soll es besser werden. Ich werde einen Vortrag halten über die Methoden und Fortschritte des heutigen Ackerbaus."

„Und der soll was helfen? ach, den Bauern ist überhaupt nicht zu helfen!"

„Das bestreite ich."

„Was will denn der Herr Pfarrer den Bauern sagen?"

„Vor allem, daß sich auch hier bei uns die Landwirtschaft lohnen kann, denn der Boden ist gar nicht so schlecht, wie er aussieht. Er hat einen großen Gehalt an Kali und Kalk, der der Vegetation zugute kommt."

„Sehr richtig."

„Ich werde auch vom Stallmiste reden. Sie sollen Torfstreu verwenden und nicht Stroh oder gar Fichtenreis. Und unter ihm soll ein wasserdichter Boden sein und über ihm ein Dach."

„Gewiß."

„Ich werde auch die Frage des künstlichen Düngens berühren."

„Ganz recht."

„Dann kommt der Stall an die Reihe. Steigerung des Milchertrags, mehr Luft und Licht, Rentabilitätsberechnung, Kraftfutter, Sommerstallfütterung, ausreichender Futterbau."

„Ich merke, daß der Herr Pfarrer sehr gut orientiert ist."

Carlénius wurde eifrig.

„Und intensive Landwirtschaft: Rationelle Fruchtfolge, wo tiefwurzelnde Pflanzen abwechseln mit flachwurzelnden, stickstoffsammelnde mit stickstoffzehrenden. Und gründliche Bodenbearbeitung: Ersetzung der Brache durch Rüben- und Kartoffelbau, durch Aussaat von Futterkräutern und Hülsenfrüchten, durch ausreichende Düngung. Und Gartenbau, ein guter Gemüsegarten, eine umfassende Obstkultur. Und die Einführung von Maschinen, von besseren Pflügen, von Mähmaschinen, von Dreschmaschinen! Und Genossenschaftsgründung: Molkereigenossenschaft, Zuchtstiergenossenschaft. Und der

Separator! Butterfabrikation! Schließlich auch die Erwähnung der Prämien, Belohnungen, Unterstützungen, die vom Staate erhalten werden könnten!"

Der Amerika-Johann sah Carlénius lächelnd an.

„Der Herr Pfarrer hat nichts vergessen. Und doch wird alles Reden nichts nützen. Denn wenn ich bloß mit einer Banknote winke, so laufen sie mir nach. Und warum? Weil der ganze heutige Bauernstand nichts taugt."

Carlénius schüttelte den Kopf.

„Ist diese Behauptung nicht übertrieben? Wenigstens habe ich sie noch nirgends gelesen."

„Der Herr Pfarrer möge die Augen aufmachen. Das ist besser als Lesen. Und was sieht man, wenn man die Augen aufmacht? Folgendes! Erstens: Jeder Mensch sucht sich selber zu helfen. Die Bauern aber nicht. Sie verlangen, daß ihnen geholfen werde. Hab' ich recht oder nicht?"

„Doch . . . das scheint auch aus der einschlägigen Literatur hervorzugehen."

„Zweitens: Wenn ein Mensch entdeckt, daß er nichts verdient, so gibt er sich Mühe, diesem Zustand ein Ende zu machen. Die Bauern aber legen die Hände in den Schoß und jammern, die Landwirtschaft lohnt sich nicht."

„Leider."

„Drittens: Ein Handwerker, ein Industrieller freut sich über jede Verbesserung, jede neue Maschine und bedient sich ihrer so schnell als möglich. Ein Bauer aber muß gelockt und gestoßen und genötigt werden, um sich eine neue Methode, eine neue Maschine, ein neues Futtergewächs zunutze zu machen. Er ist wie ein kleines Kind, das alles nur für ein Stücklein Zucker tut. Muß man mir eine Prämie geben, damit ich meinen eigenen Vorteil im Auge behalte? Nein. Dem Bauern aber muß man sein Pferd, seinen Stier, seine Kuh, seine Wurzelfrüchte, seine Äpfel prämieren, sonst kümmert er sich

nicht darum, sich ein gutes Pferd, einen guten Stier, eine Kuh zu halten. Es ist nicht genug, daß man sein Bestes will. Man muß ihn dazu zwingen. Soll er beispielsweise Rüben pflanzen, so muß man ihm den Samen gratis liefern und dann obendrein noch eine Belohnung aussetzen für die, die den geschenkten Samen wirklich aussäen. Eine solche Menschenklasse ist in der heutigen Welt zum Untergang bestimmt. Weg mit ihnen. Was am Fallen ist, dem soll man einen tüchtigen Stoß geben."

Der Pfarrer sah nachdenklich drein: Die Gründe sprachen dafür, daß der Amerika-Johann Recht hatte. Es war das erstemal, daß er das Bauernproblem von diesem Gesichtspunkte aus betrachten lernte.

„Glaubt der Herr Direktor, daß ein diesbezüglicher Vortrag, wie ich ihn beabsichtige, keinen Erfolg haben wird?"

„Ja, das glaube ich. Entweder wissen die Bauern schon heute, was der Herr Pfarrer sagen will, ohne daß etwas davon zu merken ist; oder sie wissen noch nicht, was der Herr Pfarrer sagen will und legen dadurch eine Gleichgültigkeit an den Tag, die die ganze Bauernfrage zu einer hoffnungslosen macht — denn sie könnten alles wissen, wenn sie nur wollten."

„Es würde also am einfachsten sein, den Vortrag nicht zu halten?"

„Gewiß."

Es trat eine Pause ein.

„Es klingt etwas unglaublich," sagte der Pfarrer, „daß der Herr Direktor die Höfe zusammenkaufen will, um das Hotel zu vergrößern."

„Das kann schon sein", antwortete der Amerika-Johann lächelnd.

„Ich hoffe, daß der Herr Direktor nicht mit der Absicht umgeht, durch diesen Kauf etwa die Bauern . . . irgendwie . . . zu schädigen", sagte Carlénuis unsicher.

Der Amerika-Johann richtete sich auf. „Dem Herrn Pfarrer verzeih' ich diese Frage," sagte er würdevoll, „einem anderen würde ich sie nicht verzeihen. Aber nun frag' ich auch meinerseits: Wenn ich den Äppelvikern eine bestimmte Summe biete und sie schlagen ein und unterschreiben die Kaufbriefe und ich zahle die Summe aus, ist dann nicht alles mit rechten Dingen zugegangen?"

„Gewiß, gewiß", versicherte der Pfarrer eilfertig. „Aber wie verhält es sich mit denen, die ihre Höfe nicht verkaufen wollen?"

„Auch die werden schließlich nachgeben müssen. Es gibt allerlei Mittel, um sie dazu zu zwingen . . . Altmodische Gesetze, allerlei Schikanen . . . auf dem einen Hofe sitzt ja bloß ein Mädchen . . . auf dem anderen bloß ein alter Mummelgreis . . . es wird nicht so schwer sein, sie zum Verkaufen zu zwingen!"

„Das darf der Herr Direktor nicht!" rief Carlénius heftig.

„Nicht?" spöttelte der Amerika-Johann, „ich möchte dem Herrn Pfarrer bloß eines gesagt haben: Was man zu tun vermag, das darf man tun."

So selbstbewußter Überlegenheit gegenüber fühlte sich Carlénius machtlos. Er nahm Abschied.

„Ich danke für den Besuch," sagte der Amerika-Johann verbindlich, „es war sehr interessant, mit dem Herrn Pfarrer über die Bauernfrage zu reden. Aber eines muß ich noch erwähnen, um unserem Gespräche die richtige Abrundung zu geben."

„Und das wäre?"

„Die Bauern sind bloß zu einem gut: Mittel zum Zwecke zu sein!"

„Zu welchem Zwecke?"

Der Amerika-Johann deutete lächelnd auf sich selber.

Der Pfarrer ging. Er schämte sich. Fr fühlte sich gedemütigt. Niemand achtete auf sein Wort. Die Bauern ließen ihn reden, aber ihr Antlitz blieb verschlossen, ihr

Herz blieb verstockt. Und der Amerika-Johann behandelte ihn mit offenem Hohn. Nein, er paßte wahrhaftig nicht unter die Menschen. Sobald er einen Schritt in das Leben hinein tat, strauchelte er. Er gehörte in die Studierstube, zu seinen Büchern und Pflanzen, die ihm bald keinen Platz mehr übrig ließen.

Mochten die Äppelviker tun, was sie wollten. Er hatte sein Möglichstes versucht, um sie auf andere Wege zu leiten. Er wusch seine Hände in Unschuld.

Und wenn der alte Spel-Daniel nicht sterben konnte, so mußte er's eben bleiben lassen. Er vermochte ihm nicht zu helfen.

Was geschah, lag eben in der Zeit begründet. Und wenn der Bauernstand zugrunde ging, ein Opfer innerer und äußerer Feinde, so mußte es wohl so sein.

Die „Zeit" war daran schuld.

Aber eines Tages, kaum eine Woche darauf, erfuhr Carlénius, daß die Zeit auch anderes gebar.

Da trat ein junger Mann in sein Zimmer. Er war städtisch gekleidet, und zwar auf eine Weise, daß ihm sein Anzug gut stand und zu ihm paßte und er nicht wie ein Bauer aussah, den die Sonntagskleider bloß lächerlich machen. Dieser junge Mann war überdies höflich und trat sicher auf und konnte also auch darum kein Bauer sein.

„Der Herr Pfarrer wird mich nicht wiedererkennen?" fragte er.

Carlénius schaute ihn aufmerksam an und antwortete langsam und zögernd. Man konnte ja nie wissen, ob ein etwaiges Nichtwiedererkennen den Besucher nicht verletzen konnte.

„Nicht im Augenblicke, aber wenn mir der Herr ein wenig Zeit läßt . . ."

„Der Herr Pfarrer möge mir verzeihen, aber Zeit, das ist gerade das, was mir fehlt. Ich bin der älteste Sohn des Hol-Matts!"

Ein frischer junger Mann, dachte Carlénius, man merkt, daß er kein Bauer ist.

„Es freut mich sehr, die Bekanntschaft des Herrn zu machen“, sagte er.

„Mein Name ist Johann Mattson, oder Hol-Johann. Ich kann nicht begreifen, daß es den Herrn Pfarrer freut, meine Bekanntschaft zu machen.“

Er denkt an seinen verlassenen Vater, sagte Carlénius zu sich selber. Die Söhne haben nicht schön an ihm gehandelt. Aber er ist ein sympathischer junger Mann. Und auch in diesem Falle ist wahrscheinlich die „Zeit“ an allem Schuld gewesen.

Und laut sagte er: „Unser Amt ist verzeihen.“

„Lebt mein Vater noch?“

„Gewiß.“

„Wie geht es ihm?“

„Nun ja . . . er ist alt und einsam . . .“

„Ja, ich weiß . . . es ist schrecklich. Hat er den Hof verkauft?“

„Nein.“

„Hat er ihn nicht verkauft? Nicht? Wirklich nicht? Trotz allem nicht? Der Hof steht noch? Er gehört immer noch uns?“

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß der Hof sehr verwahrlost ist, sehr!“

„Um so besser . . . um so besser . . . das gibt Arbeit . . . aber, Herr Pfarrer, mein Vater haßt mich, er verflucht mich?“

„Nein, er haßt nicht mehr . . . er hat verziehen . . .“

„O Gott, ein solcher Vater . . . kann man sich einen solchen Vater denken? . . . Solch einen lieben heiligen Vater . . . das hab' ich nicht verdient . . .“

„Es wird ihn sicher freuen, seinen ältesten Sohn wiederzusehen . . .“

„O, er soll mich nicht nur wiedersehen, er soll mich so-

gar wieder bei sich haben . . . er soll nicht mehr allein sein, der liebe Alte . . ."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie wieder ein Bauer werden wollen?"

„Eben das, gerade das, das und nichts anderes . . . Ich habe die verfluchte Stadt satt . . . nun geht's nach Hause . . . nach unserem Hofe . . ."

„Ja, die Stadt hat sehr viel Unheil angerichtet. Alles Unheil und Elend, alle schlimme Versuchung kommt von dort."

„Um Verzeihung, Herr Pfarrer. Wir dürfen nicht ungerecht sein. Ich sagte eben: verfluchte Stadt, ich hätte ebensogut sagen können: gesegnete Stadt. Denn von dorther kommt die Rettung."

Carlénius staunte ihn an.

„Ich habe Eile . . ., der Herr Pfarrer wird mich begreifen . . . Ich sage nur soviel: Heutzutage muß man den Ackerbau anders anpacken als früher . . . man weiß mehr . . . man hat mehr Hilfsmittel . . . man hat Einsichten genommen . . . man hat Maschinen erfunden . . . man versteht sich jetzt drauf, dem Boden das Fehlende zu ersetzen . . . der Ackerbau ist eine Wissenschaft . . . ist Berechnung, Maschinenbetrieb . . . und das verdanken wir der Stadt, den Städten, den Universitäten, den Professoren, den Ingenieuren, den Fabriken . . . Schimpfen wir darum nicht über die Stadt . . . sie ist die Versuchung, die Verlockung, sie ist aber, weiß Gott, auch die Erlösung und die Rettung . . ."

„Das sind sehr interessante Gesichtspunkte. Es wäre angezeigt, daß Sie in Äppelvik eine Rede hielten, um die Bauern an ihre Scholle zu fesseln."

„Eine Rede? Nein, das Reden nützt nichts; solche Dinge muß man erleben, wer's nicht spürt, der hört's auch nicht. Mir selber ist's nicht besser ergangen . . . was hatte mir nicht mein Vater erzählt und gepredigt . . .

was hatte er mir nicht gedroht und befohlen ... es half alles nichts ... und wie oft las man nicht in den Zeitungen vom gefährdeten Bauernstand ... von der gefährlichen Veränderung seiner Anschauungen ... von Heilmitteln ... von der Aufforderung, zurückzukehren ... Ich hab's gelesen und doch nicht gelesen ... ich weiß nicht, ob mich der Herr Pfarrer versteht ... es ist, als ob man etwas sähe und sieht's doch nicht ... es ist, wie soll ich sagen ... ist wie der Lärm einer Maschine, den man nicht mehr hört, bis er einen eines schönen Tages halb verrückt macht und man ihn nicht mehr los werden kann ... Da stand ich also an meiner Drehbank und drechselte ... Stück um Stück, eins wies andere, immer dasselbe, tagaus, tagein ... Aber auf einmal ist's über mich gekommen, ich weiß noch ganz gut, wann's geschah, es war ein Tag wie ein anderer und doch nicht wie anderer, da hab' ich plötzlich eingesehen, wie eintönig und jämmerlich meine Arbeit war ... es gab mir einen richtigen Stoß ... ich hab' die Maschine zu hassen begonnen ... der Hof ist in mir auferstanden ... ich hab's in der Stadt kaum mehr ausgehalten ... ich hab' mich noch eine Zeitlang dagegen gewehrt, hab' mich geschämt, wieder nach Hause zu kommen ... aber dann ist auch das anders geworden ... der Stolz ist über mich gekommen ... ich hatte ja einen Hof ... die anderen hatten nichts, bloß ihre Arbeit ... und ich hab' Bücher gekauft, in denen von Landwirtschaft die Rede war, und hab' zu lesen begonnen ... und da hab' ich gemerkt, daß man gescheit sein muß wenn man ein richtiger Bauer sein will ... gescheiter als einer, der Telephonhörrohre drechselt ... das hat mich gepackt ... da bin ich weggereist ..."

„Und die Brüder?" fragte der Pfarrer.

„Die sind immer noch dort ... sie haben's noch nicht erlebt ... vielleicht sind sie nicht so, daß sie's erleben

können! Sie hoffen auf anderes ... Aber nun Adieu, Herr Pfarrer ... ich hab' das Feuer unter den Schuhsohlen ... der Herr Pfarrer wird mich begreifen."

Ein Gruß, ein Händedruck, eine flinke, ganz und gar unbäurische Wendung, ein paar rasche Schritte, und weg war er.

Carlénius staunte ihm nach.

Ein frischer Luftzug war durch die Stube gegangen. Es duftete auf einmal nach Hoffnung und Verheißung, war auch das die „Zeit?"

Ein starker, sympathischer, selbstbewußter Mensch. Dem konnte die Versuchung nichts mehr anhaben. Der hatte sie überwunden. Gegen den war der Amerika-Johann machtlos. Er konnte ihm nichts bieten, was von ihm nicht schon verschmäht worden war.

Seltsam, seltsam, dachte der Pfarrer, da liest man in den Büchern, daß die Scholle adelt. Aber es ist mir, als sei diese Behauptung nicht ganz richtig. Nicht die Scholle adelt, nein, das Straßenpflaster adelt ... wenn man so sagen darf ... seltsam ... seltsam ... und auch er hat gesagt, daß das Reden nichts nütze ... Was soll man denn tun? Was soll man beispielsweise in meinem Falle tun? — — —

Der Hol-Johann steht vor seinem Vater.

„Zehn Kronen Taglohn hattest du und kommst doch wieder nach Hause?" fragte der Alte.

„Ja ... und wenn ich hundert Kronen verdient hätte, ich wäre doch wieder nach Hause gekommen."

„Sagst du das?"

„Ja ... sonst hätt' mich die Maschine verrückt gemacht ... Immer herum, immer herum. Tagsüber mußte man bei den Rädern stehen ... des Nachts träumte man von ihnen ..."

„Ich hatte die Hoffnung aufgegeben."

„Und haßtest mich doch nicht?"

„Warum auch . . . ihr wart ja so hart gestraft, daß man nur Mitleid verspüren konnte."

„O Vater, und daß du den Hof nicht verkauft hast . . ."

„Wie soll man's übers Herz bringen, einen Hof zu verkaufen, so lange man noch kräftig genug ist, um wenigstens drauf herumkriechen zu können? Und bin ich einmal tot, hab' ich zu mir selber gesagt, dann mag Gott die Sache in die Hand nehmen."

„Jetzt aber tu' ich's!"

„Ja, ein bißchen früher hättest du schon nach Hause kommen dürfen. Das Unkraut steht so hoch, daß man bald die Apfelbäume nicht mehr sieht. Du wirst so viel Arbeit kriegen, daß es ist, als müßtest du von vorn anfangen und wieder urbar machen, was vor Hunderten von Jahren urbar gemacht worden ist."

„Aber das will ich ja gerade, Vater, von vorn anfangen! Je größer die Arbeit, um so lieber. Dann kann ich sagen, daß ich alles selber geschaffen habe. Dann kann ich sagen: der Hof ist mein!"

„Es wird dich viel Arbeit kosten!"

„Macht nichts, tut nichts . . . o Vater, ich hab' ja nicht nur die Kraft und das Besitztum . . . ich habe den Willen!"

„Aber verstehst du noch etwas vom Bauern, Johann?"

„Unkraut ausjäten, das kann ich, pflügen auch, von früher her . . . und dann ist der Winter da, und rundum im Lande ist viel zu lernen . . . und ich hab' gelesen und gesehen . . . und wenn ich auch nichts wüßte und nichts könnte . . . wenn ich nur den Willen habe!"

Die Freude geht durch die Stube wie ein froher goldener Engel. Er rührt den Alten an, daß er wieder jung wird; er rührt den Jungen an, daß er ein starker, mutiger Mann wird.

Johann schaut durchs Fenster.

„Ach, Vater, das tausendfältige Unkraut. Das blüht und rankt und schlingt sich und wuchert, daß es eine Freude ist . . . Denn wenn's auch Unkraut ist, so ist's doch Wachsen . . . und kommt aus meinem Boden. Herrgott, Vater, unser Boden ist's, der Stengel, Blätter und Blumen trägt. Lieber Unkraut als bloß Steine. Man bekommt ja selber Lust zum Blühen, wenn man die üppigen Stauden sieht."

Johann geht fröhlich durchs Dorf. Gelbe Häuser, grüne Häuser, blaue Häuser. Natürlich, wie könnte es anders sein. Aber der Regen hat schon viel abgewaschen, die Sonne hat schon viel gebleicht. Arbeitet weiter, Sonne und Regen, Dank sollt ihr haben.

Da steht der Stor-Daniel und sperrt die Augen auf, daß die Nase kaum mehr zwischen ihnen Platz hat.

„Bist du's?" fragt er.

„Ja, ich bin's, vorn und hinten, oben und unten, außen und innen."

Johann ist so fröhlich. Heute kann er nicht ernsthaft reden. Es ist ihm wie einem, der eine Liebste gefunden hat und darf's niemand sagen.

„Du bist ein Herr geworden", sagt der Stor-Daniel bewundernd.

„Nein, ein Bauer!"

„Ja, so? Hast du deine Stelle verloren? Geht's bergab mit dir?"

„Nein, bergauf! Wenn ich aufs Land gehe, so bedeutet das nicht ein Rückwärts, sondern ein Vorwärts."

Der andere schaut ihn so verwundert an, als sehe er einen Hecht, der sechs Fuß lang ist.

„Ich verkauf' meinen Hof", sagt er dann.

„Gut, gut, verkauf', dann lernst du ihn schätzen. Das ist die beste Weise, um ihn liebzugewinnen. Ich kenne das!"

„Die anderen verkaufen auch."

„Natürlich, ihr habt's nicht besser verdient. Gott muß euch sehr lieb haben!"

„Gott? Uns?" Der Stor-Daniel kratzt sich hinterm Ohr.

„Ja, wen Gott lieb hat, den züchtigt er!"

Der Stor-Daniel lacht.

„O du, Witzklopfer, du Spaßmacher!"

„Als Noah in die Arche stieg, da lachten jene, von denen Gott gesagt hatte: Es reue ihn, daß er sie gemacht habe."

„Meinst du mich? Willst du damit sagen . . .?"

„Pst, Stor-Daniel, nicht böse werden, und wenn du auch zu jenen gehören solltest. Ich will dir eine Geschichte erzählen . . ."

„Was für eine?"

„Paß auf, dann wirst du's wissen."

„Ist's eine wahre Geschichte?"

„Jede Geschichte ist wahr, sobald du daran glaubst. Also: Es war einmal . . ."

„Ist's ein Märchen? Ich will keine Märchen hören . . . ich glaube nicht an Märchen . . ."

„Nicht?"

„Nein!"

„Aber du glaubst doch an Amerika?"

„Das ist was anderes."

„So?"

„Natürlich."

„Hum! Also: Es war einmal ein junger Bursch, der ging spazieren und hatte keine Kleider an . . ."

„So ein Schweinigel! Das war nicht in Schweden."

„Nein, es war in Amerika!"

„Gehen sie dort ohne Kleider?"

„Ich merke, du nimmst die Sache ernst, das ist recht. Also: er hatte keine Kleider an. Dafür aber trug er einen Schleier aus lauterm Gold, der von den Schultern bis auf den Boden hinunterhing."

„Potztausend, was für ein vornehmer Herr."

„Ja, der Schweinigel! Oder sagtest du vorhin nicht so? Also! Er trug einen Schleier aus purem Gold. Nun aber wußte dieser junge Bursch nicht, daß Gold Gold war."

„Wie dumm . . ."

„O ja! Nimm dich an der eigenen Nase. Warst du gescheiter, als du den Wald verkauftest? Also: Er wußte nicht, daß das Gold Gold war, das heißt, er wußte nicht, daß es etwas wert war. Und alle anderen Leute hatten wollene und baumwollene Kleider an. Und da der junge dumme Bursch nicht wußte, daß Gold Gold war, so hätte er auch gerne ein wollenes oder ein baumwollenes Kleid gehabt. Begreifst du das?"

„Nicht recht . . ."

„Denk' an die Zeit, da du dir ein paar lange Hosen kauftest. Also: Er hätte auch gern ein wollenes Kleid gehabt oder wenigstens ein baumwollenes. Unter den anderen Leuten aber war einer, der wußte, daß Gold Gold war."

„Der Amerika-Johann?"

„Ja, wenn du willst. Also: Der wußte, daß Gold Gold war."

„Hähä, ja, das wußte er."

„Und er sagte zum jungen Burschen: Gib mir deinen goldenen Schleier, so gebe ich dir meinen wollenen Rock und auch die Hosen und die Unterhosen."

„Das gleicht ihm."

„Und der junge Bursch gab ihm den goldenen Schleier und freute sich über den wollenen Rock und die auswendigen und inwendigen Hosen. Ein paar Jahre darauf aber wußte er, daß Gold Gold war und da war er sehr betrübt, daß er seinen Schleier gegen elende, gemeine Wolle umgetauscht hatte."

„Ja, das ist begreiflich."

„Du findest also, er hätte seinen Schleier nicht umtauschen sollen?"

„Natürlich nicht."

„Aber du hast im Sinne, deinen Hof zu verkaufen."

„Ein Hof ist doch kein goldener Schleier?"

„Warum nicht? . . . jedenfalls dünkt es mich, daß du auch nicht weißt, daß Gold Gold ist."

„Oho, ich bin alt genug, um das zu wissen."

„Es gibt Leute, die nie alt genug werden."

Und Johann geht weiter. Heute will er sich nicht herumstreiten. Heute ist ein Festtag.

Der Stor-Daniel spürt einen Stachel im Herzen. Soll er seinen Hof doch nicht verkaufen?

Er schaut ihn an. Er will nicht so dumm sein, wie der junge Bursch im Märchen. Aber der Hof sagt ihm nicht mehr als gestern und vorgestern und vorvorgestern. Er kann kein Gold sehen. Mit dem besten Willen nicht. Warum soll er ihn da nicht verkaufen?

Aber daß der junge Hol-Johann wieder nach Hause gekommen ist . . . daß er einen guten Verdienst aufgegeben hat . . . merkwürdig ist's . . . man muß drüber nachdenken, wahrhaftig, man muß drüber nachdenken.

Er geht zum Hol-Matts, um etwas Näheres zu erfahren. Von ihm hört er, daß Johann einen ganz unglaublichen Taglohn gehabt hat . . . Zehn Kronen! Du lieber Gott, zehn Kronen! Und dem hat er Lebewohl gesagt, bloß um wieder ein Bauer zu werden? Ist es denn wirklich etwas so Jämmerliches, ein Arbeiter zu sein? Ist es etwas so Schönes, auf eigenem Hofe als ein Bauer zu leben?

Und der Stor-Daniel geht zum Svarvar-Gustav, um auch mit ihm zu reden.

Der Svarvar-Gustav kann kaum glauben, was ihm erzählt wird. Ein Junger, der einem Taglohn von zehn Kronen davonläuft, um auf einem Hofe voller Unkraut ein Bauer zu werden? Das ist merkwürdig! Auch er ist der Meinung, daß man über dieses seltsame Vorkommnis ge-

bührend nachdenken müsse. Vielleicht verübe man einen schlimmen Streich, wenn man den Hof verkaufe. Vielleicht ergehe es einem nachher wie dem Hol-Johann, man werde reuig und wolle wieder zurück . . . aber dann sei der Hof in anderen Händen . . .

Sie beschließen, am gleichen Abend noch den Hol-Johann aufzusuchen und mit ihm zu reden.

Der lacht indessen Himmel und Erde an und läßt seine Pläne und Hoffnungen wie Drachen in die Lüfte steigen, immer höher und höher, hält aber die Schnur fest in der Hand, um sie wieder auf den Erdboden herunterzuziehen, wenn sie hoch genug geflogen sind, ganz nah der Sonne, in der reinsten Luft.

So kommt er zum Pellashof.

Der Pellashof ist immer noch der alte. Das tut ihm wohl. Denn nun sieht er ja im Alten den Grund, auf dem weitergebaut werden soll.

Da stehen die roten niederen Blockhäuser im Viereck beisammen, nach außen eine Festung, innen ein friedlicher grüner Hof.

Pellas-Kerstin führt eben ein schwarzes, stahlglänzendes Pferd aus dem Stalle.

Er schaut sie mit Freuden an.

Wie stolz, wie sicher, wie schön. Er wird beinahe andächtig, wenn er sie ansieht. Und er denkt an ihren Vater und wird traurig.

Aber ihr Anblick macht ihn wieder froh.

„Guten Tag, Kerstin!“ ruft er. Früher hat er sie nie angeredet. Aber jetzt wagt er es. Er hat das Recht dazu, er spürt es. Sie ist ja eine, die den Hof nicht verkaufen will. Und auch er ist einer, der den Hof nicht verkaufen will. Sie müssen zusammenhalten.

Kerstin starrt ihn erstaunt an.

„Ich bin der älteste Sohn des Hol-Matts“, sagt er.

„Bist du gekommen, um das Unkraut auszujäten?“

„Ja, das bin ich."

„Wirklich." Sie wird auf einmal fröhlich. „Da hast du Arbeit genug."

„Ja, Gottlob."

Sie guckt ihn verwundert an.

„Du bist wohl noch stolz auf das Unkraut?"

„Nein, aber auf die Arbeit!"

„Es geschehen also immer noch Zeichen und Wunder?" sagt sie und lächelt.

„Ja", sagt er.

Sie gibt ihm die Hand und drückt sie fest. „Willkommen in Äppelvik."

Ein alter Mann schreitet vorsichtig über den Hof.

„Wer ist das?" fragt Johann.

„Das ist mein Knecht."

„Ein gebrechlicher Knecht."

„Ich kann keinen besseren finden . . ."

„Du könntest einen Mann brauchen", sagt er.

„Ja", sagt sie.

Sie schauen sich an und werden beide rot. Auf einmal merken sie, was sie gesagt haben und wie es aufgefaßt werden kann.

Sie schweigen eine Weile.

Eine alte Frau tritt mit einem kleinen Kinde aus der Haustüre.

„Was ist das für ein Kind?" fragt er.

„Meins", sagt sie.

Er schaut ihre Haube an. Sie ist rot. Das bedeutet, daß sie unverheiratet ist.

Sie versteht seinen Blick. Ihre Wangen werden so rot wie ihre Haube.

Er will ihr helfen und gafft den Schornstein an, als sitze ein Birkhuhn auf der Wetterfahne und nicht ein schmiedeeiserner Hahn.

Da rafft sie sich auf.

„Wenn das Kind nicht wäre, dann wäre ich nicht das, was ich bin", sagt sie.

Stolz und groß steht sie vor ihm.

Er wendet ihr von neuem sein Antlitz zu und muß sie bewundern.

Einen solchen Menschen sieht man nicht jeden Tag, denkt er. Je länger er sie anschaut, desto seltsamer wird ihm zumute. Er spürt eine große Dankbarkeit, daß er einen so schönen Menschen anschauen darf. Sie tut ihm wohl, wie eine blühende Wiese, wie ein spiegelndes Wasser, wie ein ferner blauer Berg.

Er weiß, was sie sagen will. Und nun weiß er auch, was er zu sagen hat. Warum wird er so fröhlich?

„Wir müssen unsere Erfahrungen machen," sagt er, „durch Erfahrungen wird man klug . . . und auch so ein Kind, was ist es anderes als eine Erfahrung?"

Wieder wird sie rot. Aber diesmal vor Freude. Warum diese Freude?

Das Kind trippelt über den Hofplatz.

Johann kriegt Lust, mit ihm zu spielen. Er fühlt sich versucht, auf allen Vieren zu kriechen und muh, muh zu brummen, oder hinter den Schleifstein zu kauern und zu rufen: „Wo bin ich?" oder auf den Rasen zu liegen und das Kind auf sich herumklettern zu lassen.

Sie merkt ihm an, was er denkt. Ihre Freude wird noch größer. Warum diese große Freude?

„Du wirst also wieder ein Bauer werden und in Äppelvik bleiben?" sagt sie.

„Ja."

„Warum gehst du nicht in der Tracht?"

„Ich werde dereinst auch in der Tracht gehen. Aber vorläufig hab' ich an anderes zu denken. Ich fange wieder von vorn an, verstehst du. Und es ist anzunehmen, daß die ersten Bauern auch bloß an ihren Boden gedacht haben und nicht an ihre Kleidertracht. Ich will vor allem innerlich ein Bauer sein, das Äußerliche kommt nachher. Sieh

die anderen: sie gehen in der Tracht, sie tragen den Bauern sichtbar auf dem Leibe. Aber er sitzt so lose, daß er leicht abfällt. Später dann, wenn ich das Schlimmste hinter mir habe, dann will ich auch an die Freude denken, an Webereien und bunte Decken . . . Aber man müßte verheiratet sein, denn die Frau ist's ja, die spinnt und webt."

„Nun ja, warum sollst du dich nicht verheiraten? Es gibt ja Mädchen genug auf der Welt."

Und sie macht eine Bewegung mit den Armen, die andeuten soll, wie groß die Welt sei.

Er antwortet nicht.

Nach einer Weile fragt er unvermittelt: „Kannst du weben?"

„Ja, ich kann weben", antwortet sie.

Wieder werden sie beide rot, wie auch der Himmel sich rötet, wenn die Sonne aufgeht.

„Nun aber muß ich auf den Acker und pflügen", sagt sie und reicht ihm die Hand.

Auch er hat plötzlich Eile, nach Hause zu kommen.

Abends besuchen ihn zwei Bauern: Der Svarvar-Gustav und der Stor-Daniel. Sie sind fest entschlossen gewesen, ihre Höfe zu verkaufen. Jetzt aber wollen sie doch noch einmal darüber reden.

Und der Junge spricht mit den Alten, von denen jeder sein Vater sein könnte. Und je länger er spricht, um so älter wird er, und um so jünger werden die anderen. Schließlich sieht es aus, als ob er der Vater sei, der seinen Söhnen zuredet.

Da die zwei Bauern von ihm gehen, haben sie sich entschlossen, ihre Höfe nicht zu verkaufen.

Johann hat ihnen soviel erzählt, all das, was ihnen auch der Pfarrer erzählen wollte. Und dem Johann haben sie's geglaubt. Er ist ja selber der beste Beweis für die Wahrheit dessen, was er sagt. Sie haben seine Gründe nicht völlig verstanden. Viele seiner Hoffnungen und Erwartungen erscheinen ihnen übertrieben. Aber sie wissen,

daß er einen Taglohn von zehn Kronen aufgegeben hat, um nach Hause zurückzukehren und Unkraut auszujäten. Das überzeugt sie mehr als alles andere. Sein Beispiel steckt sie an.

Nun sehen sie Hof und Boden mit anderen Augen. Sie beginnen zu träumen. Aber nicht von Stockholm, nicht von Amerika. Von Mähmaschinen und neuen Pflügen beginnen sie zu träumen. Sie können es kaum erwarten, daß sie die Mähmaschine zu Gesichte kriegen, die der junge Hol-Matts schon bestellt hat. Auch sie kommt von der anderen Seite des großen Wasser, so gut wie der Amerika-Johann. Aber sie soll ihnen helfen, nicht schaden! Sie müssen beinahe lachen, wenn sie daran denken, daß die Maschine aus Amerika kommt. Scheint's muß drüben auch Gutes wachsen, nicht nur Schlimmes.

Sie versuchen, auch die anderen vom Verkaufe abzubringen. Aber die lachen bloß. Das Geld ist ihnen lieber als eine unbestimmte Hoffnung. Sie glauben nicht recht an die Maschinen, die nun den Bauern helfen sollen. Die Einrichtung einer Molkerei erscheint ihnen als ein Hirngespinst. Über Rübenkultur und rationelle Fruchtfolge lachen sie bloß. Nein, sie werden an den steinigen Äppelviker Boden keine Arbeit mehr verschwenden.

Auf dem Hol-Matts-Hofe arbeitet Johann für zwei. Das Unkraut fällt und wird auf großen Haufen zusammen getragen. Der Pflug geht durch die Erde und wendet das Oberste zu unterst. Es ist ein neumodischer Pflug, ganz aus Eisen. Der Svarvar-Gustav findet ihn gar nicht dumm. Und die Egge, die hinter ihm dreinharkt, ist auch von einer nie gesehenen Konstruktion. Sie packt die Wurzeln und reißt sie mit sich und schleppt sie als unentwirrbares Geflecht auf die großen Haufen.

Und die Sonne scheint. Und das grüne Unkraut wird schwarz, und die weißen Wurzelschnüre schrumpfen ein und werden gelb. Und das Feuer züngelt über die Haufen und frißt sie auf.

Johanns Freudenfeuer! Ihr Rauch lastet über dem ganzen Dorf. Wie im Schatten einer Wolke liegen die Häuser da, eins so grau wie's andere.

Der Seehofwirt schnüffelt und schimpft.

Was ist das für ein verdammter Gestank? Gut, daß die Touristen schon abgereist sind, sonst würde sie dieser Rauch vertreiben. Aber der Herbst ist da, und im Seehofe ist's einsam.

Der Rauch ist dem Amerika-Johann unangenehm. Aber unangenehmer ist ihm doch die Nachricht, daß Svarvar-Gustav und Stor-Daniel ihre Höfe nicht verkaufen wollen.

Er beeilt sich, die Käufe mit den übrigen abzuschließen.

Die Äppelviker, die ihre Höfe an ihn abgetreten haben, fangen ein Herrenleben an und tun keinen Streich mehr. Die Werktage werden zu lauter Sonntagen, und die Branntweinflasche kommt wieder in Schwung, als feiere man in allen Häusern Hochzeit.

Sie lachen die anderen aus, die ihre Äcker bestellen, wie jeden Herbst. Der Boden geht sie nichts mehr an. Denn im Frühjahr werden sie sich nach anderen Wohnstätten umtun.

Der Amerika-Johann läßt den standhaften Bauern keine Ruhe. Er setzt ihnen zu, als hänge die ewige Seligkeit davon ab, daß er in den Besitz ihrer Höfe gelange. Er erhöht sein Angebot um ein Beträchtliches. Er droht ihnen, aber sie bleiben unerschütterlich und schauen nur immer auf den jungen Bauern, der aus der Stadt zurückgekommen ist. So lange der nicht nachgibt, werden sie auch nicht nachgeben. Der Amerika-Johann merkt schließlich, wo der stärkste Widerstand sitzt.

Er macht sich an den jungen Menschen heran. Es wird wohl nicht so schwer sein, ihn herumzukriegen, denkt er. Aber er muß die Entdeckung machen, daß er seine Worte ebensogut an einen Stein verschwenden könnte; alle Versprechungen wollen nichts helfen.

Ganz im Geheimen bietet er ihm eine Summe an, die wohl dem doppelten des Kaufwertes entspricht. Aber Hol-Johann lächelt bloß. Kann der alte Geschäftsmann nicht verstehen, daß ihm der Hof unbezahlbar ist? Auch die Drohungen vermögen ihn nicht umzustimmen. Wohl traut er dem Amerika-Johann alles zu, wohl weiß er, daß es altmodische Grundstücksgesetze gibt, mit Hilfe derer man einem diesen oder jenen Acker, der früher einmal einem anderen Hofe gehört hat, entreißen kann. Wohl sieht er vielen Unannehmlichkeiten und Schikanen entgegen. Aber das stachelt bloß seinen Widerstand. Es freut ihn, dem Mächtigen zu trotzen. Eine größere Freude könnte ihm gar nicht widerfahren. Sein Hof wird ihm um so wertvoller, je mehr er um ihn kämpfen muß. Und wenn er merkt, daß der Amerika-Johann gelb und grün wird vor Wut über soviel Widerstand, so möchte er am liebsten laut herauslachen. Es würde ihn gar nicht wundernehmen, wenn der eigensinnige Käufer krank würde vor Ärger und Enttäuschung. Aber er fragt sich auch: Warum gibt er sich soviel Müh', um mir den Hof abzulisten? Braucht er wirklich das ganze Dorf, um sein Hotel zu vergrößern? Und er kann den Amerika-Johann nicht begreifen.

Dieser gebärdet sich zu Hause wie außer sich. Je länger sich der Widerstand der vier Höfe hinauszieht, je aussichtsloser der Handel wird, um so mehr steigert sich seine Wut, der er daheim keine Zügel anlegt. Er schimpft und flucht in einem fort.

Anna hält es nicht mehr aus.

„Du bist ja reich genug, sei doch vernünftig,“ ruft sie, „und Land genug hast du auch, um dein Hotel zu vergrößern. Laß die anderen Höfe in Ruh'. Du siehst so alt und krank aus, als ob du morgen schon abkratzen möchtest.“

Sie sitzen beim Abendessen. Der Amerika-Johann stößt den Teller zurück.

„Ich weiß wohl, warum ich krank aussehe," schimpft er, „sie bringen mich noch unter den Boden, die Schufte!"

„Laß ihnen doch die Höfe! Soviel Ärger und Müh' und Schererei, bloß um dein Hotel zu vergrößern."

„Und wenn es sich um mehr handelte? Wenn es sich um einen hübschen Gewinn handelte? Soll ich dir sagen, worum es sich handelt?"

„Wird etwas sein," lächelte sie, „irgendein Geldverdienst! Etwas anderes hast du ja nicht im Kopf."

„Ja, ein Geldverdienst. Einer, der sich sehen lassen darf. Einer, der meinem Leben die Krone aufsetzen soll, verstehst du. Das ganze Dorf kaufen, und es dann wieder verkaufen . . . zum doppelten Preise . . . ist das nichts?"

„Wer will das Dorf kaufen," fragte sie erstaunt, „ich glaubte, du wolltest dein Hotel vergrößern?"

„Dummes Zeug. Das Hotel ist groß genug. Aber ein Millionär aus Stockholm ist auf Äppelvik versessen, der schönen Aussicht wegen, verstehst du. Er ist im Sommer hier gewesen. Er hat mich gebeten, die Höfe für ihn zusammenzukaufen, unter meinem Namen, aber tatsächlich für ihn. Er hat mir eine tüchtige Provision versprochen. Er wolle sich eine große Villa bauen, vollständig unabhängig sein, mit dem Boden schalten und walten können, wie es ihm beliebe . . . was weiß ich, was er nicht alles gesagt hat . . ."

„Was für ein merkwürdiger Kerl!"

„Gar nicht so merkwürdig . . . weiß, was er will, sagt's bloß nicht . . . ich aber bin auch nicht dumm, scher' mich den Teufel um die Provision, kauf' die Höfe selber zusammen, verkauf' sie ihm wieder zum doppelten Preis . . . aber verdammt noch einmal, es fehlen mir immer noch vier Höfe . . . der Pellashof, der mitten drin sitzt . . . und die anderen drei . . . aber sie müssen, ich werde sie dazu zwingen . . ."

„Und wenn dir dann der Millionär die Höfe nicht abkauft? Wenn er dich sitzen läßt mit deinem Äppelvik?"

„Das wird er nicht . . . ich bin hinter seine Pläne gekommen . . . große Pläne hat er, aber ich hab' sie in Erfahrung gebracht. Das mit der Villa glaubt ja kein Mensch. Nein, ein großes Sanatorium will er bauen, und eine Villenkolonie, und ein paar Höfe sollen rationell betrieben werden, um die nötige Milch zu liefern ... er will Geld verdienen, der Schuft, aber da ist er an den Rechten gekommen." Er lachte laut und rieb sich die Hände.

„Aber er ist ja nicht gezwungen, dir die Höfe abzukaufen!"

„Doch, doch . . . Die Eisenbahn, die von Süden herkommt und dann nach Osten abzweigt, soll bis zum Kirchdorf verlängert werden. So ist's auf der letzten Generalversammlung beschlossen worden. Der Beschluß ist dem Millionär zu verdanken. Er hatte sich die Aktienmajorität verschafft."

„Aber trotz allem kann es ja geschehen, daß er die Höfe nicht kauft. Er kann sterben!"

„Dann kriegen die Äppelviker ihre Höfe wieder zurück", sagte der Amerika-Johann triumphierend. „In den Kaufbriefen habe ich mir das Recht verbürgen lassen, innerhalb sechs Monaten gegen Entrichtung eines Reugeldes von fünf Prozent vom Kaufe zurückzutreten! Bin ich nicht schlau?"

„Aber bis dahin können sie das Geld verlumpt und verlottert haben . . ."

„Sie kriegen bloß fünf Prozent Anzahlung! Das andere erst im Frühjahr! Bin ich nicht verteufelt schlau?"

„Doch, das bist du", sagte Anna leise.

Dem Amerika-Johann fiel es plötzlich wieder ein, daß er sein Schäfchen noch nicht im Trockenen hatte. Die Wut stieg in ihm auf. Er begann zu weinen vor Wut.

Sie schaute ihn mit harten Augen an. Wie alt und hinfällig und widerwärtig sah er aus.

„Wenn man ihnen nur den Hals umdrehen könnte, den Schuften", stammelte er mit halberstickter Stimme.

Sie stand auf.

„Du denkst bloß ans Geld", sagte sie.

„Man muß wohl, sonst geht es zum Teufel. Das Geld sitzt ja so locker im Sack, wie ein Vogel auf dem Baum!"

„Es ist mir, du könntest endlich genug haben."

„Meinst du, der Mensch habe es mit dem Geld, wie die Kuh mit dem Heu? · Man fresse eine bestimmte Menge und damit basta? Nein, weiß Gott, wenn ich alles Geld hätt', das es auf Erden gibt, ich glaub', ich hätt' immer noch nicht genug!"

Sie starrte ihn an.

„Ich hab' einmal gemeint, daß du ein großer Herr werden solltest," sagte sie langsam, „einer, der über alles regiert. Nun merk' ich, daß du bloß ein simpler Knecht geworden bist."

„Ein Knecht? Ich?" Er raffte sich auf.

„Ja, du? Pfui Teufel! Mit dem Geldverdienen ist's, scheint's, wie mit dem Saufen. Man fängt damit an, weil man Freude dran hat, und kann schließlich nicht mehr leben ohne Schnaps."

„Dummes Zeug," wehrte er sich, „das Geld säuft man nicht, verstehst du ... das Geld ist bloß ein Mittel ... das ist wie die Sense, mit der man das Gras mäht ... wie die Axt, mit der man den Baum fällt ... auch ich hab' meine Pläne ... es soll mir zu diesem und jenem verhelfen ... wenn ich genug habe, verstehst du?"

„Und wenn du nie genug hast?"

„O, ja ..."

„Du bist ja bald sechzig Jahre alt, und immer noch hast du nicht genug!" Sie lachte laut. „O, du einfältiger Tropf. Als du damals ins Dorf kamst, da erschienst du einem so vernünftig, daß es einem wehtat ... es war einem auf einmal, als seien bis dahin alle Männer in Äppelvik bloß Dummeriane und unvernünftige Narren gewesen ... du erschienst einem so vernünftig, wie ein Eisklotz, man konnte sich gar nichts Vernünftigeres denken.

Deine Vernunft war so scharf wie ein frischgeschliffenes Messer, man schnitt sich daran. Das Bett wurde auf einmal hart unter einem, die Bissen quollen einem im Munde, die Kleider verwandelten sich von einer Stunde auf die andere in lächerliche Fetzen ... o, du mit deinerVernunft und Gescheitheit, sie tat, als sei sie die Sonne, die alles recht beleuchte ... alles änderte sein Aussehen, man erkannte die Dinge nicht wieder ... und wir glaubten an dieses neue Aussehen ... wir glaubten, nun zeige jede Sache, jeder Gedanke, jede Freude, jede Hoffnung ihr richtiges, einzigwahres Gesicht ...“

„Nun?“ fragte er.

„O, du Dummer ... nun seh' ich's ein: Du bist der Unvernünftigste von allen ... Du bist bloß unvernünftig auf eine neue Art ... das ist's, was wir für so ungemein vernünftig gehalten haben ... jetzt kann man merken, daß auch auf dem neuen Erdboden die Narren wachsen!“

Der Amerika-Johann hatte einen roten Kopf.

„Mach', daß du hinauskommst“, schrie er.

„Jetzt wär' ich von selber gegangen“, antwortete sie. Ein plötzlicher Gedanke erfaßte ihn.

„Aber wenn du mich verrätst,“ stieß er hervor, „wenn du meine Absicht an die Bauern verrätst, dann nimm dich in acht ...“

„Hab' keine Angst,“ antwortete sie ruhig, „die Bauern, die ihre Höfe verkauft haben, sind nicht besser als du ... und wenn auch mein eigener alter Vater dabei ist, und meine eigenen Brüder.“

„Oskar!“ rief sie dann.

Erst jetzt sah der Amerika-Johann, daß auch sein Sohn in der Ecke saß. Ein Mitwisser mehr. Er erschrak.

Oskar rührte sich nicht. Zum zweiten Male rief ihn Anna beim Namen.

Aber er machte keine Miene, aufzustehen. Da ging sie. Unter der Türe drehte sie sich noch einmal um.

„Du Dummer,“ rief sie, „hast dein Leben lang ge-

schunden und gegeizt und geknausert und gelogen und betrogen . . . und weißt du warum? Damit dich einmal das ganze Dorf beerben kann. Es sind ja alle mehr oder weniger mit dir verwandt."

Der Amerika-Johann schaute ihr verduzt nach. Aber dann lachte er und rief hinter ihr drein: „Bis zu meinem Tode kann noch vieles geschehen."

Oskar saß hinter dem Tische und tat, als sehe und höre er nichts.

Sein Vater musterte ihn mißtrauisch.

„Hast du vielleicht im Sinn, mich zu verraten?" fragte er ihn.

„Was?" kam die unschuldige Gegenfrage.

„Du wirst schon wissen, was ich meine." Der Amerika-Johann setzte sich ihm gegenüber. „Laß uns vernünftig miteinander reden! Du bist mein Sohn, was den natürlichen Hergang betrifft. Vor dem Gesetze aber bist du's nicht. Ich hab' auch kein Testament unterschrieben, durch das du als mein Erbe eingesetzt wirst. Vorläufig hast du nichts zu erwarten."

Er beobachtete die Wirkung seiner Worte. Aber Oskar veränderte keine Miene.

„Es hängt nun von dir ab," fuhr der Amerika-Johann fort, „ob in diesen Zuständen eine Veränderung eintreten soll oder nicht."

Oskar wurde aufmerksam.

„Wenn du mir bewiesest, daß du wahrhaftig mein Sohn bist, verstehst du, dann würde ich ein Testament abfassen, das dir günstig wäre."

„Wie soll ich das beweisen?"

„Wenn du den Hol-Johannes dazu bringen könntest, daß er Äppelvik wieder verläßt. Er ist daran schuld, daß die anderen ihre Höfe nicht verkaufen wollen. Wäre er nicht mehr im Dorfe, so würde es auch mit ihrem Widerstande zu Ende sein."

„Was krieg' ich, wenn ich ihn wegschaffe?"

„Was du verlangst, aber wie willst du ihn wegbringen?“

„Man kann ihm den Hof anzünden, man kann ihm das Pferd vergiften ... man kann ihm auch des Abends aufpassen, mit einem tüchtigen Knüppel in der Hand ...“

Der Amerika-Johann lächelte befriedigt.

„Gut, gut, ich merke, daß du mich verstehst ... beeile dich ... denn der Verkauf muß bald abgeschlossen sein.“

Auch Oskar lächelte.

„Aber ohne einen Vorschuß geht es nicht!“ sagte er.

„Vorschuß?“

„Ja ... man kann nie wissen ... vielleicht muß ich Hals über Kopf nach Amerika reisen ... und wenn ich dann kein Geld habe ...“

„Wieviel willst du?“

„Sagen wir vorläufig dreihundert!“

„Dreihundert? Bin ich ein Millionär?“

„Ja, dreihundert, mit weniger komme ich nicht aus dem Land.“

Der Amerika-Johann ging widerwillig zum Geldschrank, entnahm ihm das Geld und zählte es seinem Sohne langsam in die Hand.

„Wenn du mich betrügst, kriegst du kein Kupferstück mehr und auf die Erbschaft brauchst du dir dann keine Hoffnungen mehr zu machen!“

„Ich weiß, ich weiß“, antwortete Oskar. Aber er hatte nicht im Sinne, dem Hol-Johannes ernstlich zu schaden. Er nahm das Ganze als eine hübsche Gelegenheit, um seinem Vater das Geld aus dem Kassenschranke zu locken. Kommt Zeit, kommt Rat. Er konnte ja erzählen, daß seine Versuche mißlungen seien.

Während der Amerika-Johann ungeduldig drauf wartete, daß seinem ärgsten Feinde etwas Unangenehmes geschehe, trieb sich Oskar mit jenen Bauern herum, die ihre Höfe verkauft hatten und sich nun ihres Geldes freuten, so gut wie er, und jubelnd und übermütig dem

Branntweine zusprachen, was nun einmal ihre einzige Art war, ein Fest zu feiern.

Und da geschah es, mitten drin in einem solchen fröhlichen Zechen, daß sie einander zu hänseln begannen, ganz unschuldig erst, dann mehr und mehr sich steigernd und von der leichten Anspielung zum verletzenden Schimpfwort übergehend, dabei nicht nur die jeweiligen Schwächen und lächerlichen Seiten eines Angegriffenen brandmarkend, sondern auch noch alles Jämmerliche und Schmähliche, das seinen Eltern und Großeltern widerfahren war, zur Verstärkung herbeiziehend. So mußte auch Oskar manch anzügliches Wort hören, das er aber nicht weiter übelnahm, bis daß ihn die Bezeichnung „Esel", die ihm mehrmals und mit besonderem Nachdrucke zugerufen wurde, auf einmal in Harnisch brachte.

„Ich bin kein Esel!" schrie er.

„Doch, du bist einer!" tönte es von allen Seiten. „Du hast es ja nicht einmal verstanden, dir einen richtigen Vater zu verschaffen! . . . Du mußt' ja ein Esel sein, denn auch der Amerika-Johann ist ein Esel, sonst hätt' er nichtsoviel Land gekauft, mit dem nichts anzufangen ist."

Das Wort fand allgemeinen Beifall.

Da konnte Oskar nicht mehr an sich halten.

„Nein, ihr seid die Esel, die dümmsten Esel, die es gibt!" schrie er. „Ihr habt euch ja schon wieder anführen lassen."

„Wir?"

„Ja, ihr!"

„Womit denn?"

„Mit dem Verkaufe eurer Höfe!"

„Wieso? Ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen?" stotterten die Bauern und wurden zur Hälfte nüchtern.

„Mein Vater verkauft die Höfe an einen anderen," rief Oskar höhnisch, „aber zum doppelten Preise."

Die Bauern glotzten ihn an.

Nun wurden sie völlig nüchtern. Seine Worte taten größere Wirkung, als ebenso viele Eimer mit kaltem Wasser.

Wohl sperrten sich die Bauern, so gut es ging, gegen die unangenehme Erkenntnis. Oskar aber, wie berauscht von seinem Triumphe, bewies ihnen durch die Anführung aller in Frage kommenden Einzelheiten, daß der Amerika-Johann wieder einmal im Begriffe sei, sich auf ihre Kosten zu bereichern. Er ersparte ihnen weder den Ankauf der Eisenbahnaktienmajorität durch den Millionär, noch die Klausel in den Kaufbriefen, die dem Amerika-Johann das Recht verbürgte, gegen Entrichtung eines Reugeldes von fünf Prozent vom Kaufe zurückzutreten.

Die Äppelviker konnten nicht mehr daran zweifeln, daß sie betrogen worden waren. Denn auch der Umstand, daß die Kaufsumme erst im Frühjahr voll und ganz ausbezahlt werden sollte, sprach dafür. Sie machten ein Gesicht, als müßten sie Kieselsteine verschlucken. Sie beugten die Rücken, als seien sie in den letzten paar Minuten um zwanzig Jahre älter geworden.

Aber dann bäumten sie sich auf.

Und sie rotteten sich zusammen. Sie fanden sich, wie das Wasser im tiefsten See sich finden muß, und zogen ihres Weges, der so sicher und wie von selber zum „Seehof" führte, als gebe es auf Gottes weitem Erdboden keinen anderen Weg mehr.

Jetzt war's genug, schimpften sie, verdammt noch einmal, jetzt war's wirklich genug.

Der Amerika-Johann hatte sie um den Wald betrogen.

Er hatte sie um ihr Vermögen gebracht, das sie in die Dampfsägemühle gesteckt hatten.

Seinetwegen war der Pellas-Jerk erschossen worden, war der Skog-Anders jenseits des Meeres elend gestorben, hatte Britta den Verstand verloren!

Seinetwegen war der Stenbacks-Per unter die Steine gekommen, seinetwegen hatte sich der alte Modig aufgehängt.

Er hatte ihnen die Touristen auf den Hals geladen, diese verfluchten Touristen, die einem bloß zeigten, wie armselig man's hatte.

Und jetzt hatte er sie wahrhaftig auch noch um Grund und Boden geprellt.

Bloß Tod und Verderben war von ihm ausgegangen. O, wie glücklich waren sie nicht gewesen, ehe der Amerika-Johann sich im Dorfe gezeigt hatte. Man durfte gar nicht dran denken, wie glücklich sie gewesen waren!

Sie hatten wie im Paradiese gelebt, wahrhaftig, das hatten sie ... die Augen wurden ihnen naß, wenn sie daran dachten. Aber dann war der Amerika-Johann gekommen und hatte sie daraus vertrieben, hatte sie verlockt und verführt mit Versprechungen und großen Worten und all dem neuerfundenen überflüssigen Teufelszeug, und hatte sie angeschmiert und betrogen und ihnen die Haut über den Kopf gezogen.

So wälzte sich der wütende Haufen in den Seehof. Hinter ihm her schritt Oskar, halb neugierig, halb ängstlich, ohne daß sich einer um ihn kümmerte.

Die Bauern stapften mit dröhnenden Schritten ins Haus hinein. In einer Stube fanden sie den, den sie suchten.

Diesmal waren sie nicht linkisch, nicht scheu, nicht verlegen. Sie sahen nicht den reichen Mann, den gescheiten Händler. Sie sahen bloß einen Schwindler, einen Schuft, einen Schurken. Das gab ihnen sicheren Gang und gerade Haltung.

Sie drangen auf ihn ein, daß er kaum mehr Luft zum Atmen hatte, sie wälzten sich auf ihn, wie sich rutschender Sand und stürzende Erde auf einen Brunnengräber wälzt.

Er erschrak. Er ahnte, eine entfesselte, tobende, unberechenbare Kraft. Unwillkürlich dachte er an ein Pferd, das seinen Reiter abwirft und auf ihm herumtritt ... auf den Magen, auf dem Gesicht ...

Er spürte ihren Herzschlag. Wie ein einziger mächtiger

Herzschlag war's. Ihr Atem ging über ihn. Ein heißer, brennender Atem war's.

Er versuchte es, sich eine gleichgültige Miene zu geben. Aber es gelang ihm nicht. Seine Gesichtszüge gehorchten nicht mehr. In verzerrter Grimasse zeugten sie von seiner Furcht und seinem Beben.

Die Bauern starrten ihn an. Aber sie sahen ihn bloß undeutlich, verschwommen, wie in weiter Ferne. Das Blut war ihnen in den Kopf gestiegen und trübte das klare Augenglas.

„Du, Verfluchter, gib uns unsere Höfe zurück!"

Wer rief? war's der Dunder-Fredrik? oder waren es alle?

„Was soll das bedeuten?" stammelte er.

„Gieb uns die Höfe zurück!"

Ihre Hände wiesen nach dem Kassenschrank. Wie eine einzige, mächtige Hand war's, die nach dem Schranke wies.

Sie hatten mit eigenen Augen gesehen, wie er die wichtigen Papiere sorgfältig in den eisernen Kasten legte, nachdem sie unterschrieben worden waren.

„Wir sind ja handelseinig geworden", stotterte er.

„Hast du uns nicht betrogen, he? Hast du nicht die Absicht, unsere Höfe um den doppelten Preis zu verkaufen, he?"

Er wollte antworten, daß er sie nicht betrogen habe ... wenigstens nicht so, daß man ihn deswegen vor Gericht verklagen könnte ... er habe ja bezahlt, was sie gefordert hätten ... Aber er brachte die Lippen nicht voneinander.

„Gib uns unsere Höfe zurück!" schrien sie wieder.

Sie drängten ihn gegen den Kassenschrank.

Er wehrte sich. Er stemmte sich dagegen. Aber sie waren stärker als er.

„Mach' auf und gib uns die Kaufbriefe zurück ... Schreib', daß du von deinem Kauf zurückgetreten bist!"

„Nie, nie!“ stieß er zitternd hervor. Leib und Willen waren zwei getrennte Dinge geworden. Der eine bloß Angst, der andere bloß Trotz.

„Nimm dich in acht ...“

Er wußte, daß sein Leben in Gefahr war. Die Furcht stieg ihm an die Kehle wie ein Wasser, das ihn ertränken wollte. Aber die Höfe zurückgeben: Nein, nie. Das war unmöglich. Er konnte ganz einfach nicht ...

Sie packten den Kassenschrank an den Kanten und Vorsprüngen. Aber er rührte sich nicht.

„Mach' auf!“ schrien sie.

„Nein, nie!“ stöhnte er.

„Nie, sagst du, nie? Ist das dein Ernst, he?“

„Nie, nie, nie!“ keuchte er heiser.

Er spürte schon den Tod. Die Furcht hatte sich ihm um den Hals gelegt wie zwei eisenfingrige Klammerfäuste. Aber er gab nicht nach. Nein, er gab nicht nach.

„Du mußt!“ schrien sie.

„Nie, nie ...“

„Entweder ... oder ...“

Sein Besitztum weggeben? Sein Geld? Seinen Gewinn Nein!

„Nie! Nie!“

Jetzt fielen sie über ihn her. Rasende Männer fielen über ihn her. Es war, als ob ein Mann auf ihn losschlüge, ihn niederwürfe.

Er dachte an das Pferd ...

„Zu Hilfe!“ schrie er und hob die Hände und versuchte das Antlitz zu schützen.

Oskar stand hinter der Türe, aber er rührte sich nicht. Sein Beistand hätte ja doch nichts auszurichten vermocht.

Der Amerika-Johann lag am Boden ... es wurde schwarz um ihn ... nicht sterben, nicht sterben, schrie sein Leib ... aber die Hiebe fielen ohne Unterbruch ... war das ein Stuhl, der ihn traf? ... Ja, das mußte ein Stuhl sein ... Erbarmen, Erbarmen ...

Oskar stand immer noch bei der Türe und schaute steif in die Stube. Sein Vater hatte kein Testament gemacht, sagte er sich. Er würde also nichts erben.

Die Bauern schlugen auf den Amerika-Johann ein, als wollten sie ihre eigene Scham und Schande, ihr eigenes verfehltes Leben totschlagen.

„O Gott", stöhnte der Amerika-Johann. Aber das Wort gab ihm keinen Trost.

Mit einer letzten Anstrengung schaute er um sich.

Sein Blick, noch einmal wach geworden, irrte durch das Zimmer. Er sah den Kassenschrank. Eine Freude durchfuhr ihn. Sie können ihn nicht öffnen, dachte er. Und auf einmal kam ihm das Bewußtsein dessen, was geschah: Er wurde ermordet ... ermordet ... die anderen, die Bauern ... waren Mörder ... Mörder ... Sie kamen ins Zuchthaus ... er war gerächt ... die Schollentramper, die Mistkutscher, die Sauhirten ... aus war's mit ihnen ... aus ... für immer und ewig ...

Er spürte keine Schmerzen mehr. Keine Angst ... die Verzweiflung war von ihm gewichen ... er war ja gerächt ... die anderen waren vernichtet ...

So starb er, wie ein Soldat wohl befriedigt stirbt, der mit der letzten Kraft noch dem siegreichen Feind den Todesstoß versetzt hat.

Die Bauern ließen von ihm ab.

„Den hat's ... dem haben wir's gegeben ..." keuchten sie.

Ein wilder Triumph wirbelte durch ihre Seelen.

Aber mit der Ernüchterung und Besinnung kam die schlimme Erkenntnis des Geschehenen über sie.

Die Bauern starrten den Daliegenden an, der kein Glied mehr rührte und dessen Macht doch immer noch lebendig war.

„Wir haben ihn früher einmal den Tod genannt," sagte der Dunder-Fredrik langsam und schauerte zusammen, „jetzt ist er wahrhaftig unser Tod."

Die Bauern schlossen sich enger aneinander an, so

drängten sie sich durch die Türe, so kamen sie vors Haus.

Was nun? Sie waren ja Mörder geworden.

Fliehen? Aber wohin? Die Welt war so groß . . . die Welt war so klein . . . so erbarmungslos klein . . .

Nach Norwegen? Nach Amerika?

Das Wort Heimat bekam auf einmal einen starken Klang. So hatten sie es früher nie gehört.

Und ihre Höfe! Nie mehr sollten sie ihre Höfe wiedersehen!

Aber die Höfe waren ja verkauft! O, wie hatten sie ihre Höfe verkaufen können! Sie hatten gar nicht gewußt, daß ihre Höfe etwas so Herrliches waren. Jetzt erfuhren sie es, da ihnen bloß zwei Dinge offen standen: Flucht oder Zuchthaus. Es fiel ein Licht auf die Höfe als wie von hundert Sommersonnen.

Was tun? Die Zeit drängte. Sie mußten sich entschließen. Noch war der Totschlag unentdeckt.

Und sie sannen und sannen. Und immer lauter und heller klang das Wort „Heimat". Es war ihnen, als hörten sie tausend Sonntagsglocken läuten.

Und immer schöner und prächtiger standen die Höfe vor ihnen, wie ein verlorenes Paradies.

Da begann der Dunder-Fredrik zu reden.

„Ich hab' in meinem Leben viel geschwatzt und viel Dummes mag dabei gewesen sein," sagte er, „aber nun möcht' ich euch noch einmal bitten, mir zuzuhören, denn es ist mir, als habe ich den richtigen Weg gefunden."

Die anderen nickten und schauten ihn forschend an.

„Zwei Dinge liegen mir jetzt auf dem Herzen," fuhr er fort, „meine Sünde und mein Hof. Für die Sünde will ich büßen. Ich möchte aber auch, daß dem Hof geholfen werde. Denn jetzt, da der Amerika-Johann gestorben ist, werden uns die Höfe wieder zufallen. Und da wir nun zweierlei Menschen sind, die die Tat begangen haben, nämlich Junge, die noch stark und kräftig sind und mit-

ten drin im Leben, und alte, die schon dem Ende entgegen gehen und nicht mehr viele Arbeitsjahre übrig haben, sondern mehr nur die Zeit der kleinen Hülfeleistung und des müßigen Zuschauens; und da uns niemand bei der Tat betroffen und berichten kann, wie alles geschah, so ist es meine Meinung, daß wir Alten die Schuld auf uns nehmen und uns den Richtern stellen als die, die das Schlimme begangen, die Jungen aber und die Kräftigen auf unseren Höfen durch Arbeit und Fleiß gut zu machen versuchen, was sie verbrochen!"

Er sah sich um und fand in den Augen der Alten den tiefen Glanz der Ergebung und in den Augen der Jungen einen frischen, hoffnungsfreudigen Schein. Da wußte er, daß er aus der Seele aller gesprochen hatte und freute sich darüber.

Aber da sagte sein Sohn:

„Es will mir scheinen, als sei ich drinnen bei der Türe am jungen Oskar vorübergegangen."

Da erschraken alle. Denn wenn er berichtete, was er gesehen, dann mußten sie alle büßen.

Der Dunder-Fredrik schritt wieder ins Haus hinein. Als er unter die Türe der Stube trat, in der das Gräßliche geschehen, sah er Oskar vor dem geöffneten Kassenschrank stehen und seine Taschen mit Geldscheinen und Silberstücken füllen.

Als jener sich aber schließlich umdrehte und den Zuschauer erblickte, fuhr er zusammen.

Der Dunder-Fredrik winkte ihn zu sich heran.

„Schweigen gegen Schweigen", sagte er leise.

Oskar starrte ihn verständnislos an.

„Wenn du mir versprichst, daß du vor Gericht nicht als Zeuge wider uns auftrittst, wenn wir fünf Alten alle Schuld auf uns nehmen als die einzigen Missetäter, so versprech' ich auch dir, daß ich niemand ein Wort von dem sage, was ich eben gesehen habe."

Oskar atmete auf.

„Ich reise nach Amerika," sagte er leichthin, „mich sieht man nicht so bald wieder."

Da war die Reihe des Aufatmens am Dunder-Fredrik.

Und Oskar ging zum Kassenschrank zurück, schloß die Türe, zog den kleinen glänzenden Schlüssel aus seiner Öffnung, beugte sich nieder und steckte ihn dem Toten wieder in die rechte Rocktasche.

Angewidert verließ der Dunder-Fredrik die Stube und es wurde ihm erst wieder wohler, als er seine Genossen sah und ihnen mitteilen konnte, daß ihr Geheimnis gewahrt werden würde.

Da traten die Alten neben ihn. Und sie wandten dem Dorfe den Rücken und begannen auszuschreiten. Die Jungen gaben ihnen das Geleit, und es war ihnen, als hätten sie ihre Väter nie größer und schöner gesehen.

Am steilen Raine machten sie Halt.

Und da sagte der Dunder-Fredrik zu den Jungen und Starken: „Wir gehen ins Zuchthaus, wo wir vom Himmel nur noch ein kleines Endchen sehen und von der ganzen übrigen Welt nicht mal so viel. Fünf Jahre, werden wir es aushalten, aber ob wir es zehn Jahre aushalten werden? Oder gar zwanzig?" Er schwieg eine Weile. „Vielleicht kommen wir nie mehr zurück, oder wir sind Greise und Kranke, wenn es geschieht, und ihr kennt uns nicht mehr. Was jetzt ein Bäumchen ist, ist dann ein Baum, was jetzt ein Bub' ist, ist dann ein Mann, was älter ist als wir, liegt dann im Grabe und hat den Mund voll Erde." Wieder schwieg er eine Weile. „Dies aber sag' ich euch, nicht um euch zu betrüben, sondern um euch anzueifern zur Arbeit, denn das wird unser bester Trost sein. Und wenn euch die Müh' hart ankommt, wenn euch der Rükken schmerzt, die Beine wie zerschlagen sind, dann denkt an uns, das wird euch neue Kräfte geben. Lebt wohl ... grüßt die Weiber, grüßt alles ... euch übergeben wir die Höfe. Gelobet uns, daß ihr sie treu verwalten werdet."

Sie gelobten es. Sie hatten nicht schwer, es zu geloben. So sehr erschütterte sie das Opfer ihrer Väter und der drohende, dämmernde Hintergrund von Kerker und Haft, gegen den gehalten auch die schwerste Arbeit zu einer lieben Freude wurde.

Sie gaben sich die Hände und trennten sich, die einen, um ins Dorf zurückzukehren, die anderen, um dem Gerichte entgegenzugehen.

Als sie den Rain hinuntergestiegen waren, blieb der Dunder-Fredrik von neuem stehen.

„Seht euch um," sagte er, „vielleicht ist's zum letztenmal."

Und sie schauten sich um, und ein klarer Septembertag war's, und noch nie hatten sie so Schönes erblickt wie die sanft ansteigenden Wiesen mit dem kurzen grünen Gras und die braunen Äcker, die wie im Schlafe dalagen nach vieler Sommermüh', und das Dorf, die Stätte ihres Lebens, und den weiten, weiten Himmel darüber.

Und die Erde duftete stark, denn keine Blumen blühten mehr, die die Lüfte mit ihren Wohlgerüchen füllten, und nicht mehr gebunden war ihr würziger, herber Atem durch hohes Gras und üppiges Kraut und mannigfaches, überwucherndes Wachstum.

Da wurde ihnen der Abschied schwer.

„Wenn nur die Sonne nicht schiene," sagte der Skomar-Hans, „ich glaube, es wäre leichter, von allem zu scheiden, wenn es regnete."

„Nein, das wäre es nicht," sagte der Dunder-Fredrik, „denn dann würdest du an das willkommene Wasser denken, das die Erde tränkt und für die allzeit rinnenden Quellen so nötig ist. Ach, immer würdest du etwas zu loben und zu preisen haben."

Der Kvist-Pelle ging über den Straßengraben.

„Wohin willst du?" fragte ihn der Dunder-Fredrik.

Der Kvist-Pelle antwortete nicht.

Hingegen beugte er sich zum Boden nieder, füllte seine

Hand mit der mageren, sandigen Erde und ließ sie aus der Hand in die Rocktasche rinnen.

„Was tust du?“ fragte der Dunder-Fredrik.

„Ich nehme unsere Erde mit,“ antwortete Kvist-Pelle.

Da schritten auch die anderen über den Straßengraben und griffen nach der Erde, die ihnen immer so armselig vorgekommen war und die sie so viele Jahre lang verachtet hatten und die sie nun auf einmal an sich rissen wie das teuerste Gut.

Es ging ein Lächeln über Dunder-Fredriks Antlitz, und er sagte:

„Immer wieder muß ich mich verwundern! Der Amerika-Johann sei der Tod, rief ich; aber das, was wir jetzt spüren, ist das nicht das Leben, das wahrhaftige Leben?“

Da nickten die anderen mit aufgehellten Mienen, und sie schritten weiter, der Strafe entgegen, und bisweilen befühlten sie ihre Taschen und vergewisserten sich, daß der kostbare Schatz noch immer da sei.

Vor dem Kirchdorfe trafen sie den Pfarrer. Er war auf einem kleinen Spaziergange begriffen und überdachte seine Predigt, wie es sich an einem Sonnabend geziemt. Er hatte sie beinahe fertig im Kopf. Es war übrigens im großen und ganzen dieselbe Predigt, die er schon im Jahre zuvor gehalten hatte: sachgemäß, vernünftig, mit wohlberechnetem Aufbau und gutgefügtem Schlußsatze. Er brauchte sich ihrer nicht zu schämen.

Die Bauern sahen, wie er langsam, ruhig und sicher auf sie zukam. Etwas wie Haß sprang in ihnen auf.

Woher nahm dieser Mann seine Sicherheit? Gab es für ihn keine Versuchung, keine Gefahr, keine Abgründe? Würde er nie zusammenbrechen unter allzu großer Bürde wie sie? Mußten nur sie ihr Kreuz tragen, er aber nicht? Warum das?

Sie blieben vor ihm stehen, ohne zu grüßen, ohne den Mund aufzutun.

Er schaute sie verwundert an. Dann dachte er an bäurische Unbeholfenheit und Schüchternheit, grüßte und streckte dem Dunder-Fredrik, als dem nächsten, die Hand entgegen.

Aber der Dunder-Fredrik verbarg seine Hand hinter dem Rücken.

Der Pfarrer wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Er ließ seine Hand wieder sinken und spürte Scham und unangenehme Verlegenheit.

Der Dunder-Fredrik sah ein, daß er das Schweigen brechen mußte.

„Ich kann dir die Hand nicht geben," sagte er ernst und gewichtig.

Carlénius schaute ihn fragend an.

„Der Amerika-Johann ist tot," fuhr der Dunder-Fredrik fort.

Carlénius stieß einen Ausruf des Erstaunens aus. Tot also? Aber was hatte das mit der Hand zu tun? Deswegen brauchte ihm doch nicht die Hand verweigert zu werden?

Der Dunder-Fredrik wartete auf eine Frage, die ihm den schrecklichen Bericht erleichtern würde. Aber der Pfarrer, der ruhige, selbstbewußte Mann mit den reinen Händen, schaute ihn bloß an.

„Der Amerika-Johann ist totgeschlagen worden," preßte er endlich hervor.

„Totgeschlagen worden?" wiederholte Carlénius stotternd. Er wollte fragen, von wem? Aber dann ließ er es bleiben. Er wußte auf einmal, wer das Verbrechen begangen hatte.

Gerechter Zorn wallte in ihm auf. Entrüstung und Abscheu ließen ihn erbeben.

„Gemeine Mörder!" rief er strafend. Und in seiner Seele klang es: O Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die da.

Die Bauern zuckten mit keiner Miene. Die strafenden

Worte gingen an ihren Ohren vorbei. Sie hatten gesündigt, das wußten sie. Aber sie waren im Begriff, ihre Sünde zu sühnen. Sie hatten den Leidensweg angetreten. Die anderen Menschen gingen sie nichts mehr an. Sie lebten schon in einer anderen Welt, in einer Welt, die nichts mit der gemeinsam hatte, wo die Wasser fließen und die Bäume in den Himmel wachsen und die Füße der Menschen wandeln, wohin sie wollten.

Aber wenn denn gescholten und angeklagt werden sollte, hatten nicht auch sie Recht und Grund genug, anzuklagen? War der Mann, der ihnen so hochmütig gegenüberstand, nicht eingesetzt, um ihr Führer, ihr Hirte, ihr Seelsorger zu sein? War er das gewesen? Hatte er seines Amtes gewaltet, wie es seine Pflicht war? Hatte er wahrhaftig und wirklich für ihre Seelen gesorgt?

Nein, das hatte er nicht.

Und der Dunder-Fredrik sprach es aus, was sie empfanden, und sagte: „Auch du bist schuld daran."

Und als sei damit alles erledigt, was ihr Verhältnis zum Pfarrer betreffe, so schritten sie weiter.

„Wohin geht ihr?" rief Carlenius, plötzlich erschüttert.

„Zum Länsmann, und dann ins Zuchthaus," antwortete der Näs-Olle, der der letzte im Zuge war. Und immer größer wurde der Abstand zwischen ihnen und ihm.

Er empfand eine Regung, ihnen nachzulaufen, an ihrer Seite zu gehen und ihnen tröstend zuzusprechen. Aber er blieb stehen. Er spürte auf einmal eine grenzenlose Ohnmacht, er war ja so klein, so jämmerlich klein, er war es nicht wert, diesen Sündern die Schuhriemen aufzulösen.

Sie hatten etwas Ehrwürdiges, etwas Heiliges. Sie hatten Gleiches getan, Gleiches erlitten und wandelten gleichem Schicksal entgegen. Alle Unterschiede zwischen ihnen waren verwischt. Was tat es, daß der Näs-Olle groß und stark war und den mageren, etwas gebückten Dunder-Fredrik um Haupteslänge überragte? Und daß der Skomar-Hans wie ein viereckiger Holzklotz aussah, der Kvist-

Pelle aber so dünn war, daß ein kleines Kind die Ärmchen um ihn schlingen konnte und der Back-Jonas einem Soldaten nichts nachgab in kräftigem Schritt und strammer Haltung? Nun sah der Pfarrer dies alles nicht mehr, denn das Gewöhnliche und Gemeine und auch das Lächerliche war von ihnen genommen, und wie ein Schein lag es über ihnen.

Und er stand immer noch auf dem gleichen Fleck und schaute nach der Straßenbiegung, hinter der sie verschwunden waren.

Auch du bist schuld daran, rief es in ihm und wollte nimmer schweigen.

Ja, auch er war schuld daran.

Seine Selbstgerechtigkeit fiel von ihm ab wie ein zerfetztes Kleid.

Nie hatte er, der Seelsorger, einen Blick in die Seelen seiner Pfarrkinder getan. Er hatte es nie versucht. Darum hatte er sie auch nicht leiten können.

Wo war der Glaube und das innere Feuer gewesen, das eine Predigt durchglühen soll? Hatte ihm Gott mehr als ein Wort bedeutet und heilige Handlung mehr als ein Symbol?

Nun aber spürte er Gott als eine Macht, die Menschen gut und stark zu machen, als einen Willen, die Hungernden zu speisen und die Dürstenden zu tränken, als eine Kraft, das Himmelreich zu schaffen. Und so schlecht hatte er Gott gedient, daß kein Schwacher stark gemacht, kein Dürstender getränkt und keiner mit dem Himmelreich beschenkt worden war. Rings um ihn herum waren Menschen zugrunde gegangen ... er aber hatte sich bloß um seine Studien gekümmert und ihnen, den Notleidenden, den um Hilfe Rufenden, den Verzweifelten Steine gereicht statt Brot.

Nein, er war kein Pfarrer gewesen nach dem Willen Gottes, nie war er es gewesen. Die Aussicht auf eine sichere Stellung und einen leichten Broterwerb hatte ihn in der

Jugend dies Amt wählen lassen. Keine innere Stimme hatte ihn dazu getrieben.

Es war an der Zeit, der Lüge ein Ende zu machen. Er war es nicht wert, auf der Kanzel zu stehen und das Wort Gottes in seinem Munde zu führen. Er mußte seine Pfarrerwürde niederlegen.

Carlénius schritt langsam durchs Dorf und trat in sein Haus.

Nun blieb ihm nur eines übrig: von dannen zu gehen und als ein demütiger Mensch den Menschen zu helfen, so weit es in seinen Kräften stand. Vielleicht, daß er den Bauern im Kampf um das tägliche Brot beistehen konnte, dank seinen wissenschaftlichen Einsichten. Vielleicht daß es ihm vergönnt war, den Kranken und Beladenen zu helfen mit tätiger, tröstender Liebe. Er wollte zufrieden sein, wenn die Bauern sich nicht taub stellten und ihm die Türe wiesen, da er in ihre Stube trat, um ihnen bescheidenen Rat und willige Liebe anzubieten.

Carlénius rief den Küster zu sich und eröffnete dem überraschten und bestürzten Manne, daß sich das Dorf nach einem anderen Pfarrer umsehen müsse. Er werde alsobald nach einem Stellvertreter telegraphieren, sollte es sich aber als eine Unmöglichkeit erweisen, in so kurzer Zeit einen anderen Pfarrer zu beschaffen, so ersuche er den Küster, der am Sonntag versammelten Gemeinde in der Kirche mitzuteilen, daß der Gottesdienst leider ausfallen müsse, denn er, ihr bisheriger Pfarrer, sei es nicht wert, auf die Kanzel zu steigen.

Wohl flehte ihn der Küster mit vielen Worten an, nicht vorschnell und unbedacht zu handeln und seine eigene Stellung und das Ansehen der Kirche nicht leichtsinnig zu gefährden. Carlénius blieb bei seinem Entschlusse.

Und er begann sein Besitztum zu ordnen, räumte Schränke und Schubladen, packte Kisten und Koffer und setzte sich dann an den Tisch, um ein paar Briefe zu

schreiben, von denen einer an die zuständige Kirchenbehörde gerichtet war und um die Genehmigung seines Rücktrittes und um die baldige Entsendung eines Stellvertreters ersuchte, währenddessen ein anderer der Universität in Uppsala, insbesondere dem botanischen Institute daselbst, die Mitteilung machte, daß in nächster Zeit die Ankunft seiner Pflanzenherbarien zu erwarten sei, die er zur Vervollständigung der Sammlungen schwedischer Flora hiermit geschenkweise überlasse. Bei dieser Gelegenheit schaute er noch einmal in die Vergangenheit zurück und in die Zeiten seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, ging noch einmal als Student durch den botanischen Garten, diese steife, antikisierende Schöpfung Linnés mit all der lieben Pflanzenwelt in den schulmeisterlich geordneten Beeten zwischen sauber geharkten Sandwegen, Buchsbaumborten und kugelförmig beschnittenen Fichtenhecken. Er sah ihn nah und deutlich vor sich, diesen ihm so teuren übersichtlichen Blumengarten zu Studienzwecken, der beinahe einem feierlichen, weltfernen Friedhofe glich in seiner altmodisch streng geordneten Sachlichkeit, mit den weißgrauen Stäbchen und den ovalen Namensschildern. Dann aber machte er einen entschlossenen Strich unter seine bisherige Lebensrechnung, erhob sich, kleidete sich in einen bescheidenen hellgrauen Mantel und schritt durch die Kirchentüre ins Freie und ungesehen hinter dem Gotteshause vorbei über ein Ackerfeld in den nahen Wald.

Und währenddessen seine alte Haushälterin, die mit vor Schrecken steifen Beinen allen seinen eilfertig gegebenen Befehlen kaum nachgekommen war, noch immer auf dem gleichen Flecke stand, wo er Abschied von ihr genommen hatte, und auf einen Zettel starrte und vor Tränen doch nicht lesen konnte, was er enthielt an Aufträgen und auszuführenden Besorgungen — währenddessen der Küster mit der überraschenden Kunde wie ein Verrückter durchs Kirchdorf lief und den Länsmann und

andere einflußreiche Persönlichkeiten um ihren Beistand und ihr Einschreiten ersuchte, auch schon viel neugieriges und erregtes Volk, das kaum notdürftig über die Nachricht des begangenen Mordes hinweggekommen war, sich vor dem Pfarrhause zu versammeln begann — ging Carlénius demütig den Weg, den er sich erwählt hatte, mit wenig Hoffnung, wenig Zuversicht, doch mit dem starken Drang im Herzen, zu handeln, wie er nun zu handeln sich bestrebte, und stieg endlich mit klopfendem Herzen den Rain hinauf, der nach Äppelvik führte.

Vier Tage darauf, da sie im Kirchdorfe den Amerika-Johann zu Grabe trugen, stand Carlénius vor dem Hol-Mattshofe und dachte an den, den sie in der Erde begruben, und an jene, die im Gefängnis begraben waren, und schaute über den See und die Höfe und Dörfer rings um ihn, wo sich Altes und Neues so bunt vermengte, wo die Häßlichkeit stolz neben die Schönheit trat und die Äußerungen so sehr verschiedenen Lebens einander feindlich gegenüberstanden. Und das Herz ward ihm schwer und seine Seele betrübt, und hoffnungslos erschien ihm alles.

Da kam ein Wagen den Rain herauf. Drin saß der alte Spel-Daniel in seinem Schafpelz und neben ihm ein junger Bauer.

Vor Carlénius hielt der Wagen an.

„Nun komm' ich in mein Dorf, um zu sterben," sagte der Spel-Daniel mit leuchtenden Augen.

„Weil ihr einen anderen Pastor habt?" fragte Carlénius leise und spürte ein schlimmes Weh in der Brust.

„Nein, weil du die Liebe hast."

Da begann Carlénius zu zittern, denn eine starke Freude ging durch ihn, wie der Sturm durch einen Wald.

Und der alte gebrechliche Spel-Daniel schwatzte fröhlich drauflos:

„Eine herrliche Zeit ist angebrochen nach so vielem

Bösen und Schlimmen, das geschehen ist. Ich hab' diesen jungen Burschen gefragt: Willst du mich nach Äppelvik fahren? Du kriegst meinen Schafpelz zum Dank, wenn ich gestorben bin. Er aber hat gesagt: Wohnt nicht unser Pfarrer dort oben und tröstet die Leute und hilft ihnen, wo er nur kann, und verlangt weder Lohn noch Dank? Und ich soll dich nicht umsonst fahren können? ... Das hat er gesagt und hat mich wahrhaftig umsonst gefahren."

Dem Carlénius war es, als würde er gesegnet.

„Und im Wald," berichtete der Spel-Daniel, „da hat er mir aus dem Wagen helfen müssen ... und ich bin rückwärts gegen die Fichten gegangen, und der erste Baum schon, an den ich stieß, der hat gesungen und geklungen wie himmlische Musik. Wohl bin ich zu alt zum Geigenspielen. Aber nun weiß ich doch, daß die klingenden Bäume wieder haufenweise im Walde stehen ... Ja, Pfarrer, eine herrliche Zeit!"

„Ich bin kein Pfarrer mehr," sagte Carlénius.

Spel-Daniel aber lächelte und schüttelte den Kopf.

„Doch, du bist ein Pfarrer, erst jetzt bist du ein Pfarrer und ein Hirt deiner Herde, weil du mit ihr lebst und mit ihr leidest. Da du deinem Amte abgesagt hast, ist es dir gegeben worden; da du glaubtest, kein Pfarrer mehr zu sein, bist du erst einer geworden. Wer sich erniedrigt, wird erhöhet werden."

Da kam die Hoffnung und die Zuversicht über Carlénius.

„Aber nun heb' mich herunter, Pfarrer," sagte der Spel-Daniel. „Der Hol-Matts wird mir wohl ein Plätzchen gönnen, wo ich mich ausruhen darf."

Und Carlénius hob ihn vom Wagen herunter und trug ihn auf den Armen ins Haus. Und der Alte war so leicht wie ein Kind, ja noch leichter, so leicht wie ein Vogel, und das war nicht weiter verwunderlich, da er ja so eifrig und sehnsüchtig ans Davonfliegen dachte.

Zur gleichen Zeit stand der junge Hol-Johann auf dem

grünen Rasen des Pellashofes, und neben ihm stand Kerstin. Und beide freuten sich heimlich, daß sie beisammen waren, wenn auch die Ereignisse der letzten Tage dunkel über ihnen schwebten und alle lauten Rufe dämpften. Und in ihren Gesprächen verweilten sie bei der bedrängten Zeit, doch auch bei manchen neuen tröstenden Zeichen und grünender Hoffnung, und gingen dann ganz leise und vorsichtig zu dem über, was ihre eigenen Herzen noch verschwiegen, doch stark und mächtig rührte.

Und sie zeigte ihm wohl ein Dutzend Wollenstränge, die sie gefärbt hatte mit Heidekraut und Birkenlaub und Schachtelhalm und verschiedenen Flechten und auch mit der Rinde des Apfelbaumes und der Erle, und die nun schon zwei Jahre lang in einer Truhe lagen in fröhlicher, satter Buntheit. Und sie erzählte ihm, daß sie im Winter eine Decke weben werde, eine warme, breite Decke, auf der rote Flammen zu sehen sein sollten und viele, viele Blumen und auch ein bißchen blauer Himmel und nicht zu vergessen das liebe Sonnenlicht. Und als er lächelte und scherzend sagte, daß es gerade eine solche Decke sei, die früher die jungen Mädchen webten, wenn die ersehnte Zeit der Hochzeit näher rückte, und ob sie nicht auch ein feines Hemd in Arbeit habe, wie es dem Hochzeiter von der Braut geschenkt wurde, und vielleicht auch ein Paar „Sehnsüchtler", wie man die Bräutigamsstrümpfe nannte, da schaute sie ihn übermütig an und sagte, daß das nicht ganz sicher, doch auch nicht ganz ausgeschlossen sei.

Da begann auch er von seinen Plänen und zukünftiger Arbeit zu berichten. Besonders ausführlich hielt er sich bei einem Stuhle auf, der in nicht allzu langer Zeit fertig dastehen werde. Ein feiner Stuhl sei es, und froh sei er über die Drehbank, die er sich angeschafft habe, denn die Stuhlbeine seien gedrechselt und auch die Armlehne stütze sich auf gedrechselten Säulchen, desgleichen die breite, starke Rückenplatte. Es schien ihr, als könne er